

Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe

Steinburger Jahrbuch 2000 1999

Bestand: Bibliothek

Signatur: B-INV 6224



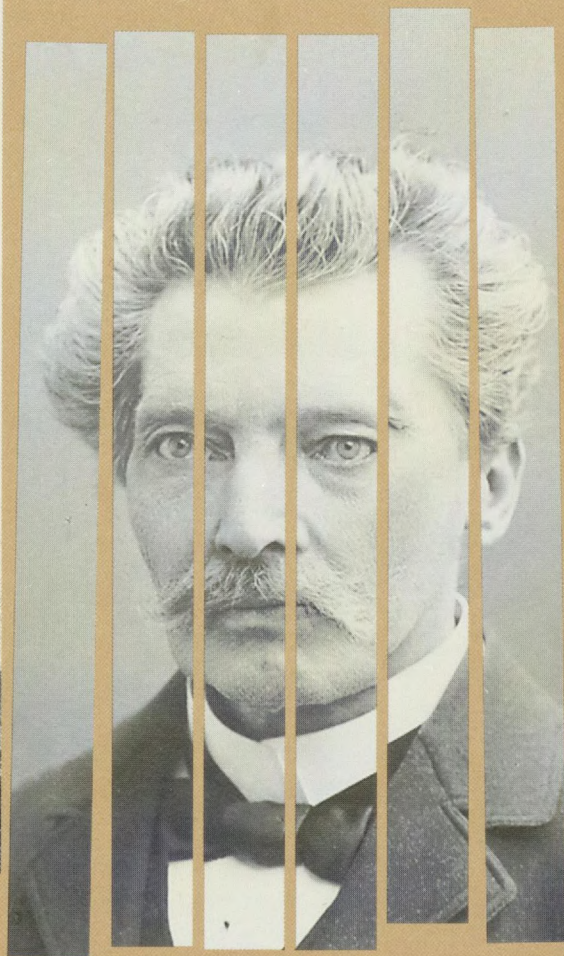
Lizenz: Creative Commons CC BY-NC-ND 4.0 Namensnennung-Nicht
Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Bei der Veröffentlichung aus dem Archivgut gewonnener Erkenntnisse ist die
Fundstelle folgendermaßen anzugeben:

*Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe, Bibliothek, B-
INV 6224*

STEINBURGER JAHRBUCH 2000



HERAUSGEGEBEN VOM HEIMATVERBAND
FÜR DEN KREIS STEINBURG

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe

STEINBURGER JAHRBÜCHER bis 1965	Mitgliederpreis / Ladenpreis
STEINBURGER JAHRBUCH 1966	 sind vergriffen
STEINBURGER JAHRBÜCHER 1967 und 1968	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1969	12,- DM / 15,- DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1970	12,- DM / 15,- DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1971	12,- DM / 15,- DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1972	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1973	12,- DM / 15,- DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1974	12,- DM / 15,- DM
STEINBURGER JAHRBÜCHER 1975 und 1976	 (vergriffen)
Mit dem 21. Jahrgang folgt die Konzeption einem Leitthema:	
STEINBURGER JAHRBUCH 1977	 (vergriffen)
Wasser und Wasserwirtschaft	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1978	 (vergriffen)
Literatur und Schriftsteller	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1979	 (vergriffen)
Dorf und Landwirtschaft	15,- DM / 18,60 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1980	 (vergriffen)
Kirche und kirchliches Leben	15,- DM / 18,60 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1981	 (vergriffen)
Handel und Handwerk	15,- DM / 18,60 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1982	 (vergriffen)
Schule und Schulalltag	15,- DM / 18,60 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1983	 (vergriffen)
Verkehr, Verkehrsträger u. Verkehrsentwicklung	15,- DM / 18,60 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1984	 (vergriffen)
Verbände, Vereine, Vereinigungen	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1985	 (vergriffen)
Schlösser, Herrenhäuser, Landsitze u. Güter	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1986	 (vergriffen)
Geldgeschichte, Wirtschaft u. Sparkassenwesen	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1987	 (vergriffen)
Malerei und Musik	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1988	 (vergriffen)
Bodenschätze und Industrialisierung	 (vergriffen)
STEINBURGER JAHRBUCH 1989	 (vergriffen)
Natur und Landschaft	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1990	 (vergriffen)
Photographie und Film	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1991	 (vergriffen)
Recht und Gericht	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1992	 (vergriffen)
Sage, Märchen und Volkslied	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1993	 (vergriffen)
Post, Telegraf und Telefon	23,- DM / 26,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1994	 (vergriffen)
Garnisonstandorte und Militärgeschichte	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1995	 (vergriffen)
Ortswappen und Ortschroniken	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1996	 (vergriffen)
NS-Zeit: Politik und Alltag	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1997	 (vergriffen)
Kulturdenkmäler	20,- DM / 23,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1998	 (vergriffen)
Theaterleben und Bühnengeschichte	22,- DM / 25,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 1999	 (vergriffen)
Rathäuser und Gasthäuser	22,- DM / 25,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 2000	 (vergriffen)
Historische Persönlichkeiten	24,- DM / 27,90 DM
STEINBURGER JAHRBUCH 2001	 (vergriffen)
Brücken und Fähren	 (vergriffen)

Historische Persönlichkeiten

Steinburger Jahrbuch 2000

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe

INV 6224

STEINBURGER JAHRBUCH 2000

Historische Persönlichkeiten

Im Auftrag des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg
Herausgegeben von
Priv.-Doz. Dr. Alexander Ritter und Peter Fischer

Itzehoe 1999

44. Jahrgang

Umschlagbild: Johann Rantzau (1492–1565) u. Johann Hinrich Fehrs (1838–1916)

Das Steinburger Jahrbuch erscheint einmal jährlich als offizielle Schrift des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg (Kreisverein des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes). Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Mitglieder des Heimatverbandes erhalten das Jahrbuch kostenlos. Mitglied kann jeder Interessierte werden (Jahresbeitrag 30,- DM). Beitrittserklärungen, Anschriftenänderungen und Anfragen erbeten an die Geschäftsstelle des Heimatverbandes im Kreishaus, Viktoriastraße 16, 25524 Itzehoe, Tel. 04821/69456 oder 69297.

Bank: Sparkasse in Steinburg, Konto-Nr. 146978 (BLZ 22250020),
Postbank Hamburg 239480-209 (BLZ 200 100 20).

Manuskripte und Besprechungsexemplare erbitten die Herausgeber an die folgenden Anschriften zu richten:

Priv.-Doz. Dr. Alexander Ritter, Ferdinand-Sauerbruch-Str. 2, 25524 Itzehoe,
Tel. 04821/402733, Fax 04821/402734

Peter Fischer, Kattenkuhl 2, 25524 Oelixedorf, Tel. 04821/91729, Fax 04821/92610

© Heimatverband für den Kreis Steinburg 1999

Nachdruck ohne Genehmigung der Redaktion nicht gestattet.

Gesamtherstellung: Frank GmbH · Druckerei Verlag Werbeagentur · Itzehoe

Inhalt

<i>Dr. Burghard Rocke</i>	Geleitwort	7
<i>1. Vorsitzender des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg</i>		
<i>Alexander Ritter, Peter Fischer</i>	Redaktionelle Anmerkungen	8
<i>Gerhard Kraack</i>	Johann Rantzau (1492–1565) – Feldherr und Staatsmann	9
<i>Detlev Kraack</i>	Heinrich Rantzau (1526–1598) – ein norddeutscher Adliger von europäischem Format: im Dienste der Familie, des Königs und der Musen	29
<i>Klaus-J. Lorenzen-Schmidt</i>	Christian IV., König von Dänemark, Herzog von Schleswig und Holstein, und seine Beziehung zum Gebiet des heutigen Kreises Steinburg	53
<i>Bernd Langmaack</i>	Friedrich Ernst Markgraf zu Brandenburg-Culmbach Eine glanzvolle Persönlichkeit, mit Königen verschwägert	61
<i>Werner Schlüter</i>	Von Horst nach Sankt Petersburg und zurück Jacob, Wilhelm und Otto Struve	73
<i>Alexander Ritter</i>	Johann Gottwerth Müller (genannt von Itzehoe): Aufklärung aus der Kleinstadt Von den provinziellen Möglichkeiten literarischer Gelehrsamkeit	97
<i>Manfred Koch</i>	Die Etatsrätin Charlotte Doos(e) (1758–1829) zu Wilster und ihre Stiftungen	129
<i>Klaus-J. Lorenzen-Schmidt</i>	Historiker der Elbmarschen	141
<i>Karl-Heinz Roll</i>	Detlev von Liliencron in Kellinghusen	158
<i>Kay Dohnke</i>	Johann Hinrich Fehrs – niederdeutsche Dorfgeschichten zwischen Realismus und Heimatkunst	168

Elke Dammann	Professor Johannes Harder Ein Kunsthandwerker aus Kellinghusen . . .	183
Elke Dammann	Wer war Professor Heinrich Siewers?	187
Hans Walter Scheel	Wenzel-Hablik und das Hand-Werk Einflüsse des Künstlers auf Itzehoeer Meister	191
Wolfgang Reschke	Wenzel Hablik 1881–1934	201
Ernst Schlee	Elisabeth Hablik-Lindemann (1879–1960) . .	220
Sina Esselborn-Große, Karin Lewandowski, Kirsten Puymann	Frauenvereine in Itzehoe um 1900	230
Kai-Uwe Scholz	Fritz Höger – Baumeister aus Bekenreihe	247
Wolfgang Reschke, Reimer Möller	Elise Augustat – kommunistische Reichstagsabgeordnete aus Lägerdorf Eine Spurensuche	271
Uwe Danker	Hinrich Lohse 1896–1964 NSDAP-Gauleiter, Oberpräsident, Reichskommissar, Rentner	280
Helga Butschalowsky	Johannes Gravert † Die Bauernhöfe der Krempen- und Kollmarmarsch	291
Esther Fröbe	Dr. h. c. Thieß Hinrich Engelbrecht (1853 bis 1934) Landwirt, Wissenschaftler und Politiker . . .	293
Klaus Ramm	Rückkehr in die offene Landschaft Kleine Helmut-Heißenbüttel-Skizze störabwärts	296
Gabriele Knoop	Waltrud Bruhn – Eine niederdeutsche Lyrikerin aus Glückstadt	309
Jörg Benz	Publikationen zur Geschichte, Kultur und Natur im Kreis Steinburg	313
Heimatverband für den Kreis Steinburg		318
Aus der Arbeit des Heimatverbandes		319
Buchbesprechungen		330
Die Autoren		336

Geleitwort

Liebe Mitglieder des Heimatverbandes,
liebe Freundinnen und Freunde des Kreises Steinburg,
während die Medien unter dem Stichwort „Millennium“ vermeintlich oder tatsächlich aufregende Ausblicke in das nicht mehr so ferne neue Jahrtausend bieten, folgt der Heimatverband in seinen Jahrbüchern stets den Spuren unserer Vorfahren, die, wie die folgenden Beiträge zeigen, nicht minder spannend sind. In seinem Jahrbuch für das Jahr 2000 widmet sich der Heimatverband, der in den vorangegangenen Jahrbüchern oft sachbezogene Themen behandelt hat, historischen Persönlichkeiten, die im Kreis Steinburg gelebt haben.

In der Gesamtschau der Beiträge wird uns bewußt, daß Schriftsteller, Architekten, Juristen, Physiker, das geniale Multitalent Wenzel Hablik, dem heute eigens ein Museum in Itzehoe gewidmet ist, und andere bedeutende Persönlichkeiten das Leben der Menschen im Kreis Steinburg vielfach bereichert und ihre Spuren im Kreisgebiet bis heute hinterlassen haben.

Dabei sind auch die „dunklen Jahre“ von 1933 bis 1945 nicht ausgeklammert. Nur wer sich den Erfahrungen der Geschichte stellt, wird Demokratie, Frieden und Freiheit als höchste Güter begreifen und engagiert für sie eintreten. Aktuelle Umfrageergebnisse aus den neuen Bundesländern zeigen, daß der bewundernswerte, selbstlose Einsatz der Leipziger „Montagsdemonstranten“, das jahrzehntelange couragierte Engagement der zumeist aus kirchlichen Kreisen hervorgegangenen Bürgerrechtlerinnen und Bürgerrechtler gegen das zweite deutsche Unrechtsregime in diesem Jahrhundert bei zu vielen Menschen – auch im Westen? – in Vergessenheit zu geraten drohen.

Erinnerung ist kein Wert an sich, sondern sollte immer auch Auswirkungen auf das Denken und Handeln der Nachgeborenen haben. Historische Persönlichkeiten können uns Vorbild sein. Wenn sie gegen zu jeder Zeit gültige elementare Menschenrechte verstoßen haben, kann uns ihr Wirken aber auch lehren, daß wir gefährlichen Fehlentwicklungen rechtzeitig und entschieden entgegentreten müssen.

Seien wir ein wenig stolz auf die berühmten Töchter und Söhne, die der Kreis Steinburg hervorgebracht hat, und lernen wir aus Fehlern der Vorfahren. Auf jeden Fall erfahren wir in diesem Band Neues und Interessantes aus dem Leben von Menschen, deren Namen zuweilen Straßenschilder im Kreisgebiet zieren.

Den Verfassern der Beiträge gebührt unser Dank für sorgfältige Recherche und spannende Darstellung. Den Mitgliedern des Heimatverbandes danke ich für ihre treue Unterstützung des Verbandes.

Viel Freude bei der Lektüre, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes Jahr 2000!

In heimatlicher Verbundenheit

Dr. B. Reschke
Dr. Reschke
Landrat und Erster Vorsitzender des Heimatverbandes

Redaktionelle Anmerkungen

Wer aus anderen Teilen Deutschlands nach Schleswig-Holstein gezogen ist, der wird sich vielleicht daran erinnern, daß man ihm mit einem freundlichen Rat die Wahl des neuen Wohnortes zu erleichtern versuchte. Man sollte, wenn es sich irgendwie einrichten lasse, die Westküste meiden. Dies sei eine kulturell trostlose Gegend. Da gebe es eben nur die bäuerlich geprägte Marsch, ein paar provinzielle Städte zwischen den zahlreichen Dörfern, nach Westen zu den Deich und das Meer und den Himmel. Und man kenne das ja von Theodor Storm und seinem melancholischen Text über die graue Stadt.

Die kulturgeschichtliche Überlieferung scheint das zu bestätigen. Vor der „dänischen Zeit“ und auch nach der „dänischen Zeit“, von der Hansezeit bis in die Gegenwart haben die großen Geister die Westküste gemieden. Man reiste von Kopenhagen über Kiel oder Lübeck, logierte in Plön, Eutin und Wandsbeck, bevor man über Altona und Hamburg sich weiter nach Westen oder Süden wandte.

Diese Reisenden versäumten das Zusammentreffen mit interessanten Zeitgenossen. Das Steinburger Jahrbuch stellt sie vor, die historischen Persönlichkeiten aus Kunst, Politik und Wissenschaft. Ihre Auswahl orientiert sich an deren überregionaler persönlicher, publizistischer und gesellschaftlicher Wirkung. Dem Leser wird eine Region präsentiert, in der zu jeder Zeit kluge Köpfe lebten und arbeiteten; denn unbeeindruckt von der Randlage in Schleswig-Holstein sind von hier Impulse ausgegangen, die die deutsche und europäische gesellschaftspolitische und kulturgeschichtliche Entwicklung beeinflusst haben.

Wenn das der Öffentlichkeit im Kreis Steinburg nicht so bewußt ist, dann hat das Ursachen, die leicht zu erkennen sind. Die kulturell interessierten Personen, die Einrichtungen wie Museen, Archive und Kulturhäuser, die Kommunen und ihre Selbstverwaltung vergewissern sich nicht gründlich und ausdauernd dieses Potentials ihrer Region. Sie nutzen es darum auch nicht kontinuierlich in dem Maße, wie es eigentlich von der Sache und vom eigenen Auftrag her geboten ist. Im Vergleich zu anderen Regionen z. B. im Süden und Westen Deutschlands wird hier vieles versäumt, um die kulturgeschichtliche Bedeutung der eigenen Gemeinde zu pflegen, in der kommunalpolitischen Selbstdarstellung nicht nur Verständnis für die Kulturförderung zu zeigen, sondern Kulturpflege zu initiieren, das Gespräch darüber zu suchen, dem touristischen Angebot zusätzliche Attraktivität zu verleihen und letztlich den kulturellen Aufklärungsauftrag gegenüber der Öffentlichkeit zu erfüllen.

Es geht darum – sinnbildlich gesprochen – Brücken zu schlagen zwischen den Kulturgütern einer Region und ihren Bewohnern. Die Menschen haben in der langen Geschichte ihrer Kultur immer nach Verbindungen für den gedanklichen Austausch gesucht. Voraussetzung dafür aber war und bleibt die verkehrstechnische Erschließung einer Region, die die natürlichen und künstlich geschaffenen Hindernisse „überbrückt“. Und darum geht es im nächsten Steinburger Jahrbuch. Das Thema lautet: Brücken und Fähren im Kreis Steinburg. Die Redaktion bittet ihre Leser und die Regionalforschung um ausgiebig bebilderte Beiträge bis zum Redaktionsschluß am 15. August 2000.

Priv.-Doz. Dr. Alexander Ritter / Peter Fischer

Johann Rantzau (1492–1565) – Feldherr und Staatsmann

Von
Gerhard Kraack (Flensburg)

Am 12. Dezember 1565 starb im Alter von 73 Jahren auf Schloß Breitenburg bei Itzehoe Johann Rantzau, der, wie sein Sohn, der königliche Statthalter in den Herzogtümern Schleswig und Holstein Heinrich Rantzau, nur wenige Tage später in einem ersten in deutscher Sprache verfaßten Entwurf für dessen Epitaph feststellte, geheimster Rat und oberster Feldherr dreier dänischer Könige – Friedrich I., Christian III. und Friedrich II. – und auch der Herzöge Adolf und Hans der Ältere gewesen sei. In acht Feldschlachten sei er siegreich gewesen, außerdem habe er mehrere Städte und Orte erobert. Keine kriegerische Auseinandersetzung, an der er beteiligt war, sei verloren gegangen; dadurch habe er bei Fremden und Freunden, Deutschen und Dänen, Ehre und Lob erlangt und sein Leben in Krieg und Frieden mit großem Ruhm verbracht¹.

Wegen der 1565 in Itzehoe grassierenden Pest konnte die Beerdigung zunächst nicht so durchgeführt werden, wie Johann Rantzau es in seinem Testament bestimmt hatte². Erst am 28. Februar 1567 wurde der einbalsamierte Tote seinem Wunsch gemäß in der Rantzau-Kapelle der Itzehoer Laurentius-Kirche unter großen Ehren beigesetzt. Abgesandte von König Friedrich II., von Herzog Adolf von Gottorf, Herzog Hans dem Älteren von Hadersleben und Herzog Hans dem Jüngeren von Sonderburg, des Grafen von Schauenburg, zu dessen Herrschaftsbereich das Amt Pinneberg gehörte, sowie der Hansestädte Lübeck und Hamburg gaben ihm das letzte Geleit, zusammen mit ungefähr 300 Adligen der Herzogtümer Schleswig und Holstein mit ihren Frauen sowie Itzehoer Bürgern und Bewohnern der umliegenden Landgebiete³. Seine beiden Söhne Heinrich und Paul Rantzau ließen ein prächtiges Epitaph aus Bückeburger Stein von dem Bremer Meister Carsten Hausmann errichten⁴, von dem nach der Verwüstung der Kirche im „Polackenkrieg“ 1657 nur noch die Porträtbüsten von Johann Rantzau und seiner Ehefrau Anna, geb. Walstorp, die 1582 starb und neben ihrem Ehemann bestattet wurde, in der Breitenburger Schloßkirche erhalten sind. Bereits 1567, dem Jahre, in dem Johann Rantzau beigesetzt wurde, erschienen in Frankfurt/Main zwei Bücher, in denen Leben und Taten des großen Feldherrn und

Staatsmanns dargestellt wurden. Für die Veröffentlichung der beiden Bücher, als deren Verfasser der aus Holstein stammende spätere Kieler Theologe Martin Coronaeus, der 1567 Hauslehrer der Kinder von Heinrich Rantzau war⁵, und der aus Hamburg stammende spätere Rat des Grafen von Ostfriesland Christoph Kellinghusen, der 1567 in Löwen die Rechtswissenschaften studierte⁶, genannt werden, hatte Heinrich Rantzau gesorgt, der die Lebensbeschreibung seines Vaters im Werk von Coronaeus wahrscheinlich selbst verfaßt hatte⁷. An den Anfang dieser Lebensbeschreibung hatte er das Porträt des Ritters Johann Rantzau gesetzt, der in der Umschrift als oberster Kriegsherr dreier dänischer Könige – Friedrich I., Christian III. und Friedrich II. – sowie als Herr auf Breitenburg bezeichnet wurde. Die Beschreibung stand also sozusagen „sub effigie“, „unter dem Bild“ von Johann Rantzau, wie es in der Überschrift lautete. Heinrich Rantzaus Lebensbeschreibung seines Vaters hat die Untersuchungen über Johann Rantzau von 1567 bis auf den heutigen Tag in vielfältiger Weise beeinflusst. Heinrich Rantzau hat sie Anfang der neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts noch einmal in der von seinem Hofmeister Georg Ludwig Frobenius herausgegebenen Sammlung von Trostbriefen zum Tod von Mitgliedern seiner Familie veröffentlicht⁸. In den „Epistolae consolatoriae“ ist sie bewußt an den Anfang gesetzt worden, denn dort geht es zunächst um Johann Rantzau, den bedeutendsten Vertreter der Familie Rantzau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen Wirken Heinrich Rantzau auch in seinen anderen Veröffentlichungen immer wieder würdigte. Der Sohn dürfte auch dafür gesorgt haben, daß der deutsche Humanist Michael Beuther aus Karlstadt in den Anhang zu seinem großen biographischen Werk 1582 einen beinahe 20 Seiten umfassenden Beitrag über den Ritter Johann Rantzau, den „gewesenen Feldobersten dreier Könige zu Dänemark“, aufnahm⁹. Die Bedeutung Johann Rantzaus, den Kaiser Karl V. ebenso wie sein Gegner, der französische König Franz I., 1533 gerne als Feldherrn für sich gewonnen hätte¹⁰, läßt sich daran erkennen, daß über ihn ein besonderer Abschnitt in den dritten Band des großen Sammelwerks zur deutschen Geschichte von Simon Schardius aus dem Jahre 1574 aufgenommen wurde; darin findet sich auch seine von Heinrich Rantzau verfaßte Lebensbeschreibung¹¹.

Das von Heinrich Rantzau gestaltete Bild seines Vaters als Kriegsherr hat sich lange gehalten. Heute wissen wir aber, daß Johann Rantzau, der von Justus Lipsius als „kimbrischer Achill“ bezeichnet wurde¹², weit mehr war als ein bloßer Kriegsmann. In der Zeit des Umbruchs vom Mittelalter zur Neuzeit, in der sich im Dänischen Reich, zu dem neben den Königreichen Dänemark und

Norwegen auch die Herzogtümer Schleswig und Holstein gehörten, bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen abspielten, in der die Einführung der Reformation zu tiefgreifenden Umwälzungen führte und in der schließlich neue Verwaltungsstrukturen geschaffen wurden, war Johann Rantzau 40 Jahre lang der bedeutendste Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft und als Feldherr, Diplomat und Staatsmann tätig¹³.

In dem Jahr, in dem Kolumbus Amerika entdeckte, wurde Johann Rantzau am 12. 11. 1492 auf der Steinburg bei Itzehoe geboren, wo sein Vater Heinrich Rantzau von 1470 bis zu seinem Tod 1497 als Amtmann wirkte. Dieser war zwar selbst nicht im Besitz eines adligen Gutes, hatte aber großen Einfluß innerhalb der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft und war Rat von Herzog Friedrich von Gottorf, dem späteren König Friedrich I., zu dessen Landesteil seit 1490 das Amt Steinburg gehörte. Der Steinburger Amtmann Heinrich Rantzau legte durch vielfältige geschäftliche Tätigkeiten den Grundstein für den Aufstieg seiner Familie im Itzehoer Raum, und nach seinem frühen Tod – Johann Rantzau war damals erst fünf Jahre alt – wurde diese Tätigkeit von seiner Witwe Ölgard, geb. von Buchwald, fortgesetzt, die erst im Jahre 1538 starb. Ihren Wohnsitz hatte sie im „Burglehen“ in Itzehoe, wo sie sich um die Erziehung ihrer acht Kinder kümmerte. Johann Rantzau war das jüngste Kind der Familie, er hatte vier Brüder und drei Schwestern. Sein ältester Bruder Breide fiel im Alter von ca. 20 Jahren im Jahre 1500 in der Schlacht bei Hemmingstedt in Dithmarschen. Vier Jahre später starb nach seinem Studium in Bologna während der anschließenden Pilgerfahrt in Rom sein dritter Bruder Detlef, der für eine Tätigkeit als Geistlicher ausge-

SVB EFFIGIE IOANNIS
RANZOVII EQVITIS
AVRATI.



Johann Rantzau als Feldherr. Auf der Umschrift wird darauf verwiesen, daß der Ritter Johann Rantzau oberster Kriegsherr dreier dänischer Könige – Friedrich I., Christian III. und Friedrich II. – und Herr auf Breitenburg gewesen sei. Kupferstich aus Georg Ludwig Frobenius (Ed.): *Epistolae consolatoriae regum, principum, comitum, baronum, nobilium aliorumque clarissimorum et doctissimorum virorum ad Henricum Ranzovium . . . scriptae*. Frankfurt ca. 1595, S. 6 (am Anfang der anonymen, wahrscheinlich von Heinrich Rantzau verfaßten Lebensbeschreibung).

bildet worden war. Die Tradition der Familie im Itzehoer Raum setzte nach 1500 der zweitälteste Bruder Paul fort, der 1511 Marschall des Gottorfer Herzogs Friedrich und 1518 wie sein Vater Amtmann von Steinburg wurde, jedoch bereits im Jahre 1521 starb. Die älteste Schwester Katharina (1483–1564), die unverheiratet blieb, war fast vier Jahrzehnte lang Äbtissin des adligen Klosters Itzehoe. Auch nach der Einführung der Reformation blieb sie der alten Kirche verbunden genauso wie Johanns vierter Bruder Kai Rantzau (1488–1560), der in den Dienst des Gottorfer Herzogs Adolf trat. Auch Frau Ölgard Rantzau, Johanns Mutter, lebte in der überkommenen Tradition der alten Kirche, worauf mehrere im Breitenburger Schloßarchiv erhaltene Ablassbriefe hindeuten. Dagegen wurde ihr Sohn Johann Rantzau schon früh für die Reformation gewonnen und einer ihrer Wegbereiter in den Herzogtümern Schleswig und Holstein.

Über Johann Rantzaus Jugendzeit wissen wir nur das, was uns sein Sohn Heinrich Rantzau in der oben erwähnten Lebensbeschreibung mitteilt. So soll er bereits als Dreizehnjähriger im Jahre 1505 mit einem ausgerüsteten Pferd gegen den Willen der Mutter Itzehoe verlassen haben, um erste krieglerische Abenteuer zu bestehen. So viel scheint sicher zu sein, daß er sich schon als junger Mann umfassende ritterliche und militärische Kenntnisse und Fähigkeiten aneignete. Dagegen besuchte der junge Adlige, der niederdeutsch sprach, keine Universität und hatte keine Kenntnisse der lateinischen Sprache.

Ganz in der Tradition der jungen Adligen seiner Zeit stand Johann Rantzau, als er im Jahre 1515 – damals war er 23 Jahre alt – zu einer langen Reise aufbrach, die ihn durch viele fremde Länder führte und von der er erst im Jahre 1518 zurückkehrte. Über England fuhr er zunächst auf dem Seeweg nach Spanien, wo er in Santiago de Compostela das Grab des Heiligen Jakob, eines der großen Pilgerziele der Christenheit, aufsuchte. Dort ließ er für seine Mutter einen Ablassbrief ausstellen¹⁴. Nach seiner Rückkehr zog er anschließend durch Deutschland nach Venedig, von wo er mit dem Schiff über die griechische Insel Kreta und entlang an der kleinasiatischen und syrischen Küste das Heilige Land erreichte. In Jerusalem besuchte er die Grabeskirche, wo er zum Ritter (*eques auratus*) geschlagen wurde. Während seines Aufenthalts im Nahen Osten geriet er hinein in die Auseinandersetzungen zwischen Türken und Mamluken. Nachdem der osmanische Sultan Selim I. 1517 das ägyptische Mamlukenreich vernichtet und dessen Gebiete seinem Reich eingegliedert hatte, erreichte Johann Rantzau mit seinen Gefährten, von türkischen Schiffen verfolgt, auf seiner Rückfahrt mit viel Glück in Neapel wieder europäischen Boden. Von dort zog er weiter nach Rom, wo er, dem Stil der Zeit



Johann Rantzau als Feldherr. Kupferstich aus Michael Beuther: Kurtzbegriffene Anzeygung vom Leben, Standde und Wesen der Gestrengen, Edlen und Vesten Herrn Johann Rantzawen Ritters, treier Könige zu Dännemarck etc. gewesenen Feldobersten, . . . Basel 1582, S. 365.

entsprechend, in Privataudienz die Füße von Papst Leo X. geküßt haben soll. Über Italien, Frankreich und Deutschland kehrte er danach im Jahre 1518 in seine Heimat zurück.

Wenig später wurde Johann Rantzau im Jahre 1520 wohl wegen seiner Welterfahrenheit und seiner militärischen Kenntnisse vom Gottorfer Herzog Friedrich als Hofmeister mit der Erziehung seines 17 Jahre alten Sohnes Christian, des späteren Königs Christian III., betraut. 1521 begleitete er diesen an den Hof des brandenburgischen Kurfürsten Joachim, der ein Bruder von Christians früh verstorbener Mutter war. Im Gefolge des Kurfürsten zogen

Johann Rantzau und Christian zum Reichstag nach Worms, wo sie an Turnieren teilnahmen und wahrscheinlich Martin Luthers mutiges Auftreten vor Kaiser Karl V. und den Reichsständen persönlich miterlebten. Schon damals scheint Johann Rantzau ebenso wie Christian von Luthers revolutionären Ideen so beeindruckt worden zu sein, daß er sich von der alten Kirche abzuwenden begann.

Nach seiner Rückkehr in die Herzogtümer Schleswig und Holstein begann für Johann Rantzau ein steiler Aufstieg. Anfang 1522 wurde er nach dem Tod seines Bruders Paul Amtmann des Amtes Steinburg. Zugleich trat er in immer engere Verbindung zu Herzog Friedrich, dessen Rat er wurde. Er scheint an dessen Gottorfer Hof die wichtigen Entscheidungen der folgenden Monate mitbestimmt zu haben. Diese Monate waren von den Auseinandersetzungen mit König Christian II., dem Neffen des Gottorfer Herzogs, geprägt, mit dem Friedrich am 13. August 1522 in Bordesholm noch einmal einen Vergleich schließen konnte; unter den Räten, die den Bordesholmer Vertrag für Friedrich unterzeichneten, steht der Name des Ritters Johann Rantzau an erster Stelle. König Christian II., der durch seine unklugen Handlungen Schweden endgültig für sein Reich verloren hatte und damit seine königliche Würde auch in Dänemark verspielte, wurde wenig später vom dänischen Reichsrat als Herrscher abgesetzt. Als Mitglieder des dänischen Reichsrats Herzog Friedrich die dänische Königskrone anboten, stand Johann Rantzau an der Spitze der Räte, die Friedrich zur Annahme der Krone rieten¹⁵. Als sich nach der Annahme der Königswürde zwischen dem abgesetzten Christian II. und seinem Onkel militärische Auseinandersetzungen anbahnten, begann Johann Rantzau von sich aus wohl schon Anfang 1523 mit der Anwerbung eines Heeres, mit dem Friedrich I. schließlich Dänemark erobern konnte. Johann Rantzau stand als Marschall an der Spitze dieses Heeres; vielleicht wurde er bei der Huldigung der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft für den neuen Herrscher auf Schloß Gottorf am 13. April 1523 mit diesem Amt betraut. Als Christian II. nach den ersten Erfolgen Johann Rantzaus das Land verließ und zu seinem Schwager Kaiser Karl V. in die Niederlande ging, war der Krieg im Grunde bereits zugunsten Friedrichs I. entschieden, nur das Bürgertum der Städte Kopenhagen und Malmö leistete noch zähen Widerstand. Johann Rantzau zeichnete sich bei der Belagerung der Stadt Kopenhagen in den Gefechten unter den Mauern persönlich aus und spielte auch bei den Verhandlungen um die Übergabe der Stadt im November/Dezember 1523 eine wichtige Rolle. Mit der Übergabe Kopenhagens – die Stadt Malmö folgte dem Beispiel – war der Krieg gegen Christian II. entschieden, und Johann Rantzau konnte sich nach der Rückkehr in



Der Ritter Johann Rantzau und seine Ehefrau Anna Walstorp. Vorder- und Rückseite einer gegossenen Porträt-Medaille von ca. 1560. Johann Rantzau mit spitzer Pelzmütze trägt am Hals die Kette, die ihm auf dem Reichstag zu Speyer 1544 von Kaiser Karl V. verliehen wurde, seine Ehefrau mit enganliegender Mütze trägt eine Halskette mit großem Juwel. Kupferstich aus *Danske Magazin* 4 (1750), S. 33.

die Herzogtümer im Frühjahr 1524 in Hamburg und Lüneburg an die Abmusterung der angeworbenen Truppen machen. Als Belohnung für seine Erfolge erhielt Johann Rantzau von Friedrich I. am 16. 4. 1524 das Kirchspiel Itzehoe als Lehen auf Lebenszeit; später wurde diese Belehnung auf seine Söhne ausgedehnt¹⁶. Damit war der erste Schritt zu der fürstenähnlichen Machtstellung getan, die die Rantzaus schließlich in der Nähe von Itzehoe aufbauen konnten. Die Eroberung Dänemarks sicherte der Gottorfer Linie des Oldenburger Königshauses die Königswürde und beendete, was für Johann Rantzau und andere Vertreter der Ritterschaft besonders wichtig war, für die Herzogtümer Schleswig und Holstein die Aufteilung in einen königlichen und einen herzoglichen Teil. Für Johann Rantzau selbst brachte die Verbindung der Herzogtümer mit dem Königreich Dänemark, bedingt durch seinen Einsatz und seine Erfolge im Krieg, eine besondere Machtstellung. Er erhielt nach und nach mehrere dänische Lehen und wurde Mitglied des dänischen Reichsrats. Als solcher trat er schon im Dezember 1523 auf dem Herrentag in Odense auf. Noch im Jahre 1523 heiratete er in Holstein die damals erst 13 Jahre alte Anna Walstorp aus altem holsteinischen Adelsgeschlecht, auf deren Einfluß hin er vielleicht das Amt des Marschalls aufgab. Im April des Jahres 1524 wird er zum letzten Mal als Marschall bezeichnet. Statt dessen wurde er in den Herzogtümern Schleswig und Holstein mit dem wichtigeren Amt des Statthalters während

der Abwesenheit des Landesherrn betraut – ein Amt, das er zwei Jahrzehnte lang ausübte und das später auch sein Sohn Heinrich Rantzau bekleiden sollte.

Daß Johann Rantzau auch ohne Marschallamt im militärischen Bereich das höchste Ansehen in den Herzogtümern genoß, wurde 1525 beim Ausbruch eines Aufstandes in Schonen für den in den Niederlanden im Exil lebenden ehemaligen König Christian II. deutlich. Anführer des Aufstandes, an dem sich insbesondere Bauern der dänischen Provinz Schonen beteiligten, war Christians II. ehemaliger Admiral Sören Norby, der auf der Insel Gotland über eine besondere Machtstellung verfügte. Als man in Holstein erste Nachrichten von dem Aufstand erhielt, wurde Johann Rantzau, der sich während der damaligen Verhandlungen Friedrichs I. mit Lübeck in Segeberg aufhielt, sogleich mit dem Kampf gegen die Aufständischen betraut und mit einem Heer nach Schonen geschickt, das inzwischen bis auf die Städte Malmö und Helsingborg in die Hand Sören Norbys gefallen war. Mit nicht sehr starken Truppen und mit nur wenigen Verstärkungen rückte Johann Rantzau von Malmö gegen Lund vor, wo die Hauptmacht des Feindes lag. Die am 28.4.1525 ausgetragene Schlacht bei Lund war Johann Rantzaus erster großer Sieg in offener Feldschlacht. Anschließend schloß er die Stadt Landskrona ein, in die sich Sören Norby zurückgezogen hatte. Als ein neu aufgestelltes Bauernheer dem Feldherrn Friedrichs I. in den Rücken zu fallen drohte, rückte dieser kurzentschlossen gegen die Bauern vor und konnte sie ebenfalls in offener Schlacht besiegen. Bereits Ende Juni war der Aufstand in Schonen dann endgültig niedergeworfen.

Diese großartigen Erfolge brachten Johann Rantzau weitere Belohnungen ein, und das nicht nur in Schonen, wo er die Besitzungen des in Unnade gefallenen Malmöer Bürgermeisters erhielt, diese aber wenig später dessen Ehefrau wieder zukommen ließ. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Öresunds wurde die strategisch wichtige, den Sundzoll sichernde Burg Krogen (an der Stelle des späteren Schlosses Kronborg), deren Hauptmann Johann Rantzau bereits seit November 1524 war, nun als freies Lehen sein Besitz. In den Herzogtümern wurde er nach seinen Erfolgen Anfang 1526 zum Hofmeister erhoben – ein Amt, das dem des dänischen Reichshofmeisters entsprach. Damit war Johann Rantzau auch nach außen hin der erste Mann in den Herzogtümern, gleich nach den Bischöfen von Lübeck und Schleswig. Auf der Grundlage seiner militärischen Erfolge hatte er ein gewaltiges Vermögen anhäufen können, das er nun für seine Vorhaben in sehr geschickter Weise einsetzte. Dabei benutzte er die Notlage der Geistlichkeit in der für die alte Kirche immer ungünstiger

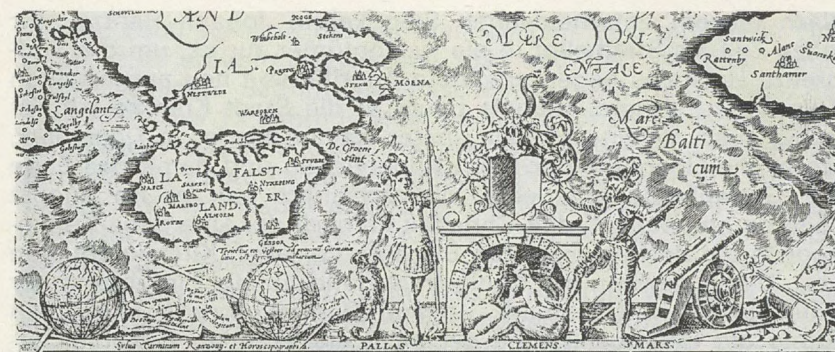
werdenden Zeit rücksichtslos dazu, in größerem Umfang Klostergut aufzukaufen. Daraus entstand die spätere Herrschaft Breitenburg, die wesentlich größer als ein normales adliges Gut war. Kern des gewaltigen Güterkomplexes waren die Besitzungen des Klosters Bordesholm an der Stör, die Johann Rantzau 1526 für 5000 Mark lübsch erwarb¹⁷. Durch den Ankauf von verstreut liegendem sonstigen Landbesitz und auch durch weitere Schenkungen Friedrichs I. konnte er schließlich einen in sich geschlossenen Besitz schaffen. Und dort, wo das Vorwerk des Klosters im Tal der Stör gelegen hatte, begann er um 1530 mit der Errichtung des prächtigen Schlosses Breitenburg, das er nach den neuesten fortifikatorischen Erkenntnissen befestigen ließ und zu seiner Residenz ausbaute¹⁸. Zu diesem Schloß gehörte auch eine besondere Schloßkapelle, für die Johann Rantzau 1539 die Einnahmen der Münsterdorfer Kapelle erwarb¹⁹.

In den Jahren nach 1526 wurde die Außenpolitik Johann Rantzaus besonderes Betätigungsfeld. Dabei unterstützte er vor allem die Annäherung des Dänischen Reichs an die protestantischen Mächte in Deutschland und entsprach damit der, zunächst noch vorsichtigen lutherischen Innenpolitik König Friedrichs I. Mit Kursachsen und Hessen wurden engere Verbindungen geknüpft, und Johann Rantzau verhandelte selbst mehrere Male mit Landgraf Philipp von Hessen, der sich zum Führer der protestantischen Bewegung entwickelte. In den Herzogtümern unterstützte er den jungen Herzog Christian, den späteren Christian III., bei der Verbreitung der lutherischen Ideen. So trat er 1529 bei dem Religionsgespräch zwischen führenden lutherischen Theologen des Landes und abweichenden „Schwarmgeistern“ unter Melchior Hoffmann, das in der ehemaligen Flensburger Klosterkirche stattfand, zusammen mit Herzog Christian und dem aus Wittenberg herbeigerufenen lutherischen Theologen Johann Bugenhagen für Luthers Lehren ein²⁰. Dabei war ihm durchaus bewußt, daß bei der Einführung der Reformation noch manche Widerstände vor allem innerhalb der Ritterschaft, auch innerhalb der eigenen Familie, zu überwinden waren.

Im Jahre 1531 drohte erneut ein Krieg um die Herrschaft über Dänemark zwischen Friedrich I. und Christian II. auszubrechen, als der abgesetzte König, der noch manche Anhänger im Lande hatte, sein Exil in den Niederlanden verließ und mit angeworbenen Truppen in Norwegen landete. Aber sein Versuch, das Dänische Reich zurückzugewinnen, scheiterte, als er von Friedrich I. gefangengesetzt werden konnte. Bis zu seinem Tod am 25.1.1559 blieb er danach fast dreißig Jahre in Dänemark im Gewahrsam, zunächst auf dem festen Schloß Sonderburg, später in Kalundborg. Johann Rantzau wurde einer der vier Räte, die mit der

Oberaufsicht über den gefangenen ehemaligen König betraut wurden, und die Urkunde, in der König Friedrich I. darauf hinwies, daß er den Gefangenen nie wieder freilassen werde, wurde ihm anvertraut²¹.

Als König Friedrich I. am 10. April 1533 starb, war klar, daß sein ältester Sohn Christian, dessen Hofmeister Johann Rantzau gewesen war, die Nachfolge in den Herzogtümern Schleswig und Holstein antreten würde. Bereits im Juni 1533 wurde ihm als neuem Landesherrn auf einem Landtag in Kiel unter Leitung von Johann Rantzau von den Ständen gehuldigt. Dagegen entzündeten sich an der Frage, wer König in Dänemark und Norwegen werden sollte, bald bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen, die drei Jahre andauerten und wegen der beteiligten Personen schon bald als „Grafenfehde“ bezeichnet wurden. In diesen Auseinandersetzungen, in die die Hansestadt Lübeck mit ihrem Bürgermeister Jürgen Wullenwever und mehrere deutsche Fürsten eingriffen, erwarb Johann Rantzau besonderen Ruhm, und wahrscheinlich ist es ihm zu verdanken, daß sein ehemaliger Zögling schließlich als Christian III. dänischer König wurde. Als Gegner Christians, den manche in Dänemark wegen seiner lutherischen Haltung ablehnten, traten vor allem Graf Christoph von Oldenburg und Herzog Albrecht von Mecklenburg auf. Der Krieg war plötzlich da, als der Graf von Oldenburg Anfang Mai 1534 mit 3000 Landsknechten über die Elbe nach Holstein eindrang, zusammen mit den verbündeten Lübeckern die Orte Trittau und Eutin einnahm und weiter gegen Segeberg vorrückte. Nach außen hin trat der fähige Kriegermann aus Oldenburg als Verteidiger der Rechte des gefangenen Christian II. auf, in Wirklichkeit ging es ihm aber wohl um die eigene Herrschaft über Dänemark. Der Angriff war völlig überraschend gekommen, und nur unter großen Mühen konnte Johann Rantzau mit rasch zusammengezogenen Streitkräften Segeberg entsetzen. Wenig später errang er am 10. Juni 1534 bei Eutin einen großen Sieg über die eingedrungenen Feinde²². Als der Graf von Oldenburg anschließend von Travemünde mit Schiffen nach Kopenhagen übersetzte, wo er von den Bürgern freundlich aufgenommen wurde, nahm Johann Rantzau Travemünde ein, konnte Lübeck jedoch nicht vollständig den Zugang zur Ostsee versperren. Noch bevor ein Friedensvertrag mit Lübeck geschlossen wurde, verließ er den Kriegsschauplatz in Holstein und eilte nach Jütland, um den dort ausgebrochenen Bauernaufstand unter dem Schiffer Clement, einem ehemaligen Freibeuter im Dienste Christians II., niederzuwerfen. Von Kolding rückte er Ende November, die aufrührerischen Bauern vor sich hertreibend, auf Aalborg zu, wo sich die Aufständischen verschanzt hatten. Am 18.12.1534 nahm er die Stadt im Sturm,



Der Feldherr Johann Rantzau in Gestalt des römischen Kriegsgottes Mars: In der einen Hand hält er den Feldherrnstab, mit der anderen stützt er das Rantzausche Wappen über dem Kamin; hinter ihm sieht man neben einer Kanone auch anderes Kriegsgerät; mit einem Fuß tritt er in den Kamin hinein auf den dort gefesselt liegenden Schiffer Clemens, der mit seiner Bleikrone für seine Verbrechen büßt. Auf der anderen Seite des Kamins steht die Göttin Pallas Athene, die Göttin der Musen. Auf dieser Seite wird Johann Rantzaus Sohn Heinrich als Humanist gewürdigt; zwischen Himmels- und Erdglobus sind seine Werke aufgeführt. Ausschnitt aus der Dänemark-Karte von 1585 im vierten Band des Braun-Hogenbergischen Städtewerks (Köln ca. 1588).

wobei er keine Gnade kannte und alle Verteidiger, egal ob Landsknechte, Bürger oder Bauern, niedermachen ließ. Kurz nach diesem Sieg, der einen Wendepunkt in der Grafenfehde markierte, konnte er auch den Schiffer Clement gefangen nehmen, und nur wenig später wurde der Anführer der Aufständischen hingerichtet. Johann Rantzau konnte mit seinen Erfolgen im Jahre 1534 die Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie Jütland für Christian sichern, aber die Gegner saßen mit starken Kräften auf den dänischen Inseln und in Schonen. In dieser Situation scheint Johann Rantzau die entscheidenden Pläne für die weitere Kriegführung entwickelt zu haben. Während starke Kräfte von Jütland nach Halland, das wie Schonen und Blekinge bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts Teil Dänemarks war, übersetzten, um die Gegner von Osten aus anzugreifen, ging er selbst im März 1535 von Alsen hinüber nach Südfünen, wo er schnell erste Erfolge gegen die Gräflichen, die die Insel mit angeworbenen Landsknechten unter den Grafen von Hoya und von Tecklenburg hielten, erringen konnte. Am 11. Juni 1535 erzielte Johann Rantzau dann in der Schlacht am Ochsenberge in der Nähe von Assens wohl seinen größten Sieg überhaupt²³. In dieser Schlacht fielen die gegnerischen Heerführer, es ist aber wohl eine Sage, daß Johann Rantzau selbst, wie es sein Sohn später in Johanns Lebensbeschreibung darstellte, vor der Schlacht einen Zweikampf zu bestehen hatte.

Nach diesem entscheidenden Sieg kehrte Johann Rantzau für kurze Zeit als Statthalter in die Herzogtümer zurück, um die Südgrenze Holsteins gegen erwartete Angriffe von neu aufgestellten Truppen zu sichern. Damals baute er die Stadt Krempe zur Festung aus²⁴. Wenige Monate später war er wieder in Dänemark, wo er die Übergabe der Stadt Kopenhagen und damit das Ende der Grafenfehde miterlebte. Wahrscheinlich war er im August 1536 daran beteiligt, daß Christian III. nach der Übergabe Kopenhagens die dort anwesenden Bischöfe der alten Kirche verhaften ließ. Damit gewann der König freie Hand für die Einführung der Reformation in Dänemark. Johann Rantzau wurde nach dem Erfolg die Gefangennahme der nicht anwesenden Bischöfe Jütlands übertragen, und zugleich erhielt er als Belohnung für seinen Einsatz Schloß und Amt Ribe mit den dortigen Stiftsgütern als Lehen. Damit war er einer der größten Lehensträger Dänemarks geworden. Hinzu kommt, daß er bereits seit 1533 im Besitz des Gutes Aalholm auf Lolland war²⁵, das er in den folgenden Jahren noch wesentlich vergrößern konnte; dies geschah zum Teil dadurch, daß er das 1537 wieder abgegebene Krogen am Öresund gegen Ländereien auf Lolland eintauschte. In den letzten Regierungsjahren Friedrichs I. hatte Johann Rantzau in Dänemark außer seinen schon vorher erworbenen Besitzungen 1529 einen Hof in Kopenhagen und 1532 einen Hof in Visby auf Gotland erhalten, der zuvor Sören Norby gehört hatte. In Dänemark brachte ihm die Grafenfehde weitere Besitzungen ein, und zwar in Aalborg, Assens und Svendborg. Dies erklärt sich daraus, daß nach damaligem Brauch einem Feldherrn in jeder erstürmten Stadt ein Hof zustand.

Auch in den Herzogtümern Schleswig und Holstein gewann Johann Rantzau neue Ämter und Besitzungen. Er war dort unter König Christian III. weiterhin Hofmeister und Statthalter sowie Amtmann des Amtes Steinburg. Außerdem hatte er von 1539 bis 1543 wahrscheinlich die Insel Fehmarn in Pfandbesitz²⁶. Neben seinen Besitzungen um Itzehoe, in deren Zentrum Johann Rantzau nach 1530 seine Residenz Schloß Breitenburg errichtete, konnte er im holsteinischen Raum weitere Güter in seinen Besitz bringen. So fügte er seine seit 1528 nördlich von Itzehoe erworbenen und von König Christian III. im Jahre 1538 großzügig erweiterten Ländereien zu einem neuen Gut Mehlbek zusammen, wo er wohl Anfang der vierziger Jahre ein Herrenhaus erbauen ließ²⁷. Ein weiteres Gut konnte Johann Rantzau zwischen Kiel und Neumünster errichten, wo er sich zwischen 1531 und 1538 große Ländereien der Klöster Uetersen, Bordesholm und Segeberg aneignete und im Jahre 1538 zusätzlich ein Gut der Adelsfamilie Pogwisch erwarb²⁸. Das neue Gut, das den Namen Bothkamp erhielt, war

mit ca. 6000 ha eine der größten adligen Besitzungen in Holstein²⁹. Hier erbaute er zwischen 1538 und 1547 auf einer Landzunge an einem See im „italienischen Stil“ ein Herrenhaus, das noch Mitte des 17. Jahrhunderts als das schönste Holsteins galt³⁰. Von diesem Herrenhaus und auch von seinen anderen Herrenhäusern gibt es heute keine Überreste mehr. Nur wenige Kilometer südlich von Bothkamp erwarb er im Kirchspiel Bornhöved mit dem Gut Erfrade weitere Ländereien. Damit war er der größte Landbesitzer seiner Zeit in den Herzogtümern Schleswig und Holstein geworden. Hinzu kam, daß er mehrere vornehm ausgestattete Häuser in den Städten Kiel, Lübeck und Itzehoe besaß, in der Stadt an der Stör gleich zwei. Einige der Häuser, von denen heute keine Spuren mehr vorhanden sind, dürfte er selbst errichtet haben. Ob er auf den „wüsten“ Grundstücken in Flensburg, die ihm Friedrich I. in den Jahren 1527 und 1528 hatte zukommen lassen³¹, eigene Stadthäuser errichtete, wissen wir dagegen nicht. In seinem Kieler Haus dürfte er sich des öfteren während des „Kieler Umschlags“ aufgehalten haben, auf dem jeweils im Januar die großen Geldgeschäfte des Adels abgewickelt wurden. Nachdem sich Christian III. durch seine Erfolge in der Grafenfehde endgültig die Herrschaft über Dänemark hatte sichern können, ließ er sich 1537 in Kopenhagen von Johann Bugenhagen, dem lutherischen Theologen aus Wittenberg, der ihm bei der kurz zuvor erfolgten Einführung der lutherischen Kirchenordnung in Dänemark behilflich gewesen war, feierlich zum König krönen. Bei diesem Ereignis, das für die lutherische Kirche besondere Bedeutung hatte, war Johann Rantzau natürlich zugegen. Anschließend bemühte er sich zusammen mit seinem König auch um die endgültige Einführung des lutherischen Glaubens in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Erst fünf Jahre später konnte dort nach dem Tod des letzten katholischen Bischofs von Schleswig auf einem Landtag in Rendsburg im Jahre 1542 eine spezielle lutherische Kirchenordnung eingeführt werden, mit der die schleswig-holsteinische Landeskirche begründet wurde. Bereits zwei Jahre zuvor hatten Christian III. und Johann Rantzau am 2. März 1540 während einer Landtagssitzung, die ebenfalls in Rendsburg stattfand, versucht, die vorher von Wittenberg gebilligte niederdeutsche Kirchenordnung für die Herzogtümer einführen zu lassen³². Dieses Vorhaben scheiterte damals jedoch am entschiedenen Widerstand von Vertretern der Ritterschaft, die unter Berufung auf ihre Privilegien am alten Glauben festhielten. Johann Rantzau, der während der Sitzung seinen ganzen Einfluß geltend machte, blieb 1540 noch ohne Erfolg. Das lag auch mit am Widerstand seines Bruders Kai Rantzau, Herr zu Hanerau und Kletkamp, der am alten Glauben festhielt.

Nach dem Erfolg in der Grafenfehde 1536 befaßte sich Johann Rantzau zusätzlich mit Fragen der Außenpolitik. Als königlicher Statthalter an der Südgrenze des Dänischen Reiches wurde er so etwas wie der „inoffizielle Außenminister des Königs“³³, für den das gestörte Verhältnis zu Kaiser Karl V. und dessen Machtpotential in den Niederlanden eine dauernde große Gefahr bedeutete. Der Kaiser war der Schwager des abgesetzten und gefangenen Christian II., und Johann Rantzau sah die Gefahr, daß sich jederzeit wieder der Grafenfehde vergleichbare Situationen ergeben könnten. Deshalb war er darauf bedacht, mögliche gefährliche Konstellationen für seinen Monarchen in Norddeutschland von vornherein zu verhindern. 1538 begleitete er Christian III. nach Braunschweig, wo ein Bündnis mit den evangelischen Fürsten des Schmalkaldischen Bundes geschlossen wurde³⁴. Auf dem Rückweg von Braunschweig erlebte er in Hamburg die Huldigung der Hansestadt für seinen König. Im Jahre 1542 erkannte Johann Rantzau in Verhandlungen in Jülich, daß sich ein mögliches Bündnis mit König Franz I. von Frankreich und dem Herzog von Jülich gegen den Kaiser richten würde und damit für das Dänische Reich gefährlich werden könnte. Im selben Jahr und im Jahre 1543 führte er in Bremen und in Kampen in den Niederlanden ergebnislose Verhandlungen mit Gesandten Kaiser Karls V. Mit diesem wollte er – entgegen dem Kurs anderer dänischer Räte – nach Möglichkeit zu einem Ausgleich kommen. Erst im Jahre 1544 konnte auf dem Reichstag zu Speyer vor allem durch sein hartnäckiges Eintreten dieses Ziel erreicht werden, was als sein größter außenpolitischer Erfolg angesehen werden muß. Am 23. Mai 1544 erreichte er in Speyer einen Friedensschluß mit Karl V., der nun endgültig die Ansprüche seines Schwagers Christian II. aufgab und das gottorfische Haus auf dem dänischen Thron anerkannte³⁵. Als Belohnung für seinen Einsatz erhielt Johann Rantzau damals in Speyer vom Kaiser eine goldene Kette³⁶. Es sollte dann noch bis zum 14. Juli 1546 dauern, bis auch Christian II. gegen die Zusicherung besserer Haftbedingungen auf sein ehemaliges Reich verzichtete – drei Jahre, nachdem Johann Rantzau mit ihm darüber in Sonderburg ergebnislos verhandelt hatte³⁷. Mit dem Frieden von Speyer hatte Johann Rantzau 1544 den Weg freigemacht für eine Entwicklung, die er wenig später aufs schärfste mißbilligte und die schließlich zu seinem Rücktritt von allen Ämtern führte. Denn der Friedensschluß bildete die Voraussetzung für die Teilung der Herzogtümer zwischen Christian III. und seinen jüngeren Brüdern Hans und Adolf am 9. August 1544³⁸. Kurz vor dem Teilungsvertrag und unmittelbar nach der Rückkehr von Speyer war es Johann Rantzau in Verhandlungen in Stade und in Itzehoe gelungen, daß Friedrich, der jüngste Bruder Christians III.,

zum Koadjutor, d.h. zum künftigen Erzbischof, des Stifts Bremen gewählt wurde, womit dieser nicht mehr mit einem Teil der Herzogtümer bedacht zu werden brauchte³⁹. Die Teilung der Herzogtümer wäre für Johann Rantzau hinnehmbar gewesen, wenn deren Einheit bei der Verwaltung erhalten geblieben wäre. Als aber auf einem Landtag in Schleswig im November 1545 endgültig klar wurde, daß eine gemeinsame Regierung durch gemeinsame Räte nicht mehr zu verwirklichen war und daß die drei Fürsten die Errichtung selbständiger Fürstentümer anstrebten, legte Johann Rantzau aus Protest sein Amt als Statthalter und Hofmeister nieder und zog sich ebenfalls von seiner Tätigkeit als königlicher Rat zurück. Auch andere Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft waren mit der Entwicklung nicht einverstanden, die für sie eine Schmälerung ihres Einflusses und ihrer Macht bedeutete. Der Gottorfer Herzog Adolf wäre noch am ehestens bereit gewesen, auf die Forderungen der Ritterschaft einzugehen, und auf einem Treffen mit den Räten in Itzehoe hatte er sich noch im Oktober 1545 gegen die Forderung des Königs nach Trennung der Räte gewandt. Nach dem Schleswiger Landtag war Johann Rantzaus Verhältnis zu Christian III. eine Zeitlang ziemlich abgekühlt. Folge war, daß ihm auch das Amt Steinburg im Januar 1546 entzogen wurde; dagegen konnte er seine dänischen Lehen behalten.

Als Johann Rantzau aus dem Staatsdienst ausschied und sich auf seine Güter zurückzog, war er 53 Jahre alt – eigentlich noch nicht alt genug für den Ruhestand. Es dauerte deshalb auch nicht lange, bis der große Staatsmann in den Herzogtümern wieder aktiv wurde. Bereits 1548 begleitete er Herzog Adolf zum Reichstag nach Augsburg. Auch in den folgenden Jahren stand er den drei Fürsten Schleswig-Holsteins immer wieder mit Rat zur Seite, und im Jahre 1559 kehrte er noch einmal aktiv als Feldherr zurück. Nach dem Tod Christians III. am 1. Januar 1559 begann Herzog Adolf mit den Planungen für einen Alleingang gegen die freie Bauernrepublik Dithmarschen, deren Eingliederung in seinen Herrschaftsbereich er erreichen wollte. Als Johanns Sohn Heinrich Rantzau, der seit 1556 königlicher Statthalter der Herzogtümer war, diese Pläne durchschaute, setzte Johann Rantzau den Gottorfer Herzog unter Druck und erreichte schließlich die Beteiligung des neuen Königs Friedrich II. und auch des Haderslebener Herzogs Hans des Älteren am Feldzug⁴⁰. Das große, gut ausgestattete Heer der drei Fürsten wurde der Führung Johann Rantzaus unterstellt. Bevor dieses Heer am 22.5.1559 in Dithmarschen einrückte, hielt sich König Friedrich II. einige Tage bei dem alten erfahrenen Feldherrn auf dessen Gut Mehlbek an der Grenze nach Dithmarschen auf. Nach Johann Rantzaus Plänen stieß das Heer

dann über Albersdorf gegen Meldorf vor, das am 3. Juni im Sturm genommen wurde. Johann Rantzau wiederholte nun nicht den Fehler des Jahres 1500, direkt auf Heide weiterzumarschieren, sondern nahm zunächst den südlichen Teil Dithmarschens ein. Danach rückte er nicht über Hemmingstedt, wo sich das Gros der Dithmarscher gesammelt hatte, sondern in Eilmärschen wieder über Albersdorf von Nordosten auf Heide zu, das er am 13. Juni im Sturm erobern konnte und das dabei in Flammen aufging. Dieser letzte Sieg des großen Feldherrn war die Voraussetzung für die anschließende Unterwerfung der Dithmarscher, deren Gebiet dann unter die drei Fürsten aufgeteilt wurde. Im Jahre 1569 erschien in Straßburg eine anonyme Beschreibung des Krieges gegen Dithmarschen in hochdeutscher Sprache, die wahrscheinlich von Johann Rantzau verfaßt wurde⁴¹. Der große Feldherr hat also im Alter noch zur Feder gegriffen und die Eroberung Dithmarschens selbst dargestellt genauso wie sein Sohn Heinrich, der unter dem Pseudonym Christianus Cilicius Cimber ebenfalls ein Werk über den Krieg im Jahre 1570 in lateinischer Sprache vorlegte⁴².

Nach seinem Sieg über Dithmarschen scheint sich Johann Rantzau im Alter von 67 Jahren endgültig auf seine Residenz Schloß Breitenburg zurückgezogen und dort seine letzten Lebensjahre verbracht zu haben. Schloß Breitenburg, das als festestes Haus in Holstein galt und von Johann Rantzau als letzte Zufluchtsstätte für seine ganze Familie in Notzeiten konzipiert war, war bereits seit einem Vierteljahrhundert sein beliebtester Aufenthaltsort gewesen. Hier lebte er nach allem, was wir wissen, glücklich mit seiner Frau Anna Walstorp, die ihm, wie er in seinem Testament schreibt, einen stattlichen Brautschatz zugeführt hatte und die ihm bei der Haushaltung wertvolle Hilfe leistete. Hier wuchsen seine vier Kinder auf, die in kurzer Zeit zwischen 1526 und 1530 wohl auf der Steinburg geboren worden waren. Während seine jüngste Tochter Margareta bereits ein Jahr nach der Geburt 1531 starb, verstarb seine Tochter Magdalena (1528–1557) auch bereits zu seinen Lebzeiten; diese hatte ihrem Ehemann Oswald von der Wisch, Herrn auf Ascheberg und später Dänisch Nienhof, bei ihrer Hochzeit 1551 eine Mitgift in Höhe von 20.000 Mark lübsch als Brautschatz zugeführt. Nur seine Ehefrau und seine beiden Söhne Heinrich und Paul überlebten ihn. Am 22. Februar 1563 setzte Johann Rantzau auf Breitenburg sein Testament auf, in dem er seine Familie großzügig bedachte⁴³. Seiner Gemahlin stellte er für eine angemessene Lebensführung insgesamt 60.000 Mark lübsch in Aussicht und außerdem neben gewissen Ländereien eines seiner Itzehoeer Häuser und sein Haus in Lübeck. Seine anderen Besitzungen in Holstein teilte er unter seine beiden Söhne auf. Sein Sohn

Heinrich Rantzau (1526–1598), der Amtmann des Amtes Segeberg und zugleich königlicher Statthalter in den Herzogtümern Schleswig und Holstein war, sollte seine Güter um Itzehoe mit Schloß Breitenburg und Mehlbek sowie eines seiner Häuser in Itzehoe erhalten, sein Sohn Paul Rantzau (1527–1579), der die Tradition des Vaters als Kriegermann fortsetzte und im Dienst des Gottorfer Herzogs Adolf schließlich Amtmann von Trittau war, das große Gut Bothkamp zwischen Kiel und Neumünster und andere Ländereien in derselben Gegend sowie das Kieler Stadthaus. Das Kirchspiel Itzehoe sollte beiden Söhnen zugute kommen, und Paul und seine Frau sollten sich in Kriegszeiten mit Hab und Gut auf die Breitenburg, wo Geschütze und Schießpulver bleiben sollten, zurückziehen können. In demselben Jahr, in dem Johann Rantzau sein Testament aufsetzte, ließ er sich selbst von einem unbekannten Künstler als Feldherr darstellen. Das Gemälde, das heute in der Breitenburger Schloßkapelle hängt, gibt ein realistisches Bild des alten Mannes mit seiner großen Nase und seinem harten kritischen Blick, der zwei Jahre später im Alter von 73 Jahren starb. Auf der lateinischen Unterschrift zu dem Gemälde werden noch einmal die Taten des bedeutenden Ritters herausgestellt, der Feldherr dreier dänischer Könige gewesen sei und Christian II. aus seinem Reich vertrieben habe und die Dithmarscher in der letzten Fehde besiegt habe; auch im hohen Alter habe er noch über Geistes- und Körperkraft verfügt, über eine schnelle Auffassungsgabe, ein gutes Gedächtnis und, daraus hervorgehend, die Gabe, kommende Entwicklungen schnell zu durchschauen.

Das Leben Johann Rantzaus war vierzig Jahre lang eng mit der Geschichte des Königreichs Dänemark und der Herzogtümer Schleswig und Holstein verknüpft. Der Hintergrund seiner Familie eröffnete ihm weite Möglichkeiten. Daß er aber schließlich der anerkannte Führer der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft wurde, hat er durch seinen eigenen Einsatz erreicht. In der Blütezeit des Adels in den Herzogtümern Schleswig und Holstein wurde er durch seine Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit, verbunden mit Härte und Durchsetzungskraft der große Feldherr dreier dänischer Könige. Für die Könige Friedrich I. und Christian III. hat er die Herrschaft über Dänemark gesichert. Er war mehr als ein Feldherr, zugleich wirkte er als Staatsmann und Diplomat. War das besondere Kennzeichen des Feldherrn Johann Rantzau die unerbittliche Härte, so setzte er sich als Diplomat bei vielen Gelegenheiten mit großer Hartnäckigkeit für einen Ausgleich ein, auch wenn andere dagegen stimmten. Er war während seines langen Lebens an vielen Stellen der Welt gewesen und wirkte überall dort für seine Fürsten, wo er gebraucht wurde. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er jedoch innerhalb eines relativ kleinen

Umkreises in der Gegend um die Stadt Itzehoe, in der er aufgewachsen war. In der Tradition seiner Familie begründet war seine lange Tätigkeit als Amtmann des Amtes Steinburg. Seit den dreißiger Jahren hielt er sich am liebsten auf dem von ihm errichteten Schloß Breitenburg auf, das das Zentrum seiner Herrschaft wurde. Hier starb er am 12. Dezember 1565 und wurde schließlich neben seinen Vorfahren in der Rantzau-Kapelle in der Laurentius-Kirche zu Itzehoe beigesetzt.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden (SHRU), Bd 9: Herrschaft Breitenburg 1256-1598. Bearbeitet von Kurt Hector u. Wolfgang Prange, Neumünster 1988, Nr. 496 (S. 239). Der endgültige lateinische Wortlaut des Epitaphs findet sich in diversen Veröffentlichungen von Heinrich Rantzau und seinem Kreis; außerdem im Text zur Itzehoe-Stadtansicht im vierten Band des Braun-Hogenbergischen Städtewerks „Civitates orbis terrarum“ (Köln ca. 1588) und bei Johannes Moller: *Cimbria literata*. Bd I, Kopenhagen 1744, S. 531.
- 2 Vgl. SHRU 9, Nr. 442 (S. 213, Punkt 1).
- 3 Die Darstellung der feierlichen Beisetzung („De sepultura et exequiis funebribus Joannis Rantzovii“), die Christoph Kellinghusen verfaßte, findet sich u. a. bei Simon Schardius (Ed.): *Historicum opus in quatuor tomos divisum*. Tomus III, Basel 1574, S. 2045 ff., u. Georg Ludwig Frobenius (Ed.): *Epistolae consolatoriae*. Frankfurt ca. 1595, S. 39–47.
- 4 Vgl. SHRU 9, Nr. 497 (S. 239f.), 505 (S. 243).
- 5 Martin Coroneus (Ed.): *Vita et res gestae praestantissimi, nobilis et generosi herois, Domini Johannis Rantzovii*. Frankfurt 1567. Zu Coroneus, der in dem Werk lediglich den einleitenden Brief verfaßte, vgl. Moller: *Cimbria literata*. I, S. 113.
- 6 Christoph Kellingh(a)usen: *De praecipuis rebus gestis illustris viri D. Joannis Rantzovii, Equitis aurati A. 1565 defuncti, poema heroicum panegyricum, libris III comprehensum*. Frankfurt 1567 [in Gedichtform]. Zum Druck in Frankfurt vgl. SHRU 9, Nr. 544 (S. 258f.). Zu Kellinghusen, der das Werk Heinrich Rantzau widmete, vgl. Moller: *Cimbria literata*. I, S. 291.
- 7 Daß die Lebensbeschreibung, die in zwei unterschiedlichen Versionen in dem Werk zu finden ist, wahrscheinlich von Heinrich Rantzau verfaßt wurde, hat man Mitte des 19. Jahrhunderts erkannt; vgl. H. Ratjen: *Johann Rantzau und Heinrich Rantzau*. Ein Vortrag. Kiel 1862, S. 37.
- 8 Georg Ludwig Frobenius (Ed.): *Epistolae consolatoriae*. Frankfurt ca. 1595, S. 6–23.
- 9 Michael Beuther: *Kurtzbegriffene Anzeygung vom Leben, Stande und Wesen der Gestrengen, Edlen und Vesten Herrn Johan Rantzawen Ritters, treier Könige zu Dänemark etc. gewesenen Feldobersten*, . . . Basel 1582, S. 365–383. Beuthers Anhang zu „Pauli Jovii . . . Warhafftige kurtze Bericht von . . . gewesener berühmter Keyser, Könige, Fürsten, Graven, Edlen . . . eygentliche Bildnisse“, in dem ebenfalls Heinrich Rantzau und der Feldherr Daniel Rantzau gewürdigt werden, erschien auch als Sonderdruck.
- 10 Vgl. Moller: *Cimbria literata* Bd I, S. 527; *Danske Magazin* 4 (1750), S. 43. Kaiser Karl V. bewilligte dem Ritter Johann Rantzau am 29.9.1533 wegen seiner bisherigen und künftigen Dienste eine Pension von jährlich 200 Gulden – SHRU 9, Nr. 195 (S. 90).
- 11 Simon Schardius (Ed.): *Historicum opus in quatuor tomos divisum*. Tomus III, Basel 1574, S. 2035–2062. Auch Teile aus Christoph Kellinghusens Werk finden sich bei Schardius.
- 12 Vgl. Moller: *Cimbria literata*. Bd I, S. 532.
- 13 Der nachfolgende Beitrag stützt sich vor allem auf Mikael Venges Darstellung im „Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikon“ (Bd V, Neumünster 1979, S. 217–225); dort auch Nennung der wichtigsten neueren Literatur. Vgl. auch Venges Beitrag in *Dansk Biografisk Leksikon*. Tredie Udgave. Bd 11, København 1982, S. 627–631. Von der älteren Literatur über Johann Rantzau wurden außerdem mit Gewinn herangezogen Johannes Mollers Beitrag im ersten Band der „*Cimbria literata*“ (Kopenhagen 1744, S. 526–532); En Skue-Penge, slagen paa Hr. Johan Rantzov, samt hans Levnets Lob. In: *Danske Magazin* 4 (1750), S. 33–96 u. 119–128; H. Ratjen: *Johann Rantzau und Heinrich Rantzau*. Ein Vortrag. Kiel 1862.
- 14 Vgl. SHRU 9, Nr. 114 (S. 56f.).
- 15 Das machen u. a. die Aufzeichnungen von Friedrichs Kanzler Wolfgang von Utenhof deutlich; vgl. H. M. Petersen (Ed.): *Samtidig Beretning om Forhandlingerne imellem Kong Christian den Anden og Hertug Frederik samt Dennes Kongevalg*. In: *Danske Magazin* III 3 (1851), S. 20f. u. 23.
- 16 Vgl. SHRU 9, Nr. 132 (S. 62), 238 (S. 109f.).
- 17 Vgl. SHRU 9, Nr. 142 (S. 66f.).
- 18 Zur Breitenburg vgl. Henning v. Rumohr: *Schlösser und Herrenhäuser im nördlichen und westlichen Holstein*. Neubearbeitet von Cai Asmus v. Rumohr und Carl-Heinrich Seebach. 2. Aufl., Würzburg 1988, S. 221 ff.
- 19 Vgl. SHRU 9, Nr. 236 (S. 109).
- 20 Vgl. Jürgen Rust / Gotthard E. Köppen: *Die Männer der schleswig-holsteinischen Reformation*. Garding 1982, S. 72 ff.
- 21 Vgl. SHRU 9, Nr. 183 (S. 83–86) – Urkunde vom 3.8.1532.
- 22 In der Stadtansicht von Eutin im fünften Band des Braun-Hogenbergischen Städtewerks (Köln ca. 1598) wird auf die Schlacht verwiesen.
- 23 Auf die Kämpfe in Nordjütland und auf Fünen wird in der Dänemark-Karte im vierten Band des Braun-Hogenbergischen Städtewerks verwiesen.
- 24 Darauf wird in der Stadtansicht von Krempe im vierten Band des Braun-Hogenbergischen Städtewerks verwiesen.
- 25 Vgl. SHRU 9, Nr. 192 (S. 89).
- 26 Vgl. *Danske Magazin* 4 (1750), S. 49f.
- 27 Vgl. SHRU 9, Nr. 223 (S. 101); zum Gut Mehlbek vgl. Henning v. Rumohr (wie Anm. 18), S. 197 ff.
- 28 Vgl. SHRU 9, Nr. 175 (S. 81), 201 (S. 92), 205 (S. 94), 211 (S. 96), 215 (S. 97f.), 230 (S. 107), 231 (S. 107).
- 29 Zum Gut Bothkamp vgl. Henning v. Rumohr (wie Anm. 18), S. 36 ff.
- 30 Vgl. Matthias Merian: *Topographia Saxoniae Inferioris*, Das ist: Beschreibung der Vornehmsten Städte und Plätz in dem hochl: Nider Sachß: Crayß. Frankfurt 1653, S. 13.

- 31 Zu den Grundstücken in Flensburg vgl. H. C. P. Sejdelin: Diplomatarium Flensborgense. Bd II, København 1873, S. 193 u. 215f.
- 32 Zum Rendsburger Landtag von 1540 vgl. Erich Hoffmann: Der Sieg der Reformation in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. In: Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte. Bd 3 (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte I 28). Neumünster 1982, S. 149f.
- 33 So Mikael Venge (wie Anm. 13), S. 222.
- 34 Zum Bündnis mit den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes vgl. L. Laursen (Udg.): Danmark-Norges Traktater. Bd I, København 1907, S. 276ff.
- 35 Zum Frieden von Speyer vgl. vor allem Laursen (wie Anm. 34), S. 450ff.
- 36 Vgl. Moller: Cimbria literata. Bd I, S. 528; Danske Magazin 4 (1750), S. 74.
- 37 Vgl. Laursen (wie Anm. 34), S. 513.
- 38 Vgl. Laursen (wie Anm. 34), S. 488ff.
- 39 Vgl. Laursen (wie Anm. 34), S. 473ff.
- 40 Vgl. Laursen (wie Anm. 34), S. 591.
- 41 So Moller: Cimbria literata. Bd I, S. 532. Es handelt sich um die anonyme Schrift „Wahrhaftige und kurtze Verzeichniß des Krieges, welchen Fridericus II., König in Dennemarck, und Johannes und Adolphus, Hertzoge zu Holstein, A. 1559 wieder die Dithmarscher geführt“ (Straßburg 1569).
- 42 Christianus Cilicius Cimber (= Heinrich Rantzau): Belli Dithmarsici . . . vera descriptio, duobus libris comprehensa. Basel 1570.
- 43 Vgl. SHRU 9, Nr. 442 (S. 213–215).

Heinrich Rantzau (1526–1598) – ein norddeutscher Adliger von europäischem Format: im Dienste der Familie, des Königs und der Musen

Von
Detlev Kraack (Berlin)

Als Heinrich Rantzau in der Neujahrsnacht 1598/99 auf Schloß Breitenburg für immer die Augen schloß, war damit gleichsam eine ganze Epoche zu Ende gegangen. In ihr hatte der Verblichene selbst wie vor ihm schon sein Vater, der berühmte Feldherr und Staatsmann Johann Rantzau, die Geschicke des Landes zwischen den Meeren maßgeblich bestimmt. Als einflußreiche Vertreter eines ebenso altehrwürdigen wie weit verbreiteten und zudem reich begüterten Adelsgeschlechts, als führende Repräsentanten des Landesadels sowie als Statthalter des dänischen Königs in den Herzogtümern Schleswig und Holstein hatten diese beiden dem „Rantzauschen Zeitalter“ ihren Stempel aufgedrückt. Hinzu kamen wirtschaftliche Macht, politischer Weitblick und strategisches Geschick sowie speziell im Falle Heinrichs eine profunde Gelehrsamkeit und ein nahezu unbegrenztes Engagement für Kunst und Wissenschaft. Gerade diese Mischung aus auf den ersten Blick schier unvereinbaren Elementen war es, die den jüngeren der beiden großen Rantzaus zum führenden Repräsentanten und Förderer des Humanismus in Norddeutschland sowie zu einem den geistigen Strömungen des Zeitalters und dem Ideal des *uomo universale* verpflichteten Vertreter der Renaissance werden ließ. Macht man sich die Perspektive der Literaten und Poeten zu eigen, die Heinrich Rantzau um sich scharte, oder versucht man, zumindest im Geiste ein Bild von der – heute leider verlorenen, aber über zeitgenössische Nachrichten rekonstruierbaren – grandiosen künstlerischen Ausgestaltung der Rantzauschen Schlösser und Herrenhäuser wiedererstehen zu lassen, so macht dies ebenso wie ein Blick auf die in alle Winde zerstreute Rantzausche Büchersammlung deutlich, daß dieser gelehrte Humanist, nahezu fürstengleiche, mächtige Adlige und Großfinan-



Heinrich Rantzau als idealisierter Ritter und Vertreter des Landesadels, als Statthalter des dänischen Königs und Träger des dänischen Elefanten-Ordens, darüber hinaus von Ahnenwappen gerahmt, jeweils von oben nach unten – links: Rantzau, Rantlau, Buchwald, Hummel; – rechts: Walstorp, Swave, Rantzau, Sehestedt und Rantzau/von Halle. Dazu folgende Beischrift: HENRICUS RANTZOVII(US) JOH[ANNIS] RANTZOVII F[ILII]US / REGIS DANIAE IN DUCATIB[US] SLESVIGII, HOLSTIAE / TIAE AC DITHMARSHIAE VICARIUS PRAEFECT(US) / SEGEBERGENSIS DOMIN(US) IN BREDENBURG / RANTZOVISHOLM WANDESBERGII TUSCULA= / BECANI NVSCOV ET MELBECK [„Heinrich Rantzau, Sohn des Johannes Rantzau, Statthalter des dänischen Königs in den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Dithmarschen, Kommandant der Festung Segeberg, Herr über Breitenburg, Rantzausholm, Wandsbeck, Tüschenebeck, Nütschau und Mehlbeck“]. – Kupferstich von Hendrik Goltzius (1558-1617), vor 1587, aus: Peter Lindeberg: Hypotyposis arcium, palatiorum . . . Frankfurt 1592, S. 213, hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 306 Abb. 128 (Kat.-Nr. 132).

cier der europäischen Politik einen Vergleich mit seinen klassischen italienischen Vorbildern keinesfalls zu scheuen brauchte. Das entspricht auch ganz dem im Anschluß an Heinrich Rantzau's Tod von dem Gelehrten Stephanus Macropius in seiner Grabrede entworfenen Bild, einem von den Erben finanzierten Loblied auf den Verstorbenen, das im Jahre 1599 unter dem Titel „*Oratio de immortalitate Henrici Ranzovii gloriosissimi*“ in Hamburg gedruckt wurde.

Noch klarer tritt uns Heinrich Rantzau's Selbstverständnis aus Dokumenten entgegen, die auf seine Anregung hin noch zu seinen eigenen Lebzeiten entstanden sind. Ein besonders charakteristisches Zeugnis für seine Geisteshaltung liefert die nur allzu bekannte, in leichten Variationen oftmals im Druck reproduzierte Darstellung Rantzau's als geharnischter Statthalter des dänischen Königs. Als solcher ist er an seinem Ornat, insbesondere dem königlich-dänischen Elefanten-Orden, den er 1580 verliehen bekam, und an der Beischrift klar zu erkennen. Darüber hinaus wird deutlich, daß er sich selbst als idealisierten Vertreter der Ritterschaft und des Landesadels verstand. In diesen Zusammenhang gehören ohne Frage auch die beigegebenen Ahnenwappen. Sie sind ein schöner Hinweis darauf, welch hohen Stellenwert Rantzau seiner Familie und konkret seinen Vorfahren beimaß,

von denen die meisten wiederum mit anderen Familien der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft aufs engste verbunden waren. Wenn in diesem Fall ein Bild das Selbstverständnis Heinrich Rantzau's besser beschreibt als viele Worte, so liegt das zweifellos daran, daß Leben, Werk und Persönlichkeit dieses typischen Vertreters des Renaissance-Zeitalters schlichtweg nicht voneinander zu trennen sind. Aus diesem Grunde müssen wir uns auch stets darum bemühen, diese unterschiedlichen Parameter in gleicher Weise in eine nähere Betrachtung unseres Protagonisten einfließen zu lassen. Dies verdeutlicht nicht zuletzt und in ganz besonderer Weise der Wahlspruch Heinrich Rantzau's. Sein aus den Sprüchen Salomons (16, 32: *Melior est patiens viro forti, et qui dominatur animo suo expugnatore urbium*) abgeleitetes persönliches Motto dient der Darstellung als Überschrift und verleiht dem ansonsten doch recht idealisierten Erscheinungsbild des Adligen einen tieferen Sinn:

*FORTIOR EST QUI SE QUAM QUI FORTISSIMA VINCIT
MOENIA NEC VIRTUS ALTIUS IRE POTEST*

[„Tapferer ist, wer sich als wer die gewaltigsten Mauern bricht, nichts Edleres wohl Tugend zu leisten vermag“].¹

Im Gesamtzusammenhang der Darstellung vermittelt dieser in der klassischen Form des elegischen Distichons dargebrachte lateinische Doppelvers in etwa folgende Botschaft: Zweifellos kam es Heinrich Rantzau darauf an, unter Beachtung zeitgenössischer Konventionen ikonographisch als geharnischter Krieger und Feldherr an die Tradition seines Vaters anzuknüpfen (vgl. Artikel Johann Rantzau). Indes wird deutlich, daß sich seine humanistische Tugend nach eigenem Verständnis gerade durch das Wissen um die höheren Werte von Moral und Bildung im allgemeinen und durch das ständige Ringen mit sich selbst von der in erster Linie eben doch militärisch verstandenen Tugend seines Vaters Johann klar abhob und im Sinne des Neostoizismus gleichsam kontrastierend über sie hinauswies. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß der ältere der beiden großen Rantzau's auf seiner in jungen Jahren unternommenen Adels- und Hofreise durch die damalige Ökumene zwar Santiago de Compostela und das Heilige Land, dafür aber niemals eine Universität besucht hatte und sich in Wort und Schrift zeit seines Lebens der niederdeutschen Sprache bediente. Gerade die Betonung des gegenüber der Zeit seines Vaters gewandelten, für den Adel neuartigen Tugendideals der *nobilitas erudita* verdeutlicht jedoch, daß Heinrich Rantzau diesbezüglich auf nicht unerhebliche Akzeptanzschwierig-

keiten bei seinen wohl noch allzu sehr auf die *virtus bellica* fixierten adligen Zeitgenossen im Lande gestoßen ist.

Vielleicht macht es gerade diese Mischung aus für uns auf den ersten Blick so widersprüchlichen Elementen so schwer, sich der schillernden Person Heinrich Rantzaus aus der Entfernung von immerhin vier Jahrhunderten zu nähern und ein tieferes Verständnis für sie zu entwickeln. Wohl unter anderem deshalb, vor allem aber aufgrund seiner den Idealen der Renaissance geschuldeten, dilettantischen Vielseitigkeit und seiner vielfältigen Aktivitäten auf den unterschiedlichsten Gebieten von Kunst, Kultur, Wissenschaft und Politik sowie aufgrund seiner weitgespannten Kontakte hat der jüngere der beiden Rantzaus bis heute keinen Biographen gefunden, der es auf der Basis des von Johannes Moller in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammengetragenen Materials und einer teilweise noch unerschlossenen archivalischen Überlieferung unternommen hätte, ein adäquates Lebensbild dieses Mannes zu zeichnen.² – Trotz zahlreicher Einzelstudien und Spezialuntersuchungen zum Leben und zum Werk Heinrich Rantzaus kann indes auch im folgenden kaum mehr als eine bescheidene Skizze geboten werden. Sie zielt in erster Linie darauf ab, Rantzaus faszinierenden Lebensweg nachzuzeichnen, dabei einige für Werk und Wirken besonders charakteristische Aspekte herauszustreichen und zum weiteren Nachdenken über ihn anzuregen.

Kindheit und Jugend

Am 11. März des Jahres 1526 hatte Heinrich Rantzau als ältester Sohn besagten Johann Rantzaus und seiner Frau Anna, einer geborenen Walstorp, auf dem heute nicht mehr existierenden Schloß Steinburg, dem damaligen Amtssitz seines Vaters, bei Itzehoe in Holstein das Licht der Welt erblickt. Über seine Kindheit und Jugend wissen wir so gut wie nichts, doch dürfte sich seine Erziehung von der anderer Adelssöhne der Zeit kaum wesentlich unterscheiden haben. Nach einer Elementarausbildung, die Heinrich zunächst im eigenen Hause und im Anschluß daran vielleicht in der Klosterschule zu Bordesholm³ vermittelt worden sein dürfte, wurde er bereits im zarten Alter von 12 Jahren als *Henricus Ranzow ex Equestri ordine* an der damals noch jungen, aber im gesamten protestantischen Raum führenden Universität Wittenberg immatrikuliert.⁴ Dieser nach unseren Maßstäben unverhältnismäßig frühe Universitätsbesuch entsprach durchaus den Konventionen der Zeit und gehörte zum Standardprogramm der damaligen Ausbildung für junge Adelssöhne. Als Faustregel galt, daß mit dem Rang einer Familie das Alter ihrer Zöglinge bei der

Erstimmatrikulation sank. So zog es die Söhne des Hochadels früher an die Universitäten als die des niederen Adels und jene wiederum früher als die Söhne aus gelehrten bürgerlichen Familien. In Wittenberg betrieb Heinrich bis 1545 unter dem Einfluß des bereits alternden Luther, vor allem aber unter der Ägide Melanchthons philologische, rhetorische und juristische Studien. Als Tischgenosse der großen Wittenberger Reformatoren knüpfte er Kontakte zu den führenden intellektuellen Köpfen der Zeit und erhielt wichtige Impulse für sein späteres Leben. Wohl mit auf diese prägenden Wittenberger Jahre wird es zurückzuführen sein, daß Rantzau, der in späteren Zeiten durchaus hohe politische Ämter bekleidete, über all den damit verbundenen Mühen des Alltags seine schöpferisch-kreativen Kräfte niemals ganz aus den Augen verlor und sich zeit seines Lebens als Freund der Museen sowie als aktiver Förderer von Kunst und Kultur erwies. Dabei wird man hinter seinem politischen Handeln nicht so sehr religiös-konfessionelle Motive vermuten dürfen, wie es der auf ihn während der Studienjahre wirkende protestantische Einfluß Wittenberger Prägung durchaus hätte vermuten lassen können. Vielmehr erwies er sich immer wieder als tolerant gegenüber seinen katholischen und calvinistischen Zeitgenossen, unterhielt umfangreiche Korrespondenzen mit ihnen und verstand sich stets als Vertreter eines dogmenfreien, konfessionell nicht gebundenen Christentums humanistischer Prägung. Als eben solcher wurde er 1588 auch in einer Denkschrift des päpstlichen Nuntius Minutio Minucci über ‚Glaubensangelegenheiten im Reich, über entsprechende Gefahren und Maßnahmen‘ („*Stato della religione d’Ale-magna, pericoli che soprastanno e rimedii*“) charakterisiert.⁵ Vom Gedanken der Toleranz in Sachen der Religion wie auch der Weltanschauung durchdrungen, legte Heinrich Rantzau – nach eigenem Bekunden – seinerseits großen Wert darauf, daß seine eigenen Schriften *bei allen, sie seien welcher Religion sie wollen, . . . mügen geduldet werden.*⁶

Lehrjahre am Hofe Karls V.

Nach den Studienjahren in Wittenberg begab sich Rantzau im Gegensatz zu vielen Standesgenossen nicht etwa auf eine ausgedehnte *peregrinatio academica* durch die Länder Süd- und Westeuropas, sondern kehrte unverzüglich in die Heimat zurück. Dies war auf den ersten Blick keinesfalls selbstverständlich, wissen wir doch aus den Matrikeln vor allem der großen italienischen Universitäten von anderen Mitgliedern der Familie Rantzau, die etwa zur selben Zeit im Rahmen einer sogenannten Kavalierstour

in der Fremde Erfahrungen sammelten, Kontakte knüpften und bisweilen alles andere taten, als eifrig zu studieren.

Nicht so Heinrich Rantzau; im Jahre 1548 zog er im Gefolge Herzog Adolfs von Schleswig-Holstein-Gottorf an den Hof Kaiser Karls V. Hier bewegte er sich für einige Jahre auf einer der Drehscheiben der großen Politik (*quasi clarissima in luce et theatro totius orbis terrarum*, wie er selbst es einige Jahre später in seinem Werk über den Dithmarscherkrieg festhalten sollte⁷) und lernte dort das Geschäft des Regierens aus dem Alltag heraus kennen. Zunächst der geharnischte Reichstag zu Augsburg und die durch den Kaiser im flandrischen Brügge vorgenommene, feierliche Belehnung der Herzöge Christian, Hans und Adolf mit dem Herzogtum Holstein sowie einige Jahre später die erfolglose Belagerung von Metz waren nur einige der wohl ebenfalls ungemein prägenden Ereignisse, die er in diesen insgesamt doch sehr wechselvollen Regierungsjahren des Habsburgischen Kaisers erlebte. Noch bevor es im Jahre 1555 in Augsburg zu einem Ausgleich zwischen den verfeindeten konfessionellen Lagern kam und der alternde Kaiser im Jahr darauf abdankte, hatte sich Heinrich jedoch schon wieder in die Heimat zurückbegeben.

Etablierung in den Herzogtümern als Statthalter dreier dänischer Könige

Zurück von den großen Schauplätzen der europäischen Politik trat Heinrich Rantzau wie schon sein Vater Johann in den Dienst des dänischen Königs Christian III. Unter diesem wurde er im März des Jahres 1554 zum königlichen Rat ernannt, 1555 zum Amtmann von Segeberg berufen und im darauf folgenden Jahr schließlich zum Statthalter des Königs in den vom dänischen König verwalteten Teilen der Herzogtümer Schleswig und Holstein eingesetzt. Zudem übertrug ihm Christians Nachfolger, der 1559 als Friedrich II. den dänischen Thron bestiegen hatte, im Jahre 1566 die Regierung über den Teil der Herzogtümer, der gemeinschaftlich von den dänischen Königen und den Gottorfer Herzögen verwaltet wurde. Damit hatte er die Stellung eines *Produx* bzw. *Vicarius Regis* inne, die ihm im zwei- und später dreijährigen Turnus bis kurze Zeit vor seinem Tod immer wieder erneut angetragen wurde (vgl. den Titel im Kupferstich). Unabhängig von diesen Ämtern kam Heinrich Rantzau – wohl nicht zuletzt aufgrund der im Umfeld des Kaiserhofes gesammelten Erfahrungen – am Hof des dänischen Königs, aber auch weit darüber hinaus eine wichtige beratende Rolle in politischen Händeln zu. Diese beratende Tätigkeit hat sich in hunderten von schrift-

lichen Berichten, Rantzaus berühmten „*Relationen*“, niedergeschlagen, in denen der Statthalter seinen König mit zuverlässigen Nachrichten, aber auch mit Gerüchten von den großen Schauplätzen der Politik und von den militärischen Krisenherden in ganz Europa versorgte.⁸ Insbesondere am Zustandekommen und bei der Anbahnung von politischen Heiratsverbindungen zwischen großen europäischen Fürstenhäusern sowie an verschiedenen wichtigen Friedensschlüssen der Zeit hatte er als Ratgeber und Vermittler maßgeblichen Anteil. So war man sich etwa am Hofe Königin Elisabeths I. von England, aber auch an der päpstlichen Kurie in Rom der Bedeutung des norddeutschen Adligen durchaus bewußt. Dies spiegelt sich zum Beispiel in dem bereits erwähnten Memorandum des päpstlichen Nuntius Minutio Minucci über die ‚Glaubensangelegenheiten im Reich‘ wider, in dem Heinrich Rantzau im Jahre 1588 unter anderem als ein sehr gebildeter und in Kriegs- und Friedensangelegenheiten äußerst versierter Zeitgenosse beschrieben wird, ein *huomo dottissimo et versatissimo nei mestieri della pace et della guerra*.⁹

Ob aller Erfolge, die der jüngere der beiden Rantzaus in dieser multifunktionalen Stellung als führende Persönlichkeit der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft und zugleich als Amtmann und Vertreter sowie als enger Vertrauter des Königs von Dänemark aufzuweisen hatte, sollte man jedoch nicht übersehen, welches politische Konfliktpotential in dieser Überschneidung von Ämtern und Funktionen angelegt war. Schon Heinrichs Vater Johann, der sich stets mit Nachdruck für eine enge Verbindung der Herzogtümer untereinander und für deren Sonderstellung innerhalb der dänischen Monarchie eingesetzt hatte, war in dem Moment mit seinem Herrn, dem dänischen König Christian III., in schwere Konflikte geraten und schließlich von seinen Ämtern zurückgetreten, als der Monarch zu Beginn der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts gegen den Widerstand des Landesadels die Teilung der Herzogtümer durchsetzte. Ganz ähnlich erging es gut ein halbes Jahrhundert später auch Heinrich, der sich wie schon sein Vater am Ende vergeblich darum bemühte, die Interessen der Ritterschaft und die der oldenburgischen Dynastie miteinander in Einklang zu bringen. In diesem Zusammenhang geriet er heftig mit der Königinwitwe Sophia aneinander und wurde wohl unter anderem deshalb noch kurz vor seinem Tod im Jahre 1598 – wie der junge dänische König Christian IV. bekundete *Unser Gelegenheit und seinem selbst eigenen Begehren nach*¹⁰ – von allen landesherrlichen Ämtern entbunden. Auch wenn wir aus offiziellen Verlautbarungen von einem Abschied *wegen empfindung hohen Alters und mehrer Ruhe begierlichkeit*¹¹ erfahren, werden die Gründe für diesen Rückzug doch sicher auch politischer Natur gewesen sein.

Heinrich Rantzaus Einbindung in die großen politischen und militärischen Handel seiner Zeit: die Unterwerfung Dithmarschens und der Nordische Siebenjährige Krieg

Heinrichs Vater, der schon mehrfach erwähnte Feldherr Johann Rantzaus, hatte bereits 1525 in Schonen sowie 1534/35 in Jütland und auf Fünen Bauernaufstände niedergeschlagen. Darüber hinaus hatte er in der sogenannten Grafenfehde erfolgreich für seinen königlichen Herrn gestritten. Über die engeren Grenzen der Herzogtümer hinaus berühmt geworden ist der 1544 von allen landesherrlichen Ämtern zurückgetretene ältere Rantzaus, der sich wohl nur durch das Zureden seines Sohnes zum erneuten Dienst für König Friedrich und für die mit ihm regierenden Herzöge bewegen lassen, dann allerdings durch die Eroberung Dithmarschens im Jahre 1559. Auf Initiative des Gottorfer Herzogs Adolf hin war es zu einer gemeinsam mit den beiden anderen Landesherren, dem jungen dänischen König Friedrich II. und Herzog Hans dem Älteren, vorgetragenen Kriegsunternehmung gekommen. Während die Dithmarscher 1404 und 1500 ihre Eigenständigkeit gegenüber den Landesherren noch eindrucksvoll hatten verteidigen können, führte der unter der umsichtigen Leitung von Johann Rantzaus und mit einem überlegenen Heer unternommene Feldzug von 1559 rasch zu ihrer vollständigen Unterwerfung. Neben seinem Vater war an diesen Unternehmungen auch Heinrich Rantzaus als Ratgeber und strategischer Kopf maßgeblich beteiligt. Er war es auch, der im Jahre 1570 unter dem Pseudonym *Christianus Cilicius Cimber* eine Geschichte dieses Krieges veröffentlichte und seinem Vater damit ein eindrucksvolles Denkmal setzte.¹²

Nur einige Jahre später war Heinrich Rantzaus als enger Vertrauter König Friedrichs II. von Dänemark mit Rat und Tat (*consilio et auxilio*) am Nordischen Siebenjährigen Krieg (1563–1570), dem ersten großen frühneuzeitlichen Ringen um das Dominium Maris Baltici, beteiligt. Was aus Rantzaus Perspektive 1563 zunächst als gerechter und damit legitimer Krieg (*bellum iustum*) gegen Schweden begonnen hatte, verlor rasch all seinen Glanz und erschien ihm nach dem Stettiner Frieden von 1570, der ohne nennenswerte Veränderungen den Vorkriegszustand festschrieb, nur noch als verwerfliche Unternehmung (*bellum malum*).¹³ Unter dem Eindruck des menschlichen Leides und des wirtschaftlichen Niederganges, den dieser Krieg wie ganz ähnlich auch die Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Hugenotten in Frankreich sowie die spanisch-niederländischen bzw. spanisch-englischen

Konflikte ganzen Regionen beschert hatten, kam Rantzaus in Anlehnung an antikes und insbesondere ciceronianisches Gedankengut zu der Überzeugung, daß ein beschwerlicher Friede allemal besser sei als ein noch so gerechter Krieg. Von diesem Gedanken durchdrungen entwarf Rantzaus den Plan zu einem allgemeinen Frieden in Europa, ein für die damaligen Verhältnisse ungemein kühner, ja geradezu revolutionärer Entwurf. Zwar ist dieser Plan niemals als ein in sich geschlossenes Konzept etwa im Sinne einer politischen Denkschrift zu Papier gebracht, geschweige denn im Druck veröffentlicht worden, doch läßt er sich aus Rantzaus umfangreicher Korrespondenz rekonstruieren, von der sich, auf zahlreiche europäische Archive und Bibliotheken verstreut, ein Großteil bis heute erhalten hat. Bei der allgemeinen Anerkennung von Freiheit und Toleranz in Angelegenheiten des Glaubens und der Weltanschauung bestand die zentrale Idee dieses Friedensplanes nach Rantzaus eigenen Worten darin, *daß man uf keine Handlung gedenken dörrfte, wo nicht Spanien, Frangkreich, Engelland und Nederlandt gleichsam unter ein Dach begrifen, ein Generalfriedt gemacht und die Religion frey gestelt und die Gewißen ungezwungen sollen gelasen werden*.¹⁴ Mit diesem geradezu modern anmutenden Vorschlag, den man heutzutage mit Schlagworten wie Deeskalationsstrategie, friedlicher Konfliktregelung bzw. -vermeidung umschreiben würde, stieß Rantzaus bei seinen Zeitgenossen jedoch weitgehend auf Unverständnis, ja Ablehnung; und wenn der im protestantischen Lager einflußreiche Herzog Ulrich von Mecklenburg, an den er diese Idee offen herangetragen hatte – in nüchtern-realistischer Einschätzung der politischen Lage – antwortete, er vermöchte nicht zu sehen, *wie solch groß Werck mit Bestandt anzufangen und zuvolführen sei*,¹⁵ so war dies noch sehr freundlich formuliert. Mit anderen Vertretern der Irenik des 16. Jahrhunderts, einer durch das Bemühen um eine friedliche interkonfessionelle Auseinandersetzung getragenen intellektuellen Strömung der Zeit, deren in der Regel eher theoretischen Friedenskonzepten Rantzaus seine wirtschaftlich und politisch motivierten praktischen Interessen entgegenhalten konnte, verbindet ihn auf geradezu tragische Weise, daß die von ihnen entwickelten Friedensmodelle allesamt keine Umsetzung in der praktischen Politik erfuhren.

Rantzaus als Financier der europäischen Politik

Aufgrund seines ausgedehnten Familienbesitzes an Immobilien und an Barvermögen sowie aufgrund der Einnahmen und Vergünstigungen, die er als Amtmann von Segeberg und als Statthalter

des dänischen Königs in den Herzogtümern für sich beanspruchen durfte, vor allem aber aufgrund des erheblichen Vermögens, das seine Frau Christine von Halle mit in die Ehe gebracht hatte (vgl. dazu weiter unten), gehörte Heinrich Rantzau weit über die engere Region hinaus zu den reichsten Männern seiner Zeit. Sein für die damaligen Verhältnisse gewaltiger und geradezu legendärer Reichtum eröffnete ihm die Möglichkeit zu umfangreichen Aktivitäten auf den internationalen Kreditmärkten. Zu seinen Schuldnern zählten außer König Friedrich II. von Dänemark und Herzog Adolf von Holstein unter anderem auch Philipp II. von Spanien und Elisabeth I. von England. Außerdem standen die Städte Lübeck, Danzig, Hamburg und vor allem Antwerpen mit zum Teil immensen Summen bei ihm in der Kreide. Damit ließ Rantzau sein Geld auf beiden Seiten der englisch-spanischen Auseinandersetzungen wie auch des niederländischen Freiheitskampfes für sich arbeiten. Ein auf den ersten Blick paradoxer Gedanke, lief die innere Logik dieser Konstellation doch auf folgenden Schluß hinaus: Solange keine der jeweiligen Partei entscheidende Vorteile für sich verbuchen bzw. den Gegner vollends in die Knie zwingen konnte, verdiente der ansonsten die Idee des Friedens propagierende Heinrich Rantzau trefflich am Kriegsgeschäft. So hatte die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts wohlhabende Scheldestadt Antwerpen dem holsteinischen Adligen gegenüber schließlich Verbindlichkeiten von 375.000 Reichstalern, die Rantzau jedoch – insbesondere nach der Belagerung und dem Fall der Stadt 1585 – niemals zurückgezahlt bekam. Unter anderem auf diese für Rantzau bittere Erfahrung wird es zurückzuführen sein, daß der Großfinancier sein Geld im folgenden verstärkt in Immobilien anlegte.

Ehe und Familie

Als ältester Sohn seines Vaters Johann aus dessen Ehe mit Anna Walstorp durfte sich Heinrich Rantzau berechnete Hoffnungen darauf machen, mit dem väterlichen Erbe einen Großteil des Familienbesitzes zu übernehmen. Dazu kam ein gewaltiges Vermögen, das seine 1533 geborene Frau Christine als letzter erbberechtigter Sproß der zum braunschweigischen Adel gehörenden Familie von Halle 1554 mit in die Ehe brachte.¹⁶ Christine von Halle, die mit ihrem Gatten insgesamt 44 Jahre verheiratet war und ihm in den 13 Jahren zwischen 1555 und 1568 insgesamt 12 Kinder gebar, war während der langen Ehejahre für die Führung des umfangreichen Familienhaushalts verantwortlich. Gleichwohl tritt sie gegenüber ihrem Mann, der so sehr im Rampenlicht der großen

Politik stand und der sich bis heute eines regen Interesses der unterschiedlichen historischen Forschungsdisziplinen erfreut, in der Regel vollständig in den Hintergrund. In einer wohl auf Veranlassung der gemeinsamen Tochter Elisabeth um 1640 entstandenen Lebensbeschreibung Heinrich Rantzaus wird dessen Gattin indes näher betrachtet und folgendermaßen charakterisiert:

Zuem Ehegemahl [= zu seiner Gemahlin] hat dieser löblicher Herr Heinrich Rantzow außerkohrn und bekohmmen die weilandt wolledle, ehrnvieltugentreiche Junffer Christinen von Halle, so Anno 1533 gebohren, . . . , mit welcher er über die stadtlichen adelichen Güter Drakenberg und Rintelen, vier Thonnen Goldes mittbekohmmen. – Über diese doch eher wirtschaftlich interessanten Informationen hinaus, die aber für Rantzau sicher einer der Hauptgründe für die Heirat gewesen sein dürften, erfahren wir aus der die Verdienste der Ehefrau besonders herausstreichenden Quelle weiterhin, Christine sei eine ganz vernünftige, tugentsahme Matrona [gewesen], so der Hoffahrt und Leichtfertigkeit sonders feindt gewesen und ihrem Hause sehr woll vorgestanden. Dieselbe ist ihrem Eheherrn mit schuldiger ehelichen Liebe und Treuwe begegnet, und, da ihr Herr mit seinen Embtern übrig zu thuen gehabt, demselben daß Onus [= die Last] der Haußhaltung mechtig subleviret [= abgenommen]. Mitt derselben hat er, Hinrich Rantzow, gezeuget sieben Söhne und fünff Töchter, so wahrlich vor einen sonderbahren groeßen Schatz deß Allerhohesten zue halten, und sein die Kindere, so alle von den Eltern sonders woll erzogen und zue allen adelichen Tugenden gehalten worden, gewesen die Söhne: Frantz, Breido, Friedrich, Gerhardt, Dietrich, Kaye und Johan, die Töchter aber: Magdalena, Catharina, Öligartt, Elisabeth und Margarita Rantzowen.¹⁷

Während Rantzaus Gattin dieser Schilderung nach recht genau dem Bild einer dem damaligen Verständnis nach idealen Ehefrau entsprach, die als fromme Matrone in treuer Ergebenheit gegenüber ihrem Gatten ganz hinter diesem zurücktrat, sich der Organisation des Haushalts widmete und in erster Linie für die Erziehung der Kinder zu guten Christenmenschen verantwortlich war, so wissen wir aus der archivalischen Überlieferung, daß Christine von Halle auch nach ihrer Hochzeit mit Heinrich Rantzau weiterhin wirtschaftlich tätig war und dabei durchaus eigenständig über nicht unerhebliche mobile und immobile Werte verfügte.¹⁸ Dies spiegelt sich unter anderem nur allzu deutlich in Heinrich Rantzaus Testament vom 18. Oktober 1594 wider, in dem Christine über die von ihr mit in die Ehe gebrachte Mitgift und über ihr väterliches Erbe hinaus die weitgehende Verfügungsgewalt über große Teile des Rantzauschen Besitzes zugesprochen wurden.¹⁹

Heinrich Rantzau als Mäzen und Humanist

Heinrich Rantzau hat sich nicht nur als Politiker und Bankier, sondern vor allem als Humanist und Mäzen einen Namen gemacht. Er selbst fühlte sich in diesem Zusammenhang dem von der Renaissance propagierten Ideal des *uomo universale* verpflichtet und verfügte als Dilettant im besten Sinne des Wortes über eine immense Allgemeinbildung und über vielfältige Interessen auf den unterschiedlichsten Gebieten. Dem entsprechend umfaßt sein umfangreiches eigenes Werk Schriften aus den verschiedensten Bereichen der damaligen Wissenschaft: so versuchte er sich einerseits an Themen aus dem Bereich der Geschichte und der mit dieser aufs engste verbundenen Landesbeschreibung. Andererseits verfaßte oder veranlaßte er umfangreiche Schriften zu Fragen der Astronomie und der Astrologie, der Medizin und der Ökonomik sowie der Kriegsgeschichte und der Kriegskunst im weitesten Sinne. In diesen Werken finden sich Prosa und Dichtung in bunter Mischung; und bisweilen ist es schwer, wenn nicht unmöglich zu sagen, welchen Anteil Rantzau selbst an der Entstehung eines Werkes nahm. Dies gilt insbesondere für zahlreiche Gedichte und gelehrte Spielereien aus dem Dichterkreis um Rantzau, die gleich in einer ganzen Reihe von unterschiedlichen Werken in verschiedenen Drucken und zuweilen auch unter wechselnden Verfassernamen erschienen. Um den großzügigen Gönner hatte sich in Anlehnung an den römischen Kunst- und Literaturfreund Maecenas ein ganzer Kreis von Dichtern und Intellektuellen geschart, der – ganz humanistischem Gedankengut verpflichtet – im Dienste seines Förderers und dessen edlen Geschlechts sowie anderer adliger Familien des Landes stand. Hinzu kam bei Rantzau ein umfangreicher Kreis von ebenfalls humanistisch gesinnten Freunden und Korrespondenten in nah und fern. Diese enge Einbindung in die intellektuelle Welt der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kommt besonders gut in der Beteiligung Rantzaus an dem für die damalige Zeit einzigartigen Unternehmen der „*Civitates Orbis Terrarum*“ zum Ausdruck, einem Druckwerk im Großfolioformat, das Georg Braun und Franz Hogenberg zwischen den Jahren 1572 und 1618 in insgesamt 6 monumentalen Bänden in Köln herausgaben und das – nach Großregionen gegliedert – die Städte des gesamten Erdkreises beschreibt.²⁰ Für Gelingen und Erfolg des für die damalige Zeit gewaltigen Projektes und insbesondere für die Ausgestaltung des Skandinavien und Nordeuropa gewidmeten vierten Bandes kann die Rolle Heinrich Rantzaus gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er vermittelte Aufträge an die zur damaligen Zeit führenden Zeichner und Stecher der jeweiligen Regionen und trug auf diesem Wege

umgekehrt dazu bei, daß die Städte der Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie auch die des dänischen Raumes zahlreich und in besonders hochwertigen Graphiken vertreten waren. In der Regel haben die von Rantzau vermittelten oder auf seine Initiative hin entstandenen Stadtdarstellungen die Vorstellungen von den darauf abgebildeten Städten für lange Zeit geprägt. Sie erfreuen sich bis auf den heutigen Tag großer Beliebtheit und werden immer wieder von neuem reproduziert. Unabhängig von ihrem ästhetischen Reiz bieten sie ein lebhaftes und detailgetreues – wenn auch zum Teil idealisiertes – Bild der Städte unseres Landes im ausgehenden 16. Jahrhundert.

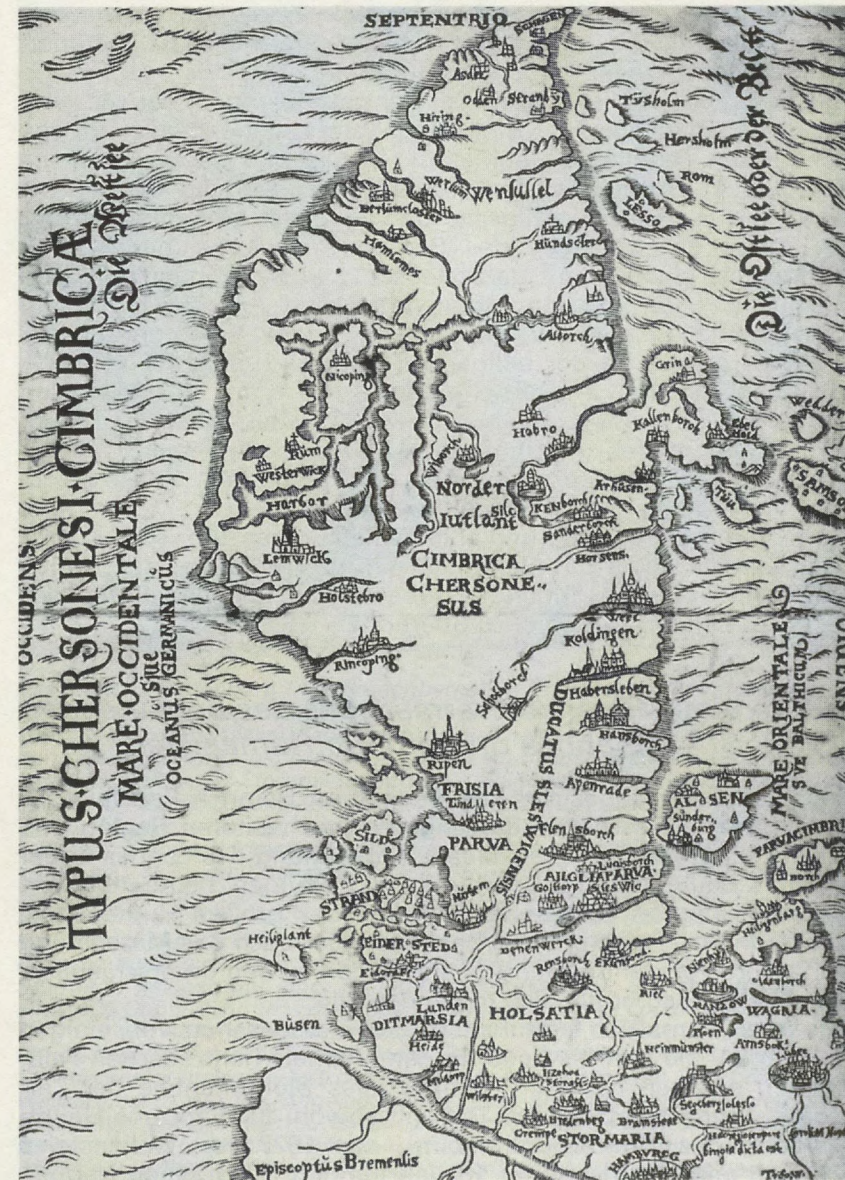
Heinrich Rantzaus Interesse an Themen des Landes, das stets in enger Verbindung mit der Sorge um den Ruhm der eigenen Familie stand, hatte sich schon in seinem im Jahre 1570 unter dem Pseudonym *Christianus Cilicius Cimber*²¹ veröffentlichten Erstlingswerk, der bereits erwähnten Geschichte des Dithmarscher-Krieges von 1559, niedergeschlagen.²² Der panegyrische Charakter dieser Schrift ist unverkennbar: Unter der Führung zweier exponierter Mitglieder der Familie Rantzau war hier binnen kürzester Zeit geglückt, was immerhin weder den schauenburgischen Herzögen 1404 noch den dänischen Königen aus dem Hause Oldenburg 1500 bei Hemmingstedt gelungen war. Dieser Linie folgend läuft das Werk auf einen Lobpreis Johann Rantzaus als des überragenden Feldherrn seines Zeitalters hinaus. Aus dem Abstand von nunmehr fast dreieinhalb Jahrhunderten betrachtet, wirkt die vom Sohn des Verstorbenen geförderte und ab 1566/67 veröffentlichte Panegyrik auf den am 12. Dezember 1565 auf Schloß Breitenburg verstorbenen Vater Heinrich Rantzaus wie eine Art Startschuß für den so hoch gepriesenen humanistischen Literatur- und Wissenschaftsbetrieb, dessen sich die Herzogtümer in den folgenden Jahrzehnten erfreuen sollten.

Neben zahlreichen anderen aus dem intellektuellen- und Literaturkreis um Heinrich Rantzau hervorgegangenen Werken, die sich – zum Teil in klassischen lateinischen Versen – ebenfalls mit topographischen oder ganz allgemein landeskundlichen Themen beschäftigen, verdient in diesem Zusammenhang ein Werk Beachtung, dessen Veröffentlichung Rantzau selbst gar nicht mehr erleben sollte. Die auf seine Initiative hin in Angriff genommene und wohl sicher nicht zu einem geringen Teil auf seinen eigenen Arbeiten fußende Beschreibung der Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie der Jütischen Halbinsel insgesamt („*Cimbriae Chersonesi ejusdemque partium, urbium, insularum et fluminum . . . descriptio nova*“) wurde erst 1739 und damit knapp 150 Jahre nach ihrer Abfassung durch Ernst Joachim von Westphalen im ersten Band seiner „*Monumenta Inedita rerum Germanicarum*

praecipue Cimbricarum et Megapolensium“ in Leipzig veröffentlicht. Das aus Anlaß der Wiederkehr des 400. Todesjahres Heinrich Rantzaus in einer modernen Edition präsentierte und erstmals in moderner Übersetzung zugänglich gemachte Werk stellt einen Meilenstein auf dem Weg von der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Landesbeschreibung zur modernen Topographie dar.²³ Insbesondere die der Landesbeschreibung in Form von Holzschnitten beigegebenen landeskundlichen Abbildungen und Karten verleihen dem Werk eine hohe Anschaulichkeit (vgl. etwa die Karte der kimbrischen Halbinsel). Das sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die dem Rantzauschen Werk beigegebenen Karten keinesfalls einen Meilenstein auf dem Gebiet der Topographie und Landesbeschreibung darstellten. Anders als die gut ein halbes Jahrhundert später von Johannes Mejer für die 1652 von Caspar Danckwerth in Husum herausgegebene „*Neue Landesbeschreibung der zwey Herzogthümer Schleswich und Holstein*“ entstandenen Karten bewegten sie sich, was Qualität und Genauigkeit angeht, ganz im Rahmen der Möglichkeiten ihrer Zeit oder blieben sogar hinter diesen zurück.

Abgesehen von der Vielzahl der von Rantzau selbst verfaßten oder durch ihn angeregten Werke, sollte man seine antiquarischen und bibliophilen Bemühungen nicht vergessen. So stand er im Ruf, einer der größten Büchersammler seiner Zeit zu sein, und seine legendäre Bibliothek von 6300 Bänden, darunter zahlreiche wertvolle Handschriften und seltene Inkunabeln, zählte wohl zu dem Erlesensten, was das 16. Jahrhundert in dieser Hinsicht zu bieten hatte.²⁴ Daß diese großartige Sammlung der plündernden Soldateska Wallensteins zum Opfer fiel, als die kaiserlichen Truppen 1627 über die Elbe vorstießen und die Breitenburg eroberten, gehört zweifellos zu den bedauerlichsten kulturellen Verlusten, die das Land zwischen den Meeren während dieser Jahre erlitten hat. Ein großer Teil der Bücher ging an das Jesuitenkolleg in Prag und findet sich heute in der dortigen National- und Universitätsbibliothek, andere Bücher wurden durch die Wirren der Zeit auf verschiedene dänische, schwedische und deutsche Bibliotheken verstreut.

Vor dem Hintergrund dieses gewaltigen Werkes und der schier unfaßbaren Schaffenskraft Heinrich Rantzaus auf den unterschiedlichsten kulturellen Betätigungsfeldern wird deutlich, daß er sich doch gewaltig von seinen Standesgenossen im Bereich der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft abhob und in dieser Hinsicht keineswegs als ein repräsentativer Vertreter selbiger verstanden werden darf.²⁵ Dies mag zum einen mit seinem exorbitanten Reichtum und seinen sich darauf gründenden finanziellen Möglichkeiten zu tun haben. Andererseits wird man die in Wittenberg



Karte mit einer Darstellung der kimbrischen Halbinsel (TYPUS CHERSONESI CIMBRICAE: – Holzschnitt eines unbekannten Künstlers, um 1595, aus: Heinrich Rantzau, *Cimbricae Chersonesi . . . descriptio*, 1597 (Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Kiel, Sign. SH 181 G), hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 203 Abb. 78 (Kat.-Nr. 40).

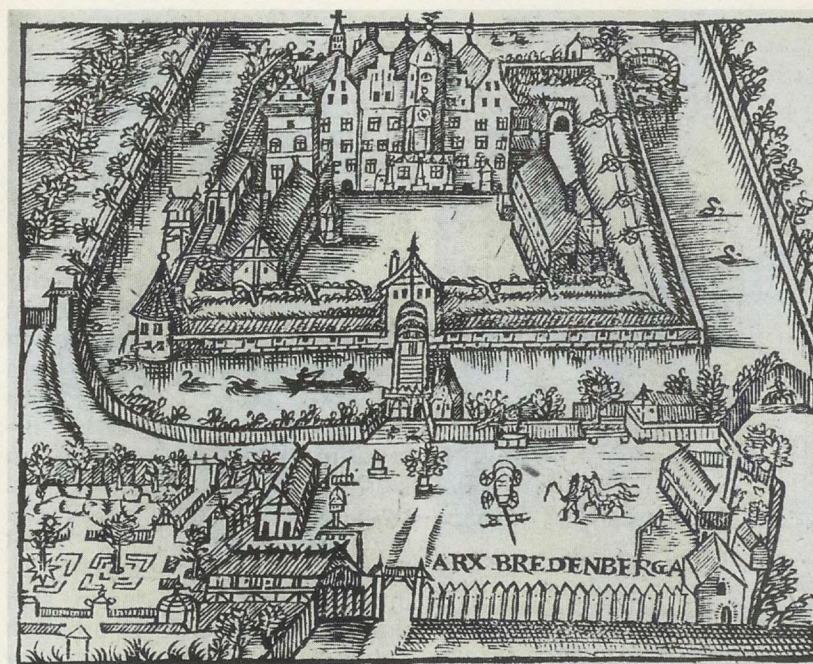
empfangenen Eindrücke und die am Hofe Kaiser Karls V. gewonnene Weltläufigkeit zur Erklärung dieser offensichtlichen Sonderstellung Rantzaus ins Felde führen dürfen.

Wie dem auch sei, ist es Heinrich Rantzau gelungen, der Mit- und Nachwelt ein idealisiertes Bild seines Vaters, seiner selbst und seiner ganzen Familie zu überliefern. Dieses Bild hat sich tief ins Bewußtsein seiner Landsleute eingegraben und im Grunde bis heute nichts von seiner Frische und Farbkraft eingebüßt. In der Tat ist es den Literaten des Rantzau-Kreises gelungen, ihren Gönner als einen Mann darzustellen, „der Kriegshandwerk und Gesetzbuch, Harnisch und Toga, Mars und Ars gleichermaßen beherrscht“.²⁶ Er erscheint als geradezu ideale Verkörperung der *nobilitas erudita*, in der adlige und bürgerlich-gelehrte Idealvorstellungen ineinanderfließen. Auch wenn man hier bisweilen spürt, daß Rantzaus Lobredner gewissermaßen „aus der Defensive argumentieren und ihn gegen Erwartungen seiner Standesgenossen rechtfertigen“, wird man dem Phänomen seines Mäzenatentums indes wohl schwerlich gerecht werden, wenn man dahinter am Ende einzig und allein eine kompensatorische Kulturbeflissenheit sowie das Bemühen darum vermutete, das Fehlen eigener militärischer Tugend zu überspielen und den Ruhm des Vaters auf anderem Gebiet zu überhöhen.

Spuren im Lande: das Vermächtnis des bedeutenden Staatsmannes und großen Humanisten

Fragt man sich angesichts der Bedeutung Heinrich Rantzaus für die politische Geschichte der engeren und weiteren Region und für die kulturelle und intellektuelle Entwicklung des Landes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach den heute noch im Lande sichtbaren Spuren vom Wirken des großen Humanisten, des Bauherrn, Politikers und Bankiers, aber auch des Mäzens und Verfassers von zahlreichen Abhandlungen zu den unterschiedlichsten Themen, so ergibt sich folgendes Bild:

Zunächst einmal ist festzuhalten, daß – abgesehen von einigen Findlingen, die sich bis heute in den ehemals Rantzauschen Feldmarken erhalten haben²⁷ – nahezu alles Monumentale der Zerstörung anheimgefallen ist: Das gilt sowohl für Rantzaus Hauptresidenz, das Schloß Breitenburg, das 1627 von Wallensteins Truppen geplündert und im 18. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt wurde, als auch für den angestammten Familiensitz in Ostholstein, ist doch das Herrenhaus Rantzau selbst im Laufe der Jahrhunderte verschiedentlich umgebaut worden und bietet sich heute in klassizistischem Gewande dar. Dieser an sich ernüch-



Ansicht der Breitenburg (Arx Bredenberga) vor 1591 nach einem unbekannten Künstler; aus der Holsteinischen Chronica des Andreas Angelus (Leipzig 1597, S. 190). – Zu dieser gewaltigen Anlage heißt es in der Landesbeschreibung Heinrich Rantzaus: Bredenberga, arx munitissima et celeberrimi nominis in Stormaria, ad Storam sita in colle, undiquaque planicie ad quingentos passus et fossis circumsepta atque distincta; quae planicies singulis sex horis, ubi necessitas sic postula[ve]rit, aggere Storaе perrupto inundatis late agris aquis obduci potest. Condita primum est a JOANNE RANZOVIO equite aurato a.C. 1530; quam deinde HENRICUS RANZOVIVS, Joannis filius, novis aedificiis, eleganti bibliotheca instructissimoque omni genere apparatus bellici armamentario sic auxit et expolivit, ut illi secundas inter totius Cimbriae munimenta hi nunc deferant, qui oppugnationum non imperiti habentur [Die Breitenburg ist eine stark befestigte und hochberühmte Burganlage im Lande Stormarn, gelegen auf einer Anhöhe unweit der Stör. Sie ist ringsum von einer 500 Doppelschritte weiten Ebene umgeben, ferner durch Gräben eingefaßt und von eben jener Ebene getrennt. Das flache Gelände um die Anlage herum kann in Notzeiten binnen sechs Stunden durch das Durchstoßen eines Stördeiches gemeinsam mit den umliegenden Äckern weit und breit unter Wasser gesetzt werden. Angelegt wurde diese Burg im Jahre 1530 von dem edlen Ritter Johann Rantzau. Später hat sie Heinrich Rantzau, der Sohn eben jenes Johann, um neue Gebäuden, um eine stilvolle Bibliothek und um ein mit Kriegsgerät aller Art wohlbestücktes Waffenarsenal erweitert und so weit ausgebaut, daß all diejenigen, die etwas vom Belagerungswesen verstehen, dieser Anlage den zweiten Rang unter den Befestigungen ganz Kimbriens zugestehen]. – Holzschnitt eines unbekannten Künstlers, vor 1591, aus: Andreas Angelus: Holsteinische Chronica. Leipzig 1597, S. 190, hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 107 Abb. 37 (Kat.-Nr. 90).



Die im 17. Jahrhundert geplünderte Grabkapelle der Rantzaus. – Holzschnitt eines unbekannten Künstlers, vor 1592, aus: Peter Lindeberg: Hypotyposis arcium, palatiorum . . . Frankfurt 1592, ad pag. 204, hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 28 Abb. 9 (Kat.-Nr. 21).

Auftrag gegebene – aufwendig ausgestaltete Kupferstichserien oder durch vereinzelt auf uns gekommene zeitgenössische Beschreibungen orientiert. Einen zentralen Ort der Erinnerung und der Überlieferung gibt es indes nicht mehr, denn die einst legendäre Bibliothek Heinrich Rantzaus wurde bereits wenige Jahrzehnte nach dem Tod des großen Büchersammlers in alle Himmelsrichtungen zerstreut.

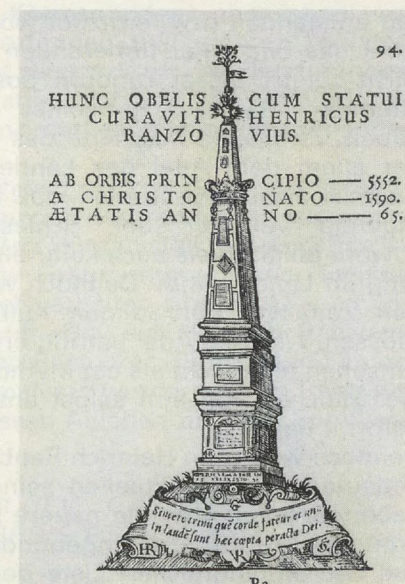
Dennoch kann man Dieter Lohmeier nur zustimmen, wenn er die Frage nach den aus der Zeit Heinrich Rantzaus auf uns gekommenen Kulturschätzen wie folgt beantwortet: „Als ‚monumentum aere perennius‘ hat sich allein die Arbeit der von Heinrich Rantzau inspirierten und unterstützten Autoren und Buchdrucker erwiesen.“²⁹

Gerade vor dem Hintergrund des Wissens um die hohen Überlieferungsverluste an Bausubstanz und repräsentativer Kunstproduktion hat man Rantzau in den vergangenen Jahren als Bauherrn und Förderer der bildenden Künste noch stärker zu beachten gelernt, als dies zuvor der Fall war.³⁰ Aus seiner Perspektive als der eines den Idealen der Renaissance verpflichteten Edelmannes

ternde Befund läßt sich nicht nur für die Architekturdenkmäler als solche festhalten, sondern vor allem auch auf deren künstlerische Ausgestaltung im Innern ausweiten. Darüber hinaus sind nicht nur die ehemals prächtigen Grabmonumente der Familie in der Itzehoeer Laurentiuskirche den Zerstörungen der Kriege des 17. Jahrhunderts anheimgefallen. Verschwunden sind ebenso die in Form von Obelisken und pyramidalen Kunstwerken erschaffenen Erinnerungsmonumente, die in Nordoe (unweit Itzehoe) und Segeberg an Heinrich Rantzau und seinen königlichen Herrn Friedrich II. von Dänemark erinnerten und von denen sich nur sehr geringe Reste erhalten haben.²⁸ Über Form und Aussehen all dieser Monumente sind wir allein durch – in der Regel wiederum von Rantzau in



Ansicht der Segeberger Pyramide, ca. 1591. – Holzschnitt eines unbekannten Künstlers, ca. 1591, aus: Peter Lindeberg: Commentarii Rerum Memorabilium in Europa . . . Hamburg 1591, hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 71 Abb. 24 (Kat.-Nr. 121)



Ansicht des Segeberger Obelisken, vor 1590. – Holzschnitt eines unbekannten Künstlers, vor 1590, aus: Peter Lindeberg: Hypotyposis arcium, palatiorum . . . Hamburg 1591, hier nach Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 71 Abb. 25 (Kat.-Nr. 122).

dürfte dem Bereich der Architektur und der künstlerischen Ausgestaltung der eigenen Lebenswelt eine zentrale Bedeutung zugekommen sein.

Nun mag gerade aus schleswig-holsteinischer Perspektive ein weiteres Element hinzukommen: Fraglos stellte die Statthalter-schaft Heinrich Rantzaus wie auch schon die seines Vaters Johann für die Herzogtümer Schleswig und Holstein eine äußerst segensreiche Epoche dar. Während im übrigen Europa konfessionelle und dynastische Streitigkeiten mit militärischen Mitteln ausgetragen wurden und ganze Großregionen ruinierten, gelangten im ausgehenden 16. Jahrhundert vor allem die Städte Schleswigs und Holsteins, aber auch die adligen Gutsherren zu großem Reichtum. Bevor die Wirren des Dreißigjährigen Krieges und das im 17. Jahrhundert erneut einsetzende Ringen um das *Dominium Maris Baltici* diesem von den Zeitgenossen als geradezu ‚alkyonisch‘ beschriebenen Zeitalter³² ein jähes Ende bereiteten und auch vieles von dem zunichte machten, was unter Heinrich Rant-

zau entstanden bzw. errichtet worden war, bot die Region insgesamt das Bild einer florierenden und wohlhabenden Landschaft. Nicht zuletzt dieser rundum positive Eindruck mag den schon alternden Rantzau zu seiner Landesbeschreibung veranlaßt haben. Zweifellos bescherte das späte 16. Jahrhundert auch und vor allem dem Adel des Landes eine wirtschaftliche Blütezeit. Auch ist nicht zu bestreiten, daß Heinrich Rantzau als der herausragende Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft sowohl politisch als auch kulturell großen Einfluß auf die Entwicklung im Lande nahm. Dennoch wird man das Bild eines »goldenen Zeitalters der adligen Kulturentfaltung« doch relativieren müssen. Was den Adel betrifft, erweist sich dieses bei genauerem Hinsehen regelrecht als ein Mythos, »den man sich nach dem – im wesentlichen von ihm selbst entworfenen – Idealbilde Rantzaus geformt hat.«³²

Dennoch wird man Heinrich Rantzau selbst wohl durchaus zu den bedeutenden Intellektuellen seiner Zeit rechnen dürfen. Daß er dabei durchaus über die nähere Region hinaus in weitgespannte Kommunikationsnetze eingebunden war, macht schon ein Auszug aus der umfangreichen Liste derer deutlich, mit denen er eine regelmäßige Korrespondenz unterhielt. Die Dimensionen der von Rantzau gepflegten Briefkontakte schienen unter anderem auch Johann Heinrich Zedler, dem bedeutendsten deutschen Enzyklopädisten des Aufklärungs-Zeitalters, so wichtig, daß er den Benutzern seines »Grossen vollständigen Universal-Lexikons« in dem entsprechenden Eintrag folgendes mitteilte: »Man hat noch Briefe aufzuweisen, welche der Kayser Rudolph II., der König Heinrich IV. von Frankreich und die Könige von Dänemarck, Friedrich II. und Christian IV., an ihn geschrieben haben.«³³ In diesem Punkt weisen die Ausführungen des gelehrten Aufklärers auf eine Aufgabe hin, die sich auch für die Historiker unserer Tage noch als eines der dringlichsten Desiderate der Rantzau-Forschung darstellt. Wie bereits angedeutet gibt es bislang keine wissenschaftlich fundierte Biographie Heinrich Rantzaus. Eine solche wird aber auch erst dann geschrieben werden können, wenn – neben den bereits veröffentlichten Dokumenten des Breitenburger Archivs³⁴ – das betreffende ungedruckte und weitgehend unveröffentlichte handschriftliche Material zusammengetragen oder zumindest erschlossen ist, das sich bis heute in verschiedenen europäischen Archiven und in den Bibliotheken von Rantzaus Korrespondenzpartnern erhalten hat. Obwohl bereits manch ermunternder Schritt in diese Richtung unternommen worden ist,³⁵ bleibt hier noch viel zu tun. Dabei stellt es sich insofern als ein ebenso wichtiges wie schwieriges Unterfangen dar, zunächst einmal das Wichtigste auch nur in Form von Regesten zugänglich zu machen, als die Aussteller-

überlieferung der Rantzauschen Korrespondenz abgesehen von Spuren in den Breitenburger Beständen und einigen kopialen Zusammenstellungen³⁶ wohl nicht zuletzt durch die Plünderungen des Dreißigjährigen Krieges zerstreut ist und die unterschiedlichen Empfängerüberlieferungen erst mühsam zusammengetragen werden müssen.

Die damit nur angedeuteten Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Heinrich Rantzau führen auf unvermutete Weise wieder zu dem großen Humanisten und Kunstförderer selbst zurück: Auch wenn die Grabmonumente der Familie Rantzau in Itzehoe heute nicht mehr erhalten sind, so kennen wir doch zumindest die Grabaufschrift. Der auf Heinrich Rantzaus Anregung hin von dem berühmten Rostocker Humanisten Eilhard Lubinus verfaßte lateinische Doppelvers wurde noch zu Rantzaus Lebzeiten verbreitet und nach dessen Ableben über der Familiengruft angebracht:

HENRICI TUMULUS RANZOI HEIC. CAETERA NORUNT
EUROPAE GENTES ORBIS ET OCCIDUUS

[„Heinrich Rantzaus Grab, sieh' hier, das übrige wissen
Völker in Europa und der westlichen Welt“].³⁷

Mag auch der von Lubinus an den Anfang seines Doppelverses gestellte Verweis auf das Grabmal selbst ins Leere zielen, so sind es nach der Plünderung der Rantzauschen Bibliothek auf Schloß Breitenburg doch gerade die Archive der Adressaten des Humanisten, in denen sich bis heute manch Schlüssel zum Verständnis dieses norddeutschen Adligen von europäischem Format erhalten hat.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. auch die Übersetzung von Richard Haupt: »Tapferer, wer sich selbst als wer die gewaltigsten Mauern / Kämpfend besiegt; nie fand Tugend ein höheres Ziel.« In: Schleswig-Holsteinische Jahrbücher 1 (1884), S. 381.
- 2 Vgl. Johannes Møller: *Cimbria Literata*, Teil III, Kopenhagen 1744, S. 567–581, und Johanne Skovgaard: *Henrik Rantzau*. In: *Dansk Biografisk Leksikon* XIX (1940), S. 135–145 [auch 3. Aufl. Bd. XI (1982), S. 622–627], sowie darüber hinaus Richard Haupt: *Heinrich Rantzau*. In: *Heimatsbuch des Kreises Steinburg* 2 (1925 / Nachdruck 1981), S. 353–365, Dieter Lohmeier: *Heinrich Rantzau und die Adelskultur der frühen Neuzeit*. In: Dieter Lohmeier (Hg.): *Arte et Marte. Studien zur Adelskultur des Barockzeitalters in Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein* (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 13). Neumünster 1978, S. 67–84, S. 67 Anm. 1 (Lit.), und Wiebke Steinmetz: *Heinrich Rantzau (1526–1598). Ein Vertreter des Humanismus in Nordeuropa und seine Wirkungen als*

- Förderer der Künste, 2 Bde. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 28 Kunstgeschichte, Bd. 125 / zugl. Diss. Phil. Kiel 1990). Frankfurt a.M. 1991, Bd. I, S. 341–368 (Lit.), sowie die anlässlich von Rantzaus 400. Todestag erschienene Publikation Heinrich Rantzau (1526–1598): königlicher Statthalter in Schleswig-Holstein. Ein Humanist beschreibt sein Land [Katalog zur Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig] (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 64). Schleswig 1999, mit Auswahlbibliographie S. 13–15.
- 3 Vgl. – allerdings ohne Quellennachweis – Eckardt Opitz: Johann und Heinrich Rantzau. In: Eckardt Opitz: Die unser Schatz und Reichtum sind. 60 Porträts aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1990, S. 15–22, S. 19.
 - 4 Vgl. Album Academiae Vitebergensis, Bd. I (1505–1560), hg. v. Karl Eduard Förstemann. Leipzig 1841 (Neudruck Aalen 1976), S. 169.
 - 5 Vgl. Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, 3. Abt., Bd. I: Der Kampf um Köln 1576–1584, bearb. v. Josef Hansen. Berlin 1892, S. 744–785, S. 749: *Henrico Rantzovio d'Holsatia, . . . , il quale vive secondo la Confessione Augustana, ma tratta volentieri con cattolici, ni si mostra abhorrente della vera fede.* – Vgl. darüber hinaus zu Minutio Minucci (1551–1604, seit 1596 Erzbischof von Zara) und seinen Aktivitäten im Rahmen der Gegenreformation den entsprechenden Artikel von Klaus Jaitner in der Neuen Deutschen Biographie, Bd. XVII (1994), S. 547–549.
 - 6 Aus einem Brief an Georg Braun, Dechant an S. Maria ad Gradus in Köln; hier zitiert nach Reimer Hansen: Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens. In: Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 31–42, S. 38, vgl. dort auch zum vorausgehenden, und darüber hinaus auch Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 83.
 - 7 Christianus Cilicius Cimber: Belli Dithmarsici . . . vera descriptio. Basel 1570, S. 54; hier zitiert nach Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 32.
 - 8 Vgl. Otto Brandt: Heinrich Rantzau und seine Relationen an die dänischen Könige. Eine Studie zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. München/Berlin 1927.
 - 9 Nuntiaturberichte aus Deutschland, wie Anm. 5, S. 749. – Vgl. darüber hinaus auch Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 34.
 - 10 Hier zitiert nach Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 32.
 - 11 Vgl. Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 73.
 - 12 Vgl. oben Anm. 7.
 - 13 Vgl. hierzu wie auch zum folgenden ausführlich Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 35–41.
 - 14 Aus einem Brief Rantzaus an Herzog Ulrich von Mecklenburg; hier zitiert nach Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 37.
 - 15 Aus dem Konzept eines Briefes von Herzog Ulrich an Heinrich Rantzau; hier zitiert nach Hansen, Heinrich Rantzau und das Problem des europäischen Friedens, wie Anm. 6, S. 38.
 - 16 Vgl. hier wie auch im folgenden Marion Bejschowetz-Iserhoht: Christine von Halle – Die Frau an seiner Seite. In: Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 17–30.
 - 17 Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig, 127.21 FA, C 65.4; hier zitiert nach Bejschowetz-Iserhoht, Christine von Halle – Die Frau an seiner Seite, wie Anm. 16, S. 17.
 - 18 Vgl. etwa zu den zwischen Christine und Heinrich Rantzau, Ottos Sohn, zu Schönweide abgeschlossenen Geldgeschäften, in deren Rahmen der Namensvetter ihres Mannes ihr das Gut Schönweide für 40.000 Reichstaler verpfändete, Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden [SHRU], Bd. IX (Neumünster 1988): Herrschaft Breitenburg 1256–1598, bearb. v. Kurt Hector und Wolfgang Prange, Nr. 996 (1592 Februar 2–9), S. 432, und Nr. 1005 (1593 Januar 6–13, Kiel), S. 436–437.
 - 19 Vgl. SHRU, Bd. IX, wie Anm. 18, Nr. 1027 (1594 Oktober 18, Segeberg), S. 443–466, und daraus speziell S. 450–451 (72) *Wie es mitt meinem und der fraue(n) gelde, auch allerseits gutern solle gehalten werden, folgett hernacher.* (73) *Die fraue soll nach meinem todte ihr geldt vor sich behalten, so ir von irem vattern angeerbet und ich ir in der verzeignuß zugeschrieben, daßelbe genießen und gebrauchen ohne meiner und ihrer kinder einsprechentt und verwhor . . .* (74) *Hirzu soll sie haben von mir zum leibgedinge alles, was zu dem gudte Melbeke [Mehlbek] gelechtt, . . .* (75) *Hirzu soll sie haben die Drakenburg [Kreis Nienburg / Weser], die ihr ist die zeit ihres lebendes ohne mein und meiner erben verwhor und einspruche.* (76) *Deßgleichen Nutzschaw [Nütschau] . . .* (77) *. . . Nach ihrem todte aber soll diß alles an die drey söne oder derer kinder fallen, denen es mitt rechte gehörett . . .*, sowie darüber hinaus zu den besagten Verfügungen Bejschowetz-Iserhoht, Christine von Halle – Die Frau an seiner Seite, wie Anm. 16, S. 26.
 - 20 Vgl. Johanne Skovgard: Georg Braun und Heinrich Rantzau. In: Nordelbingen 15 (1939), S. 100–125, und Gerhard Kraack: Heinrich Rantzau und das Braun-Hogenbergsche Städtewerk [unveröffentlichtes Manuskript eines Vortrags, gehalten am 6. Mai 1999 im Landesarchiv Schleswig-Holstein in Schleswig].
 - 21 Zu Deutsch der ‚christliche kilikische Kimber‘ [= Bewohner der Kimbrischen Halbinsel / Norddeutsche]; hier stellt sich die Frage, welche Assoziationen Rantzau mit diesem Pseudonym wecken wollte. Hält man sich vor Augen, daß die in der Antike ansonsten bestenfalls für ihre Seeräuber bekannte kleinasiatische Küstenlandschaft Kilikien dadurch berühmt geworden ist, daß Cicero hier im Jahre 51–50 v. Chr. als römischer Statthalter tätig war, so könnte gerade letzteres auch ein möglicher Anknüpfungspunkt für Rantzau gewesen sein. Demnach hätte er sich wohl als ‚christlich-überhöhter nordischer Cicero‘ verstanden wissen wollen. – Vgl. zur quellengestützten Identifizierung des Cilicius Cimber mit Heinrich Rantzau auch August Wetzels: Zu Cilicius Cimber. In: ZSHG [Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte] 10 (1881), S. 199–208.
 - 22 Vgl. oben Anm. 7.
 - 23 Vgl. Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 95–161 (lateinischer Text der Landesbeschreibung), S. 197–301 (deutsche Übersetzung).
 - 24 Vgl. Friedrich Posselt: Die Bibliothek Heinrich Rantzaus. In: ZSHG 11 (1881), S. 69–124, im Anschluß daran Chr. Walther: Zum Verbleib der Bibliothek Heinrich Rantzau's. In: ZSHG 12 (1882), S. 192–196, und Emil Steffensen: Ein Codex Ranzovianus. In: ZSHG 14 (1884), S. 303–312, sowie darüber hinaus auch Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 68 Anm. 5 (Lit.).
 - 25 Vgl. hierzu wie auch zum folgenden Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 71, der Heinrich Rantzau „eher als Vorläufer

und sogar Modellfall kommender Entwicklungen des Adels und der Adelskultur" charakterisiert.

- 26 Hier wie auch im folgenden Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 75.
- 27 Vgl. zu dem gewaltigen ‚Rantzau-Stein‘ bei Neukirchen in Ostholstein Otto Rönnpog: Der Rantzau-Stein bei Sasel. In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin 25 (1991), S. 10–11 (mit Abb.), und Steinmetz, Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, Bd. II, S. 703 (Kat. Nr. 158, mit Abb. 214 u. 215), zum Rantzau-Stein bei Gowens (1574, dortige Inschrift: *HINRICUS RANZOW PRODUX CIMBRICUS A.D. 1594 AETATIS 69*) mit Verweisen auf ähnliche Zeugnisse bei Schwissel (1575, vgl. speziell hierzu auch Haupt, Heinrich Rantzau und die Künste, wie Anm. 30, S. 15–16 u. Taf. 13) und Gladebrügge (1575).
- 28 Vgl. Wiebke Steinmetz: Pyramiden und Obeliskens als Zeichen des Herrscherlobes und adliger Selbstdarstellung. In: Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2, S. 68–75.
- 29 Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 69.
- 30 Vgl. Richard Haupt: Heinrich Rantzau und die Künste. In: ZSHG 56 (1926), S. 1–66 u. Taf. 1–24, und umfassend Steinmetz, Heinrich Rantzau (1526–1598), wie Anm. 2.
- 31 Nach der antiken Bezeichnung für den Eisvogel, griechisch (h)alkyón, den man u. a. für die (h)alkyonischen Tage, eine etwa 14tägige Windstille um die Wintersonnenwende verantwortlich machte; in diesem Sinne verwendete man den Begriff für eine ruhige, friedliche und glückliche Zeit.
- 32 Lohmeier, Heinrich Rantzau und die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 71.
- 33 Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universallexikon, 64 Bde. und 4 Bde. Suppl. Halle / Leipzig 1732–1754, s. v. ‚Ranzow (Heinrich)‘, Bd. XXX (1741), Sp. 841.
- 34 Vgl. SHRU, Bd. IX, wie Anm. 18.
- 35 Vgl. etwa die Artikel von Friedrich Bertheau ‚Heinrich Ran[t]zaus Wirken als Humanist‘ und ‚Aus dem Briefwechsel Heinrich Rantzaus von 1570–1594‘ in: ZSHG 18 (1888), S. 133–196, bzw. 22 (1892), S. 239–283, sowie Skovgaard, Georg Braun und Heinrich Rantzau, wie Anm. 20, und Horst Fuhrmann: Heinrich Rantzaus römische Korrespondenten. In: Archiv für Kulturgeschichte 41 (1959), S. 63–89.
- 36 Vgl. die Angaben zur handschriftlichen Überlieferung mit Verweisen auf weitere Literatur bei Fuhrmann, Heinrich Rantzaus römische Korrespondenten, wie Anm. 35, S. 67–68 Anm. 15. Fuhrmann verweist auf kopiale Überlieferungen (1) auf Schloß Breitenburg (ca. 285 Briefe, 20. Mai 1570 – 18. Februar 1594; dabei handelt es sich offensichtlich um eine für den Druck vorbereitete Sammlung, eventuell um das von Petrus Lindeberg in seiner ‚Hypotyposis‘ angekündigte Werk, vgl. Drucke Rostock 1590, S. 36 Nr. XI, Hamburg 1591, S. 63 Nr. XIII, Frankfurt a. M. 1592, S. 77 Nr. XIII), (2) in der Universitätsbibliothek Kiel (Codex S. H. 388, nach 1942 verschollen, Inhalt über Verfilmung gesichert, 93 Briefe, 21. März 1570 – 7. April 1587), (3) in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (Sign. 9739 I, m, n) und (4) in der Universitätsbibliothek Göttingen (Cod. ms. juridic. 8 Bd. IX, Fol. 159v–189, 59 Briefe, 1560–1580).
- 38 Vgl. hierzu u. zum folgenden auch Lohmeier, Heinrich Rantzau u. die Adelskultur, wie Anm. 2, S. 70, sowie die Übersetzung v. Richard Haupt: ‚Heinrich Rantzaus Grab. Das übrige wissen die Völker / In Europa rings und in der westlichen Welt.‘ In: ZSHG 56 (1926), S. 1, u. darüber hinaus Richard Haupt: Heinrich Rantzaus Grab. In: ZSHG 35 (1905), S. 270–274.

Christian IV., König von Dänemark, Herzog von Schleswig und Holstein, und seine Beziehung zum Gebiet des heutigen Kreises Steinburg

Von

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt (Glückstadt)

Die Verbindung zwischen dem dänischen König Christian IV., der in seiner Person auch die Herzogswürde für die Herzogtümer Schleswig und Holstein vereinigte, und dem Gebiet des heutigen Kreises Steinburg wird oft in romantisierender Form überschätzt. Ganz im Stile von Gepflogenheiten in bestehenden Monarchien schmücken sich heute Städte und Landgemeinden mit Reminiszenzen an den – heute noch volkstümlichsten – König von Dänemark. Insbesondere die durch seine Initiative entstandene Stadt Glückstadt wünscht sich in immer neuen Varianten mit ihrem Gründungskönig zu identifizieren. Nicht nur, daß jahrelang der Slogan „Glückstadt – ein Königstraum“¹ über vielen Aktivitäten schwebte und quasi zum Motto von Fremdenverkehrswerbung wurde; es gibt hier eine „Christian-IV.-Straße“ und eine „König-Christian-Schule“, die Replik einer glorifizierenden Büste fand vor der Stadtkirche ihren Platz, und sein Monogramm „C4“ schmückt verschiedene Denksteine. Auch seiner jugendlichen Mätresse Vibeke (oder Wiebke) Kruse wird verschiedentlich gedacht – so wurde sie in ehrendem Andenken Patronin eines Straßennamens (inmitten von Straßennamen nach Frauen, die tatsächlich etwas geleistet haben, was man von W. K. kaum sagen kann), und mit Stolz wird in Glückstadt noch der Treppenturm („Wiebke-Kruse-Turm“!) ihres einstigen Palais am Hafen gezeigt.

Die anderen Orte des heutigen Kreisgebietes, die Christian IV. ebenfalls durch seine Besuche beehrte oder für die er als Landesherr etwas tat, halten sich mit vergleichbaren Ehrungen und Gedenken zurück. In Krempe sucht man seinen Namen vergeblich, obwohl er den letzten größeren Aus- und Umbau der ehemaligen Landesfestung in die Wege leitete. Hier mag man ihm wohl die Gründung der Nachbar- und Konkurrenzstadt Glückstadt nicht verzeihen, die der mittelalterlichen Stadt Krempe kurz- und langfristig den wirtschaftlichen und sozialen Todesstoß versetzte. Immerhin hat sich der Landesherr ja mehr- und vielfach in Orten des Kreises aufgehalten, was sich angesichts der Bedeutung des früheren

Amtes Steinburg nicht verwunderlich ist. Hier stand ja auch die alte Steinburg in ihrer durch den Umbau unter Amtmann Josias von Qualen 1576/77 gründlich renovierten Form, die dem König bisweilen Quartier bot, wenn er nicht vorzog, bei Bürgern in seinen Städten zu wohnen, bevor er sein 1631 fertiggestelltes Schloß, die Glücksburg genannt, in Glückstadt bei seinen Aufenthalten nutzen konnte.

Bevor wir uns den Beziehungen des Landesherrn zum heutigen Kreisgebiet zuwenden, zunächst einige Daten über Christian IV.² Er wurde am 12. April 1577 als ältester Sohn Friedrich II. und seiner Gattin Sophie von Mecklenburg auf Frederiksborg geboren. Er hatte drei ältere Schwestern, die mit König Jakob I. von Schottland und England, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kurfürst Christian II. von Sachsen verheiratet waren. Zwei jüngere Brüder (Ulrich und Hans) wurden nur 45 bzw. 19 Jahre alt. Nach dem frühen Tod seines Vaters 1588 führte zunächst der Reichsrat die Regierung für den Unmündigen, der 1596 gekrönt wurde. 1597 ehelichte er Anna Katharine von Brandenburg (1575–1612), dann 1615 zur Linken die 21 Jahre jüngere Kirsten Munk (1598–1658), mit der er 12 Kinder zeugte. Dieser Ehe waren mehrere Liebschaften, u.a. mit der 1612 gestorbenen Kopenhagener Kaufmannstochter Kirsten Matsdatter und mit Karen Andersdatter, aus der der Sohn Hans Ulrich Gyldenløve hervorgegangen war, vorangegangen. Nachdem der König eine Liaison mit dem Kammermädchen seiner Gattin, Wiebke Kruse, eingegangen war, kam es am 10. November 1628 zum Bruch mit Kirsten Munk. Wiebke Kruse gebär ihrem Liebhaber mehrere Kinder.

Christian IV. war ein unternehmender Renaissancefürst, der einmal einen lebenslangen Kampf gegen den damaligen dänischen Erbfeind Schweden führte, zum anderen den Einfluß Dänemarks auf das Deutsche Reich oder wenigstens seine nördlichen Teile zu stärken versuchte.⁵ Aufgrund seiner Einkünfte (einmal die Lehenseinnahmen aus in der Reformation säkularisiertem Kirchengut, zum anderen die Sundzolleinnahmen, dann auch die Einnahmen aus der Silberförderung im norwegischen Kongsberg) gehörte er zu den reichsten Fürsten Europas. Seine Reserven wurden für 1605 auf 1 Million, für 1620 gar auf 1,5 Millionen Reichstaler geschätzt.

Während der ersten Jahre seiner selbständigen Regierung wandte sich Christian IV. gegen Schweden, um die damaligen dänischen Besitzungen (Blekinge, Schonen und Halland) zu schützen. Hier gründete er die Städte Kristianopel (1599) und Kristianstad (1614), spät erst Kristiansand (1641). Als er sich später eher südwärts orientierte, kam es zur Gründung Glückstadts (1617). Auch als

Festungsbauer und -verstärker wirkte er; so wurden 1599–1611 Kristianopel, 1598–1605 Halmstad, 1588–1611 Malm, 1594–1604 Bohus, 1598–1605 Krempe, 1609–1615 Laholm, 1615–1628 Glückstadt und 1631–1643 Christianspries (heute: Friedrichsort) befestigt oder umgebaut. Ebenso wirkte er als Schloßbauer oder -umgestalter in Kopenhagen, Koldinghus (1598–1605), Frederiksborg (1599–1620), Kronborg (1631–1642), Glücksburg in Glückstadt (1629–1631) und Rosenborg (1606–1624/34).

War der König-Herzog auch als Städte- und Festungsgründer relativ erfolgreich, so gelang es ihm nicht, seine ehrgeizigen außenpolitischen Ziele zu erreichen. Seine Teilerfolge bei der Plazierung seiner Söhne auf die norddeutschen (also protestantischen) Erzbischöfs- und Bischofssitze verprellten die Holstein-Gottorfer und die Braunschweig-Lüneburger. Die Schweden hatte er sich nicht nur durch den Kalmar-Krieg 1611–1613 zu Feinden gemacht. Sein Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg als Oberster des Niedersächsischen Reichskreises endete als militärisches und finanzielles Fiasko. Als militärischer Befehlshaber hatte er sich in strategischer und taktischer Hinsicht nicht als besonders fähig erwiesen⁴, womit seine und seiner Truppen Niederlage bei Lutter am Barenberge am 27. August 1626 aber nur zum Teil erklärt wird. Die vollständige Besetzung der Herzogtümer Holstein – mit Ausnahme der Festung Glückstadt – und Schleswig sowie Jütlands durch die kaiserlichen Truppen unter Albrecht von Wallenstein war die Folge. Erst durch den Lübecker Frieden vom 31. Mai 1629 konnte der Abzug der feindlichen Kriegsvölker erreicht werden. Auch seine Auseinandersetzungen mit Hamburg⁵ um den völkerrechtlichen Status der Stadt konnte Christian IV. schließlich nicht zu seinen Gunsten entscheiden, auch wenn er der Stadt mehrere empfindliche Niederlagen in diplomatischer und militärischer Hinsicht bereiten konnte. Hervorzuheben sind die militärischen Auseinandersetzungen im Gefolge der Einrichtung des Glückstädter Elbzolls, der ganz gegen Hamburgs Handel mit den Nordseeanrainern und dem übrigen Westeuropa gerichtet war, in den Jahren 1628/31. Im Westfälischen Frieden, dessen Abschluß er nicht mehr erleben sollte, wurde die Reichsunmittelbarkeit der ehemals holsteinischen Landesstadt festgeschrieben.

Seine militärischen Abenteuer, die er weitgehend aufgrund diplomatischer Hilfszusagen anderer europäischer Mächte (England, Frankreich) unternommen hatte, brachten den einstmals reichen König um sein Vermögen, so daß er – insbesondere nach dem erneuten Ausbruch der Feindseligkeiten mit Schweden (1643–1645), in dessen Verlauf die Herzogtümer und Jütland erneut dem Feinde preisgegeben werden mußten – am Ende seines Lebens nahezu ganz von der Zahlungskraft der Kopenhagener Kaufmann-

schaft abhängig wurde. Der Friede von Brömsebro vom 7. September 1645 wurde überdies mit territorialen Verlusten und wirtschaftspolitischen Zugeständnissen an Schweden erkaufte.

Christian IV. starb am 28. Februar 1648, ein Jahr nach dem Tod des Kronprinzen Christian (1603–1647) auf dessen Reise nach Sachsen. Schon 1633 war sein Sohn Ulrich (1611–1633) in militärischen Diensten jung zu Tode gekommen. Die Nachfolge trat der zweite Sohn aus erster Ehe, Friedrich (1609–1670), als Friedrich III. an. Er hatte 1643 in Glückstadt Sophie Amalie von Braunschweig-Lüneburg (1628–1685) geheiratet.

Christian IV. war noch ein Reisekönig ganz in der mittelalterlichen Tradition, auch wenn sich deutlich einige wenige Schwerpunkte bevorzugter Aufenthalte herauskristallisieren. Das mittelalterliche Reisekönigtum ergab sich einerseits notwendig aus den begrenzten logistischen Möglichkeiten zur dauernden Versorgung eines größeren Hofstaates an einer Stelle. Andererseits war die Präsenz des Herrschers in allen Teilen seines Herrschaftsbereiches auch gefordert, da der König u. a. oberster Richter war. So war es auch noch im Königreich Dänemark im späten 16. und im 17. Jahrhundert, wenngleich mit abnehmender Tendenz, zumal in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Elemente des frühmodernen Staates (Bürokratisierung und stehendes Heer) stärker wurden und die Königspräsenz ersetzten. Betrachtet man die hinterlassenen eigenhändigen Briefe Christian IV.⁶ und stellt die Datierungsorte zusammen, dann läßt sich daraus schon ein Bild seiner starken Reisetätigkeit geben (Tabelle 1). Noch stärker wird das Bild herausgearbeitet, wenn man sich seine erhaltenen Tagebücher ansieht, die ja eine dichte Überlieferung seiner Aufenthaltsorte liefern⁷:

Tabelle 1: Aufenthalte Christian IV. in seinem Herrschaftsbereich nach seinen Tagebüchern 1618–1620 und 1635 (in % des Jahres)

Region	1618	1619	1620	1635
Seeland (mit Kopenhagen, Frederiksborg, Kronborg und Rosenborg)	91	50	50	40
andere Inseln des Königreichs	2	3	8	9
Jütland	2	5	4	1
im heutigen Schweden liegende Teile des Königreichs	3	8	0	1
Herzogtum Schleswig	2	29	22	29
Herzogtum Holstein	0	4	17	9

Holstein, das im Verlauf seiner Regierungszeit für Christian IV. immer stärkeres Interesse gewinnt, sah relativ viele Besuche des Königs. Allerdings treten alle anderen Aufenthaltsorte gegenüber Glückstadt weit zurück. Das gilt gerade auch für die engere Umgebung Glückstadts, den Raum der Kremper und Wilstermarsch mit dem angrenzenden Geestrand. Hatte sich der König noch während des Umbaus der Festung Krempe um die Jahrhundertwende 1600 häufiger dort aufgehalten⁸, so wird dieser Ort nach Anlage von Glückstadt für ihn ganz uninteressant. Aus dem Tagebuch des Königs für die Jahre 1618–1620, 1625 und 1635⁹ sehen wir noch eine eintägige Visite im Jahr 1619 (22./23. September), hingegen einen längeren Aufenthalt dort zum Baubeginn der Festung Glückstadt 1620 (5. Mai bis 30. Juni).

Wir können seine vielfältigen, auch diplomatischen Aktivitäten aus seinen Eintragungen erkennen (ich habe sie ins Hochdeutsche übertragen): „1620. Mai. Am 5. zog ich von Bredstedt nach Krempe. Auf dem Weg kam ein Diener des Grafen von Oldenburg zu mir nach Rendsburg mit Briefschaften. Am 6. war ich in Glückstadt und zog wieder nach Krempe. Am 8. kamen die holsteinischen Räte in Wilster zusammen. Die Festungswerke in Glückstadt wurden begonnen. Der allmächtige Gott gebe dazu Glück! Am selben Tag kam der englische Courtmeister [der Merchants Adventurers] von Hamburg nach Krempe. Am 10. kam einer aus Schweden mit Briefen, der sich Kuderfiskal nannte. Am 14. kam ein Gesandter von Herzog Hans von Sonderburg. Am 15. hatte derselbe Gesandte Audienz bei mir und aß mit mir zusammen. Am 16. kam Kirsten Munk nach Krempe. Am 17. war der Domdekan von Hamburg hier. Es kam der Junggeselle Keysewitz von Moskau zurück, der im letzten Herbst dorthin gesandt worden war. Am 19. ist eine Sache von einem an mich gelangt, der eines Mordes bezichtigt wird und über den in Bredstedt Gericht gehalten werden soll. Am 20. kam der Prinz [Christian] nach Krempe. Am 25. zogen Albert Scheel, Jacob Ulfeldt mit Martinus van der Meeden nach Bremervörde zum Bischof von Bremen. Am 29. war ich in Wedel. Am 30. kamen Albert Scheel, Jacob Ulfeldt und Martinus wieder zurück. Juni. Am 1. kam Godsche Wensin als Gesandter von Herzog Friedrich von Holstein. Am 2. hatte Godsche Wensin Audienz bei mir und war den ganzen Tag mein Gast. Am 3. kam der Bischof von Bremen. Am 4. (Pfingsten) gab ich dem Pastor 2 Rosenobel. Am 8. zog der Bischof von Bremen weiter. Am 15. kam der Pfalzgraf Augustus von Neuburg nach Krempe. Am 18. kam der Gesandte des Grafen von Oldenburg. Am 20. zog des Pfalzgraf wieder fort. Am selben Tag zog der Prinz nach Dithmarschen weiter und soll von dort nach Kolding weiter. Am 21. zog ich von Krempe nach Rendsburg. Am 25. zog ich von

Rendsburg nach Krempe. Am 29. war ich nach Haselau und auch Haseldorf und kam am selben Tag zurück. An diesem Tag kam der Stallmeister des Bischofs von Bremen mit einem Hengst für den Prinzen zu mir. Am 30. kam der Gesandte des Grafen von Schauenburg und hatte sogleich Audienz und war mit zu Tisch; er zog am selben Tag wieder von hinnen. Der Stallmeister des Bischofs [von Bremen] übergab mir den Hengst. Am selben Tag zog ich von Krempe nach Neuenbrook, wo ich bei Jacob Rave wohnte.“ – Auch am 25.–27. August 1620 machte er auf der Reise nach Glückstadt Station in Krempe, um dann nach Hanerau weiterzuziehen.

1625 schlug Christian IV. für drei Wochen sein Quartier auf der Steinburg auf (17. Mai–7. Juni) und besuchte wohl Glückstadt, aber nicht Krempe – er wird dort nur durchgeritten sein. Sein Tagebuch gibt uns Auskunft über seine Aktivitäten (ich habe die Texte ins Hochdeutsche übertragen): „Mai. Am 17. zog ich von Segeberg nach Steinburg. Am 18. war ich in Glückstadt und aß dort, zog dann nach Itzehoe und von dort zurück zur Steinburg. Am 19. war ich wieder in Glückstadt und dann auf Krautsand. Dahin kam der Gesandte der Generalstaaten Foppius mit Werbeschreiben des Administrators des Erzbistums von Magdeburg. Am 22. kam der Graf von Schauenburg nach Steinburg. Am 24. zog der Graf von Schauenburg weiter. Am 25. wurde mein Leibfähnlein gemustert; Fosberg kam als Gesandter der Generalstaaten. Am 26. hatte Fosberg Audienz und war mit mir zu Tisch. Am 27. war ich bei dem Pirami, der sich auf den Gütern des Statthalters [Gert Rantzau] bei Itzehoe aufhält, und musterte 12 Fähnlein Fußvolk und zog am selben Tag weiter nach Hanerau. Am 29. zog ich von Hanerau nach Steinburg. Am 30. wurde Mogens Wilmsøns Kompanie bei Steinburg gemustert. Am 31. war ich in Itzehoe bei dem Schiff, das dort gebaut wird, und Fosberg begleitete mich. Juni. Am 1. empfang ich 15.000 Goldgulden, die in Kopenhagen gemünzt worden waren und die durch den Rentenschreiber Jens Jacobsen an die Steinburg geliefert worden waren. Am 2. zog Fosberg von Steinburg nach Hamburg. Am 5. kam [Lücke] von Frankreich zur Steinburg, um einige Falken anzubieten. Am 7. zog ich von Steinburg nach Stade und aß in Haselau.“

Spätere eintägige Besuche in Krempe registriere ich nur zwei im Jahre 1627, drei im Jahre 1629 und einen im Jahre 1632. Nicht viel anders sah es in Itzehoe aus, wo er 1636 einmal, 1640 zweimal je einen Tag, 1646 immerhin einmal für eine gute Woche weilte. Auch die Steinburg besuchte er vor seinem längeren Aufenthalt im Jahre 1625 dort nur im Vorbeireisen jeweils einmal 1621 und 1623. Eine Ausnahme stellt sein langer Aufenthalt in Heiligenstedten dar, wo er zwischen dem 11. Oktober und dem 21. Dezember 1613 die Bergung des kurz nach dem Stapellauf gekenterten Kriegs-

schiffes „Makellos“ in eigener Person überwachte.¹⁰ Von Heiligenstedten schrieb er schließlich am 21. Dezember 1613 an seine Schwägerin Anna von Brandenburg: „Freundtliche, hertzliebe Schvester, weil ich meiner zu Hamburch gethaner zuzaage nach ich nicht allein fiirtzen tage, sondern siiben wochen alhie verharret, undt ich nuhn durch Godtlicher hulff das skiiff alhie so weit wideruhm zu rechte gebracht, dass ess, ob Godt woll, gudt bleibet. . . . Datum Hylligenstede den 21. decembris anno domini 1613. Dein getrewer bruder allezeit Christian.“¹¹

Nach Ausweis seiner Aufzeichnungen war Glückstadt seit seiner Gründung nicht jährlich Aufenthaltsort des Königs. In den Jahren 1621–1624, 1626, 1628, 1644 und 1646 bis zu seinem Tode 1648 war er gar nicht in seiner Stadt an der Elbe. Längere Aufenthalte nahm er in den Jahren 1632 mit 69 Tagen und 1633 mit 82 Tagen (durchschnittlich 20% der Jahrestage); in den Jahren 1637 (113 Tage), 1638 (67 Tage) 1639 (91 Tage), 1640 (101 Tage) und 1641 (98 Tage) hielt er sich durchschnittlich 24% des Jahres hier auf; 1643 noch einmal 107 Tage (27% des Jahres). In diesen Jahren kann man davon sprechen, daß die Glücksburg in Glückstadt eine Sonderstellung einnahm und neben Kopenhagen, Rosenborg und Frederiksborg als Residenz fungierte.

Hinsichtlich des Namens seiner „Residenzstadt“ Glückstadt war der König nicht ganz eindeutig – was nicht daran liegt, daß er „den richtigen Namen“ nicht wußte, sondern daran, daß seine Zeit nur wenig Energie auf eine normierte Orthographie verschwendete. Christian IV. bietet folgende Varianten für den Namen seiner holsteinischen Gründungsstadt: Glyckstadt, Gluckstadt, Glyckstad, Glickstadt, Geliickstadt, Glygstad, Gliickstadt, Gliickstad, Glygstad, Lyckstadt und Gelyckstatt; auch sein Schloß wird von ihm unterschiedlich benannt: Glygsborgh, Glycksborg, Glyckxborg, Glyckxborg, Glyckxborrig, Glyxborg, Glykxborg und Glyxborch.

Das Gebiet des Kreises Steinburg rückte in der Regierungszeit Christian IV. etwas stärker in das Zentrum der politischen Erwägungen. Insbesondere der Ausbau der Festung Krempe um 1600, dann aber die Anlage der Stadt und Festung Glückstadt veraten deutlich das landesherrliche Interesse an der Behauptung seiner Macht über die Elbe. Gleichzeitig sah der König-Herzog Möglichkeiten zur Schaffung eines Ausgangs- und Stützpunktes für nach Süden gerichtete Aktivitäten, da sich ihm die holsteinische Landesstadt Hamburg in dieser Hinsicht verweigerte. Auch in territorialpolitischer Hinsicht war der Aufenthalt im Amt Steinburg nicht ohne Sinn: Christian spekulierte auf die Übernahme der Grafschaft Holstein-Pinneberg vom letzten Schauenburger, den er durch zahlreiche Schuldverpflichtungen in seine Abhängigkeit

gebracht hatte; diese Rechnung ging 1640 nach dem Tod Otto VI. von Holstein-Schauenburg auf. Daß Christian IV. insbesondere in seinem letzten Lebensdrittel besondere Zuneigung zu seiner Residenz Glücksburg in Glückstadt hatte, in der er sich beträchtliche Teile des Jahres aufhielt und die schließlich auch der Ort der Hochzeit seines (unerwartet thronfolgenden) Sohnes Friedrich wurde, ist deutlich.

- 1 Dieser Slogan wurde, eher beiläufig, von Frau Lore Schröder (Glückstadt) kreiert, dann aber schnell verbreitet und vielfältig aufgegriffen.
- 2 Vgl. dazu: Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Die Gründung Glückstadts im Spannungsfeld der nordeuropäischen Mächte, erscheint in: Vorträge der Detlefsen-Gesellschaft zu Glückstadt 3 (2000). Dort auch weiterführende Literatur zum Thema.
- 3 Vgl. E.-A. Meinert, Christian IV. und die Elbmarschen, in: Vorträge der Detlefsen-Gesellschaft zu Glückstadt, 1 (1997), S. 55–68.
- 4 J. C. Kirchmeier-Andersen, Christian IV. som taktiker, in: Vaabenhistoriske aarbøger 33 (1987), S. 63-157; 34 (1988), S. 5–108.
- 5 H.-D. Loose, Hamburg und Christian IV. von Dänemark während des Dreißigjährigen Krieges, Hamburg 1963.
- 6 Kong Christian den Fjerdes egenhændige breve, udg. ved C. F. Bricka og J. A. Fridericia af Selskabet for Udgivelse af Kilder til dansk Historie, Bde. 1 bis 7, København 1887–1891, Bd. 8 (udg. ved Johanne Skovgaard) København 1947.
- 7 Vgl. K.-J. Lorenzen-Schmidt, Glückstadt im Spiegel der eigenhändigen Briefe Christian IV., in Vorträge der Detlefsen-Gesellschaft zu Glückstadt 2 (1999), S. 16-41 u. 150–153.
- 8 Nachricht davon erhalten wir vom Zeitgenossen Daniel Lubbeke, Kirchspielvogt in Wewelsfleth, dessen Aufzeichnungen sich erhalten haben – LAS Abt. 400.5 Nr. 416. Die diesbezüglichen Notate: zum ersten Mal 1598 – p. 21r, 108r; zum zweiten und dritten Mal 1599 – p. 110v; zum vierten Mal 1600 – p. 111v; weitere Aufenthalte: 1603 nach der Annahme in Hamburg (p. 153r), 1607 zur Harnisch-Schau des Amtes Steinburg (p. 153r), 1620 (p. 153r). Einige Stellen aus Lubbekes Aufzeichnungen hat D. Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Bd. 2, Glückstadt 1892, S. 171 ff., wiedergegeben.
- 9 Kong Christian den Fjerdes Dagbøger for Aarene 1618, 1619, 1620, 1625, 1635, udg. efter originalerne af R. Nyerup, København 1825
- 10 Auch hierüber gibt das Schreibebuch von Daniel Lubbeke aus Wewelsfleth Aufschlüsse, wenn auch nicht von seiner eigenen Hand (er war zu diesem Zeitpunkt schon tot). D. Detlefsen, Elbmarschen, hat dazu S.177–179 die chronikalischen Texte zusammengetragen.
- 11 Kong Christian den Fjerdes egenhændige breve, Bd. 8 (udg. ved Johanne Skovgaard) København 1947, Nr. 17.

Friedrich Ernst Markgraf zu Brandenburg-Culmbach Eine glanzvolle Persönlichkeit, mit Königen verschwägert

Von
Bernd Langmaack (Westerland)

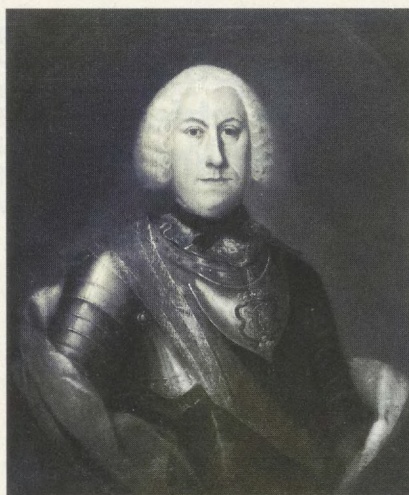
Nichts erinnert mehr an einen fast souveränen Fürsten mit königlichen Allüren, der vor 250 Jahren auf Schloß Drage-Friedrichsruh Hof hielt.

Der hier in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts regierende Statthalter der Herzogtümer und Oberkommandierende der in Holstein liegenden Truppen Friedrich Ernst von Brandenburg-Culmbach hatte das Gut Drage mit seinen 2.000 ha und den etwa 1.000 „Seelen“ aus verwandtschaftlicher, königlicher Hand als Geschenk erhalten.

Wie sind die auch später nie aufhörenden Gnadenbeweise, Geldsendungen, Beförderungen und Ordensverleihungen zu erklären?: 1721 hatte der damalige dänische Kronprinz Christian, der spätere König Christian VI., mit der Schwester des Markgrafen Friedrich Ernst, Sophie Magdalene, die Ehe geschlossen. Die zur Königin aufgestiegene Sophie Magdalene entstammte einem der vielen verarmten deutschen Fürstenhäuser. Bei der Geburt ihres Sohnes



Friedrich Ernst Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, 1703–1762,
und Gemahlin Christine Sophie zu Braunschweig Bevern, 1717 bis 1779



Im Katalog Schleswig-Holsteinische Portraits zur Ausstellung 1971 in Schleswig, Schloß Gottorf, Nr. 17: „Bildnis eines unbekannten Offiziers unter Christian VI., unbekannter Künstler um 1740“ Ein drittes Bild des Markgrafen befindet sich im Schloß Rosenborg in Kopenhagen, gemalt von I. F. Gerhard.

Friedrich 1723, des späteren Königs Friedrich V., hatte ihre Mutter, Sophie Christiane, Pate gestanden. Diese hatte bereits seit 1721 als Dauerbesuch am königlichen Hof gelebt. Sie war mit ihren beiden Söhnen Friedrich Ernst und Friedrich Christian an den Hof gezogen. Beide Söhne wurden vom Hofmeister J. S. Schulin erzogen. Der ältere Friedrich Christian durchlief die Offizierslaufbahn im dänischen Heer. Sein „schwerer, dunkler Sinn“ trieb ihn unbeständig meist in Deutschland umher. 1749 nahm er als Generalleutnant den Abschied. Sein Name war ohnehin nur in den Gehaltslisten erschienen. 1763 erbte er Bayreuth.

Der jüngere Bruder Friedrich Ernst, der spätere Markgraf, hatte vor seiner Kopenhagener Zeit als ganz junger Mann nur kurze Zeit in Stettin in preußi-

schen Diensten gestanden. Aus dieser Zeit stammte seine Verehrung für König Friedrich den Großen von Preußen. Sein kommandierender General war der Herzog von Braunschweig-Bevern gewesen, dessen Schwester Christine Sophie er 1731 ehelichte. Zwei weitere Schwestern des Herzogs heirateten später Könige: Es waren dieses die ältere Elisabeth Christine, die den preußischen König Friedrich II., den Großen, heiratete, und die jüngere, Juliane Marie, wurde die Gattin des dänischen Königs Friedrich V. in dessen zweiter Ehe. So war unser Markgraf Schwager zu beiden Königen. Zum letzten, dem Patenkind seiner Mutter, war er gleichzeitig leiblicher Onkel.

Aufgrund dieser verschiedenen verwandtschaftlichen Beziehungen wurde der Markgraf protegiert und schnell befördert: ohne je an einem Krieg teilgenommen zu haben, wurde er 1729 Ritter vom Elefantenorden. Er war damals ein junger Mann von 26 Jahren. 1731 erfolgte bereits seine Berufung zum Statthalter der Herzogtümer. Bis 1722 hatten dieses hohe Amt Angehörige aus dänischem und holsteinischem Adel inne. Der letzte war Carl Ahlefeld gewesen. Der Vater des jetzigen Königs Christian VI. hatte in seinem Testament seinen Sohn beschworen, sich in Zukunft mehr

der Männer zu bedienen, die ihm, dem König, Stellung und Rang zu verdanken hätten. In einem einzigen Jahr, 1734, wurde der Markgraf zweimal befördert, und zwar zum Generalmajor und dann zum Generalleutnant. 1739 zeichnete der König ihn nochmals durch Ernennung zum Generalfeldmarschall aus. Bisher einmalig wurden unser Markgraf und seine Gattin in den Rang über alle leiblichen Prinzen am Königshof gesetzt.

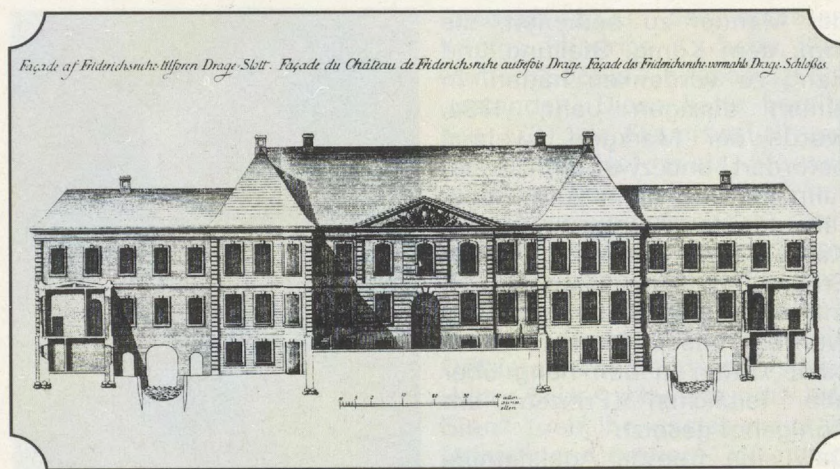
Daß eine fremde Adelsfamilie sich an Königs- oder Fürstenhöfen festsetzte, war damals allgemein üblich. Man kann sich vorstellen, daß der Staatsetat dadurch nicht unerheblich belastet wurde. Für des Markgrafen Mutter, Sophie Christiane, wurde eine jährliche Apanage von 50.000 Reichstalern ausgeschüttet. Noch mehr, nämlich 80.000 Reichstaler, bezog der Markgraf. Viele geeignete und häufiger noch weniger geeignete Fürstensöhne, meist waren es Deutsche aus verarmten Familien, fanden Unterschlupf in Scheinstellungen. So wurde ein Herzog Carl Christian von Württemberg 1746 als Kommandeur der königlichen Leibgarde zu Pferde Generalmajor. Er erhielt 12.000 Reichstaler, trat aber dennoch ein Jahr später in preußische Dienste.

Ein fremder Besucher des königlichen Hofes hätte damals kaum vermutet, sich an einem dänischen Hof zu befinden. Alles sprach deutsch, und außer dem König und den Prinzen verstand keiner dänisch. Die Königin haßte förmlich die Sprache und hänselte ihren Sohn, den späteren Friedrich V., wegen seiner Vorliebe zur dänischen Sprache mit „mein dänischer Prinz“.

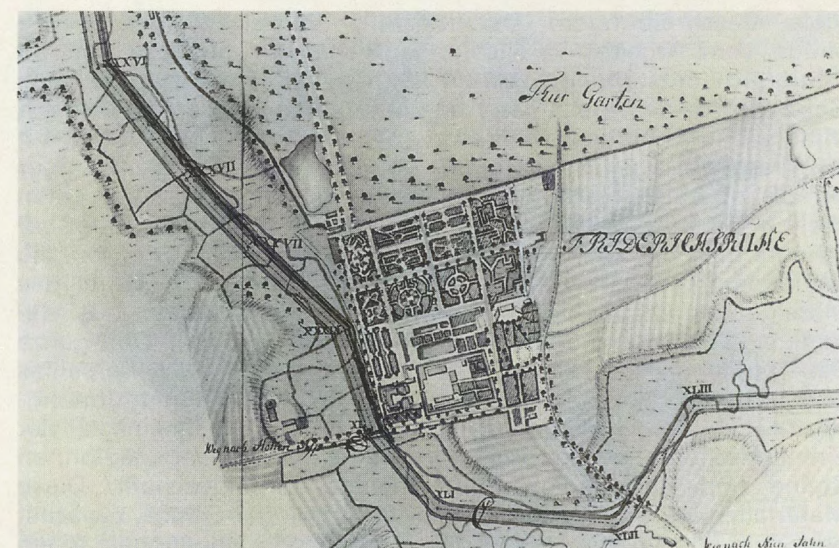
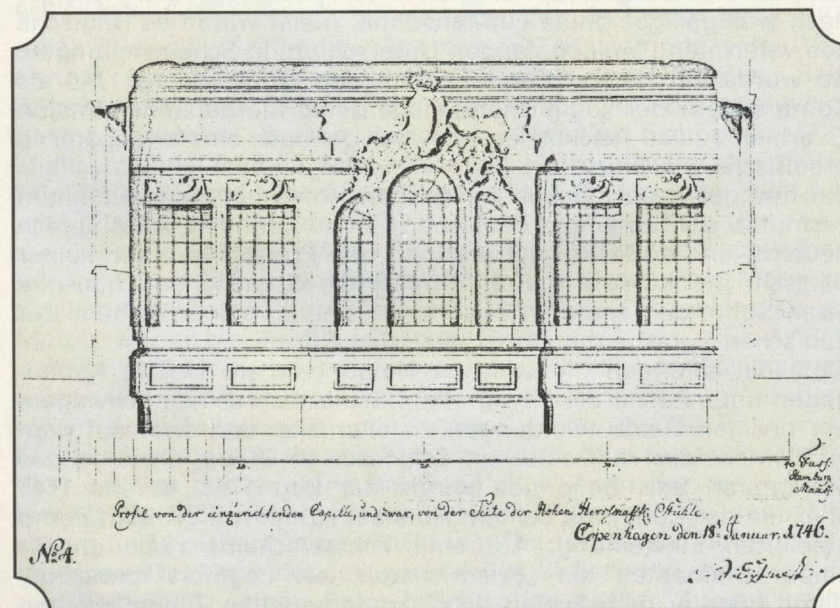
Trotz der strengen pietistischen Neigungen am Hof in Kopenhagen unterstützte der König einen Schloßbau seines Schwagers mit riesigen Geldzuwendungen. In aller Eile, und zwar auf dem Fundament des rantausischen Schlosses in Drage, entstand des Markgrafen Sitz. Begonnen wurde der Bau 1743. Bereits 1745 erschien der König mit seinem Hofstaat zu der mit großem Pomp gefeierten Einweihung. Auf eine Fensterscheibe ritzte er mit einem Diamanten ein „Friedrichsruh, sei beglückt immerzu“.² Damit hatte er dem Schloß den Namen gegeben. Einem solchen



Die Königin Sophia Magdalene, Schwester des Markgrafen. Bild von A. Bränniche, Frederiksborg.



Entwurf vom Architekten Eigtvede: Ansicht des Hauptgebäudes und Profil der Kapelle. Eigtvede pflegte die Zeichnungen in dänisch, französisch und deutsch zu beschriften.



Grundriß von Schloß und Schloßanlagen. Aus einer größeren Karte mit projektiertem Kanal von Eider zur Elbe, hier im Verlauf der Bekau.

prunkliebenden Renaissancefürsten wurde mit dem Schloßneubau ein noch strahlenderer Rahmen geschaffen. Der Bau sowie die luxuriöse Inneneinrichtung lassen Rückschlüsse auf des Markgrafen Charakter zu.

Das Schloß lag auf einer leichten Anhöhe, etwas nördlich der Bekau. Im Osten wurde das Schloßareal durch die Straße nach Reher begrenzt. Im Westen ging der fürstliche Garten unmittelbar in den Wald Tiergarten über. Im Landesarchiv Schleswig fand ich eine Skizze für einen nie ausgeführten Kanalbau, der Elbe und Eider verbinden sollte.

Dieses dürfte die einzige zeitgenössische Landkartenzeichnung dieser Landschaft mit Einschluß des Schlosses sein. Man kann sogar die klar gezirkelten, symmetrischen Hecken im Schloß erkennen. Präzise sind die Formen der Buchsbaumhecken wiedergegeben. Die Beete sind wie mit Zirkel und Lineal geteilt. In der Mitte je eines Rondells oder auch in den deutlich erkennbaren Nischen muß man sich Statuen vorstellen. Ein damals in der Gartenkunst³ übliches und beliebtes Labyrinth ist nicht ersichtlich. Der sich anschließende Tiergarten wurde optisch mit in den Schloßgarten einbezogen. Vom Schloß⁴ existiert leider nur noch eine einzige Ansichtszeichnung, die aber bekannt und schon mehrfach in den Steinburger Jahressheften veröffentlicht wurde.

Viele Beschreibungen, Detailskizzen, Bauzeichnungen sowie einige vom Architekten Nicolai Eigvede⁵ zur gleichen Zeit im Königreich entstandene Bauten können bei Phantasie die alten Gebäude vor dem geistigen Auge auferstehen lassen. Aus einem Mittelgebäude heraus öffnete das Schloß sich trichterförmig mit zwei rechtwinkligen Seitenflügeln auf jeder Seite. Ein großzügiger Schloßhof wurde hierdurch gebildet, der nach außen durch einen breiten Schloßgraben begrenzt wurde. Auf diesen Schloßhof schaute man herunter aus den öfters erwähnten 99 Zimmern, die an langen Korridoren aneinandergereiht waren. Im Giebel des Mittelgebäudes, wie bei vielen Regierungsgebäuden aus damaliger Zeit, prangte ein verschnörkeltes Wappen. Der ganze Bau wirkte in der Fassade fast schlicht, wenn auch Versailles offensichtlich Pate gestanden hatte. Ausführliche und umfangreiche Lohnabrechnungen zeugen⁶ für den Arbeitseinsatz der einheimischen Bevölkerung. Sie hatte ganze Wagenkolonnen Steine und Balken von Friedrichstadt herbeigeschafft. Diese Materialien waren aus dem zerstörten Tönninger Schloß zunächst per Schiff dorthin verbracht worden. Außerdem liegen viele Akten über eine komplizierte Zuteilung der Bauarbeiten an die Niedrigst-anbieter vor.

Erinnern wir uns, daß der Markgraf jährlich eine Apanage von 80.000 Reichstalern erhielt, so hätte er die Gesamtbaukosten in gleicher Höhe mit einem Jahreslohn beglichen können. Durch das Einbeziehen vieler einheimischer Arbeitskräfte floß Geld in die Region. Das Schloß sollte aber nur 42 Jahre bestehen, von 1745 bis 1787. Es wurde bereits wieder abgerissen, als die große Agrarreform in Holstein anlief. Die Hälfte des Landes, 1.000 ha, wurde in 30 Parzellen geteilt und versteigert.⁸ Der Steine und Balken aus dem niedergelegten Schloß durften die Neusiedler sich bedienen. Auch die prachtvolle Inneneinrichtung wurde an Meistbietende aus nah und fern versteigert. Die Einnahmen flossen in die königliche Schatulle. Ein großer Teil der Einrichtung fand den Weg ins Rathaus von Wilster, und, was im übrigen nicht so bekannt ist, die Orgel aus der Schloßkapelle zierte heute die Kirche von Moldenit. Eine Eisenofenplatte, die dem Bileggerofen in der Silberkammer zugehörte, wurde vor 20 Jahren auf dem Hof unserer Familie in Looft im Bauschutt unter der Küche gefunden. Ein Vorfahr von mir hatte laut Versteigerungsprotokoll den Ofen erworben.

Doch nun zu den Schloßbewohnern. Ein solcher Bau verlangte förmlich nach einer großzügigen und kostspieligen Hofhaltung. Diese wurde auch vom Markgrafen im Sinne eines absoluten Fürstentumes betrieben. Peter Paulsen war Schloßverwalter und Gutsinspektor in einer Person. Ansonsten gab es eine überspannt große Schar von Bediensteten: Küchenmeister, Köche, Küchen-

frauen, Küchenschreiber, Hundemeister, Nachtwächter usw. Eine Leibkompanie, größtenteils jütische Soldaten, lebte mit ihren Familien im Schloßbereich. Wir kennen z.T. ihre Namen aus den Verkaufslisten von Obst und Gemüse aus der Schloßgärtnerei.

Obwohl der Kabinettsprediger Olearius für den Hofstaat eigene Gottesdienste abhielt, ließ das Markgrafenpaar sich von Zeit zu Zeit auch in der Hohenasper Kirche sehen. Hier saß das Paar hinter Glasfenstern auf der Empore. Da der Markgraf als Gutsbesitzer auch Patronatsherr war, hatte er Einfluß auf die Pastorenwahl, konnte aber überstimmt werden, was auch mehrfach geschah. Eine gewisse Volksnähe konnte man ihm nicht abstreiten. Man muß ihn nur immer im Vergleich mit anderen Fürsten seiner Zeit beurteilen. So genehmigte er nicht nur, daß Bedienstete ihre Kinder in der Schloßkapelle taufen ließen, mehrfach stellte er sich auch als Taufpate zur Verfügung. So bezeugen die Eintragungen in das Taufbuch:

die Taufe eines Mädchens des Läufers Lorentzen	1751
eines Sohnes des Kammermusikus Bährwaldt aus Schleswig	1751
eines Sohnes des Leibkutschers Klug	1756
eines Sohnes des Scheunenvogtes Alpen	1756

Bei zwei Geburten im Pastorenhaus sind Besuche des Fürstenpaares bei der im Wochenbett liegenden Mutter bekannt. So 1737 und 1759. Der erste Besuch fiel in die Amtszeit des Pastors Andreas Langheim. Frau Pastor war die Schwester des bekannten dänischen Staatsmannes von Saldern. Beim zweiten Besuch handelte es sich um eine Geburt im Hause des Pastors Eberwein. Die spektakuläre Taufe des 16jährigen Mohrenjungen Mathies aus Dänisch-Westindien wurde zu einem Staatsakt hochstilisiert. An diesem Ereignis nahmen auch Angehörige der königlichen Verwandtschaft teil. Eine seitenlange Eintragung im Hohenasper Kirchenbuch in roter Tinte legt hiervon Kunde ab.

Glanzvolle Feste wurden arrangiert. Mehrere königliche Besuche aus Kopenhagen sind bekannt. So weilte Friedrich V., der Schwager und Neffe, am 17.6.1748 mit Hofstaat auf Friedrichsruh. Ein seitenlanger Reimbrieff der Markgrafengattin Christine Sophie⁹ gewährt Einblick in das damalige sorglose Hofleben. Er ist adressiert an die Generalsgattin von Scholten in Rendsburg. Ein Fund eines Aktenvorganges aus privater Hand mag erhellen, mit welcher Sorglosigkeit der Markgraf Schulden machte. So schilderte Paul Kürstein am 30.3.71 in Flensburg Avis lebendig, wie der Konditormeister Philipp Rentz aus Itzehoe viele Jahre hinter offenstehenden Beträgen herlaufen mußte. U. a. hatte der Konditormeister ein Modell vom neuerbauten Schloß angefertigt, das der

Markgraf bei seinen Verwandten in Braunschweig anlässlich seines Besuches vorwies. Mit einer Reihe „anfallender Jubelfeste“ hatte die Schuld sich auf 352 Reichstaler summiert.

Die hohe Apanage sowie die vielen Brandbriefe an die Königin-schwester waren im Verein mit den Erträgen aus dem Gut Drage nur dazu da, die kostspieligen Bedürfnisse eines einzelnen Mannes zu befriedigen. Die Markgräfin war relativ bescheiden, und das Paar hatte keine Kinder. Ich habe die Rentabilität des Gutes¹⁰, damals 2.000 ha, geprüft und veröffentlicht. Es hätte sich nicht erhalten können, wenn nicht die Bevölkerung zusätzlich verpflichtet worden wäre, ihre Arbeit samt Pferdegespann ohne Entgelt zu leisten. In den 30er Jahren erbrachte die Gutswirtschaft nur eine Bruttoeinnahme von 3.300 Reichstalern jährlich. Nach 20 Jahren, bei überwiegender Verpachtung, steigerte sich der Bruttoerlös auf 4.600 Reichstaler. Immer wieder findet man die Eintragung: „in die markgräfliche Schatulle überführt“. Auch Strafgelder¹¹ wurden vom Landesfürsten kassiert. Meist waren es kleine Diebstähle. Fast immer handelte es sich um verbotenes Holzschlagen im Tiergarten. Ansonsten wurden Strafgelder erhoben für Schlägereien, Beleidigungen und vorehelichen Beischlaf.

In Pastor Hansens Chronik, der gut 100 Jahre nach dem Tode des Markgrafen in Hohenasper amtierte, kritisierte er ihn: „Er hatte weder als Offizier noch als Mensch in Dänemark viel gegolten“. In der Kritik wird er zum großen Teil als hohl und aufgeblasen charakterisiert. Allgemein heißt es, er sei ein mittelmäßiger Fürst gewesen. Er führte die Titel: von Gottes Gnaden Markgraf zu Braunschweig, in Preußen, zu Schlesien, Magdeburg, Cleve, Jülig, Berg und noch weitere 20 Titulierungen.

Wie viele seines Standes war er ein großer Jagdfreund. Auch die Markgräfin habe an Jagden teilgenommen. Es wird berichtet, sie sei eine so gute Schützin gewesen, daß sie einem Diener einen Taler aus der Hand geschossen habe, ohne ihn zu verletzen.

Wie gesagt, übte der Markgraf eine Doppelfunktion aus, nämlich die zivile Verwaltung der Herzogtümer und Kommandeur der dänischen Truppen. Sein Regierungssitz war das Bjelkische Palais in Schleswig. Es stand neben dem heutigen Landgericht. Eine Tafel erinnert noch daran. Der Markgraf fühlte sich aber mehr als Soldat. Nicht ungeschickt kommandierte er die großen dänischen Truppenteile, die durch norwegische Streitkräfte verstärkt waren. Diese Truppen wurden 1758 in Holstein als Observationscorps während der labilen Zeit des Siebenjährigen Krieges bereitgestellt. Erfreulicherweise kam es aber, wie bekannt, nicht zu militärischen Auseinandersetzungen mit Dänemark. Im Jahre 1734 war er mit der Führung eines Hilfscorps nach England auser-



Grabplatte des Markgrafenpaares in der Hohenasper Kirche

sehen. Auch damals brauchte er seine Führungseigenschaften nicht unter Beweis zu stellen. Nachdem Christian VI. in Dänemark die Landmiliz errichtet hatte, wünschte der König auch die Aufstellung einer ähnlichen Organisation in den Herzogtümern. Trotz vieler Bedenken von Seiten der Verwaltung begann der Markgraf 1737 mit den Durchführungen der für die Bevölkerung so „fürchterlichen und fremden Ausschußverordnungen“. Hiernach sollten gerade die Bauernsöhne häufig zu kurzfristigen Übungen eingezogen werden, z. T. ohne Rücksicht auf anfallende landwirtschaftliche Arbeiten.

An mehreren Orten kam es zu passivem, teils sogar zu aktivem Widerstand, so vor allem in Dithmarschen.¹² Hier nun war es der Umsicht und dem tatkräftigen Eingreifen des Markgrafen zu verdanken, daß ein Blutvergießen verhindert werden konnte. Der Markgraf war ein Gegner der Soldatanwerbung im Ausland, was damals durchaus üblich war. Er zog Einheimische vor, um brauchbarere Soldaten im Krieg und Frieden zur Verfügung zu haben. Seinen Eifer konnte man ihm nicht absprechen. Er arbeitete gewissenhaft an der Ertüchtigung des Heeres. So ließ er Manöver und Übungen mit zwei Parteien durchführen, bis dahin nicht üblich. Zunächst wurde von königlicher Seite auch nicht mit Lob gespart; so ist noch eine letzte Stellungnahme von Friedrich V. aus dem Jahre 1752 bekannt. Hatte der Markgraf bisher für seinen

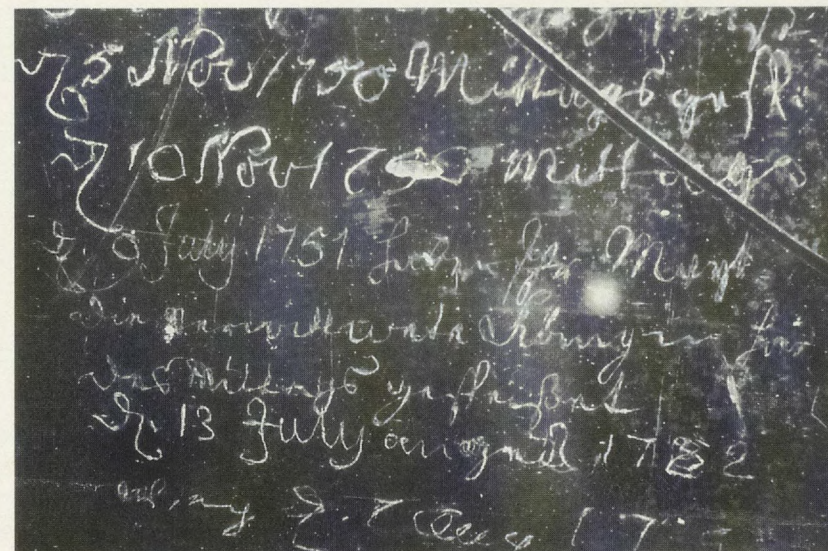
Eifer, seine Gewissenhaftigkeit und Humanität nur Anerkennung erhalten, so änderte sich bald danach das königliche Verhalten. Es gab Differenzen mit den Generalen, und die Disziplinarschwierigkeiten mit jüngeren Offizieren häuften sich.

Durch Vermittlung von H.G. Moltke und dem älteren Bernsdorff wurde der berühmte französische Festungsbauer und Heeresorganisator Saint Germaine in dänische Dienste übernommen. In seiner Dienststelle wurde er „unmittelbar dem Markgraf unterstellt“.

Nach Besichtigung und Prüfung des dänischen Heeres erstattete er Gutachten und berichtete dem König mündlich über den Zustand der Truppen. Änderungen wurden vorgeschlagen. Über den Markgrafen äußerte er sich im allgemeinen anerkennend, kritisierte aber vieles. Dabei berief er sich z.T. auf Unterredungen mit Offizieren und Soldaten. Viele dabei auftretende Mißverständnisse sind zu erklären durch Verständigungsschwierigkeiten, denn er sprach kein dänisch und nur gebrochen deutsch. Danach gab der Markgraf einen mündlichen Report ab. Über diese Unterredung ist nichts bekannt. Für die Folgezeit wurden tiefgreifende Änderungen geplant. Die Kritiken an dem Markgrafen häuften und verstärkten sich. Schließlich reichte er im Februar 1762 seinen Rücktritt ein, der dann bereits im März erfolgte. Im gleichen Jahr starb er dann im Alter von 59 Jahren. Es heißt im Hohenasper Kirchenbuch: „am 23. Juni des Jahres 1762 des Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr auf Schloß Friedrichsruh das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt“.

Nunmehr wurde es still auf Drage-Friedrichsruh. Die Markgräfin zog sich auf das überschaubare Christinental zurück und engagierte sich wohl tätig. Viele Erschwernisse für die Bevölkerung konnte sie abstellen. Schließlich war auch die erste, vorgezogene Teilparzellierung in Looft 1771 nur auf ihre gütige Mitwirkung zurückzuführen. Mit ihrer Agrarreform war sie ihrer Zeit voraus. Ihre Schwägerin, die Königin-Witwe, mag hier richtungsweisend gewesen sein. Übrigens konnte jetzt auch unser Konditormeister Rentz nach dem Tode des Markgrafen endlich am 14. 6. 1764 den Empfang „des zugutehabenden Geldes“ quittieren.

Im Hohenwestedter Museum findet sich eine Fensterglasscheibe, vielleicht die einzige Erinnerung an Christinental. Die Inschriften auf der Fensterscheibe halten die Besuche der verwitweten Königin fest. So heißt es mehrfach: „mit der verwitweten Königin gespeiset am 5. November 1750, am 10. November 1750, am 9. Juli 1751, am 13. Juli 1752. Diese Daten stimmen mit denen auf der Konditorrechnung überein. Auch dieses Lustschlößchen Christinental wurde abgerissen. Heute erinnert nur noch der Dorfname daran.



Glasscheibe aus dem Lustschlößchen Christinental. Jetzt zu sehen im Hohenwestedter Museum.



Bileggerplatte aus der Silberplatte des Schlosses. 1787 von J. Langmaack ersteigert. Heute in meinem Besitz.

Es gehörte jetzt zu den allgemeinen Verrichtungen der Markgräfin, die berechtigten Forderungen der Gläubiger gegenüber ihrem toten Gatten zu befriedigen. Der Hohenasper Kirche stiftete sie 1.000 Reichstaler. Die jährlich anfallenden Zinsen mit 3% sollten dem Pastor sowie dem Organisten zufallen. Der Pastor sollte davon 24 Reichstaler und der Organist 6 Reichstaler jährlich erhalten. Die Summe war deklariert für die Aufsicht über das hochfürstliche Begräbnis. Mehrfach fungierte die Markgräfin in ihrer Witwenschaft als Taufpatin. So hob sie 1774 den Sohn des Pastors Henning über die Taufe. Sie starb 1779 an einer „langwierigen Krankheit“. Der Leibkutscher Klug überführte die Leiche von Schleswig nach Friedrichsruh. Jetzt liegt das Markgrafenpaar wieder vereint in seiner Gruft in der Hohenasper Kirche. Als in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts die Grabkammer anlässlich der Verlegung von Heizungsrohren geöffnet wurde, stellte man fest, daß das Markgrafenpaar durch Grabräuber seines Schmuckes beraubt war. Sic transit gloria mundi!

Quellennachweis:

- 1 Kronprinz Christian verwandte sich bei seinem Vater Friedrich IV. für den Markgrafen, so daß dieser bereits am 13.10.1728 ein Regiment bekam. Samling af Mnemosyne 1832, XLV.
- 2 Staatsbürgerliches Magazin VII, Seite 773.
- 3 Finder, Gartenwesen und Gartenlust 1930, Hamburg.
- 4 Danske Vitruvius. Heimatbuch des Kreises Steinburg, Band III. Augustin Verlag 1925.
- 5 Knud Voss, Architekten Eigtvede 1701 bis 1754, Kopenhagen 1971.
- 6 Landesarchiv Schleswig 127, 1a, 295.
- 7 Zum Vergleich: das Gut Drage wurde 1786 für 70.000 Reichstaler verkauft.
- 8 Bernd Langmaack, Erinnerungsjahr an den Beginn der großen Agrarreform. Steinburger Jahrbuch 1989.
- 9 Et rimbrev fra Markgräfinde Christine Sophie von Braunschweig Bevem. H. C. Raeder, Personal Historisk Tidsskrift VI, række 5. Bd.
- 10 Bernd Langmaack, Rentabilitätsberechnung für das adelige Gut Drage. Steinburger Jahrbuch 1988.
- 11 Bernd Langmaack, Gerichtswesen und Strafen unter dragischer Jurisdiktion. Steinburger Jahrbuch 1991.
- 12 Kong Christian VI., Historie, Koch 1882.
K. C. Rockstroh, Udviklingen af den nationale haer i Danmark, III. Bind, 1709 bis 1808.

Von Horst nach Sankt Petersburg und zurück Jacob, Wilhelm und Otto Struve

Von
Werner Schlüter (Horst)

Wir Struve können nicht ohne anhaltende Arbeit vergnügt leben, weil wir von frühester Jugend an uns überzeugt haben, daß sie die nützlichste und beste Würze des Menschenlebens ist.

Jacob Struve

An drei Punkten in Horst in Holstein entdeckt man den Namen Struve, und mancher wird sich fragen, was verbindet dieser Name mit diesem Ort.

Zum einen ist die Realschule mit Hauptschulteil am Heisterender Weg nach Jacob Struve benannt, zum anderen trägt die Straße hinter der Grundschule „Op de Horst“ den Namen von Wilhelm Struve (eigentlich W. von Struve), und drittens befindet sich auf dem Friedhof das Grabmal von Otto von Struve.

Bei diesen drei Struves handelt es sich um den Vater Jacob, den Sohn Wilhelm und den Enkel Otto, deren Lebenswege hier aufzeigen sollen, warum an diese drei in der Gemeinde erinnert wird.

Jacob Struve (1755 – 1841)

Wer sich mit Jacob Struve beschäftigt, muß zunächst in das Horst um 1755 zurückgehen, um sich mit den Lebensverhältnissen jener Zeit vertraut zu machen. Wie haben wir uns den damaligen Ort vorzustellen? Horst ist damals noch ein kleines Reihendorf am Geestrand. Eine dichte Bebauung gibt es nur zwischen der heutigen Johannesstraße und der Einmündung zur Jahnstraße entlang der alten noch vollkommen unbefestigten Hauptstraße. Handwerker, Tagelöhner und Häuerlinge wohnen in den kleinen Häusern, die mit einem meist großen Garten zur Selbstversorgung umgeben sind. Im gesamten Gemeindegebiet stehen um die 100 Bauernhöfe mit unterschiedlicher Hektargröße. Die Mitte des Ortes ist geprägt durch die alte kleine Kirche. Sie wurde schon weit vor 1568 gebaut, sie hat jetzt einen hölzernen Glockenstuhl. Der steinerne Turm ist 1648 einem starken Sturm zum Opfer gefallen. Die vom Friedhof umgebene Kirche selbst ist in einem

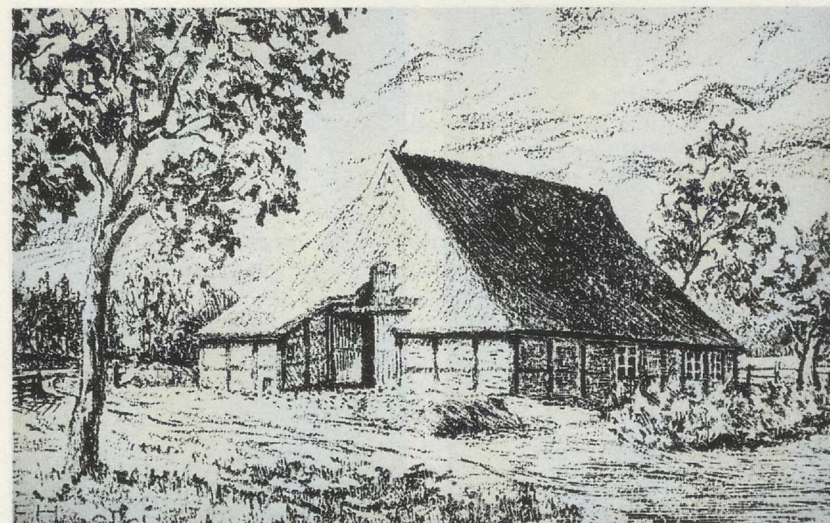
„ganz verfallenen Zustand“, wie aus einem Bericht einer Kirchenvisitation von 1756 hervorgeht. Der Pastor, Johann Witte, wohnt in einem Bauernhaus mit Wohn- und Wirtschaftsräumen, das ungefähr an dem Platz des heutigen Gemeindehauses steht. Neben der Kirche am Marktplatz befindet sich der Kirchspielkrug, ein großes niederdeutsches Fachhallenhaus, vor dem der Schandpfahl aufgestellt ist. Hier lebt der Kirchspielvogt, Johann von Leesen. Er ist der Vertreter des Klosters am Ort, denn Horst ist ein Patrimonialgut des Klosters Uetersen. Sein Stiefsohn Jacob Strüven ist der Wirt des Kirchspielkrugs, bei ihm finden die Gerichtsverhandlungen und alle Zusammenkünfte der Gemeinde statt. Gegenüber dem Krug am Markt (heute Minimal Getränkemarkt) liegt die Schule, die einen Klassenraum hat, möbliert mit drei langen Tischen und acht Bänken. Der Lehrer Carl Ludwig Martmeyer unterrichtet hier seit 1745, und der Diakon Georg Salchow ist für die Schule zuständig. Die größten Ereignisse im Ort sind die Gildefeste und im Frühjahr und im Herbst der Ochsenmarkt, genannt Horstmarkt. Für dieses Fest werden am Marktplatz Buden aufgestellt mit einem Angebot von Haushaltsgegenständen, Klempnersachen, Schusterarbeiten und Manufakturwaren. Entlang der Elmshorner Straße und den Weiden Richtung Hintermholz stehen die Ochsen, die an diesen Tagen verkauft werden.

In dieses beschauliche Horst in Holstein wird am 21. November 1755 Jacob Struve hineingeboren. Jacob ist das vierte und letzte Kind von Johann Struve (1710–1778) und seiner Frau Abel (1719–1762), geb. Strüven aus Süderau. Die Familie Struve ist schon mindestens seit fünf Generationen in der Umgebung von Horst ansässig. Um 1565 ist ein Maryuad Struve Besitzer des Hofes „Hörn“ in Sommerland, den sein Sohn Marx übernimmt. Dessen Sohn Heinrich hat einen Hof in Dovenmühlen, der 1832 im Hof Horstmühle aufgeht. Dieser Heinrich Struve ist Jacobs Urgroßvater.

Die Kate von Johannes Struve, Jacobs Vater, steht außerhalb des Ortskerns in Hintermholz am heutigen Schloburger Weg, an der Ecke der Allee zum Hof Dannwisch (heute Wohnhaus von Frau Dr. Monika Juhl). Johannes Struve ist Maurer von Beruf und hat hier eine kleine Landstelle.

Jacobs Kinderwelt ist zunächst diese Strohdachkate. In der kleinen Stube lebt die ganze Familie, auf der Diele befinden sich der offene Herd und die Tiere, die mit im Haus leben. Langsam erschließt sich für ihn der große Garten, die Knicks und Gräben, die umliegenden Katen sowie der große Bauernhof Dannwisch des Claus Schmidt.

In Jacobs 7. Lebensjahr stirbt die Mutter, ein sicherlich schwerer Einschnitt in sein noch junges Leben. Von nun an ist er viel auf



Stammhaus der Familie Struve in Horst. Steinzeichnung von Fr. Höhnke.

sich allein gestellt, denn der Vater und die älteren Geschwister arbeiten den ganzen Tag. Als Jacob ins Schulalter kommt, ändert sich seine Kinderwelt. Er muß nun jeden Tag von Schloburg über die heutige Johannesstraße in den Ort zur Schule gehen (die Friedhofstraße ist zu dieser Zeit noch nicht angelegt). Mit 9 Jahren ergeht es ihm wie den meisten Kindern dieser Zeit. Nur im Winter, wenn die Arbeit auf den Feldern und Äckern ruht, schickt sein Vater ihn zum Unterricht, denn im Sommer wird er bei den umliegenden Bauern mit leichten landwirtschaftlichen Arbeiten betraut. Dies ist nur ein Grund für den unregelmäßigen Schulbesuch vieler Kinder, der andere der sogenannte „Schulschilling“, der schwer aufzubringen ist. In der Schule werden die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, auch erste Grundlagen der Mathematik sind Bestandteil der Ausbildung an den Volksschulen in Holstein. Besonders auf die letzten beiden Fächer wird jenerzeit sehr hohen Wert gelegt.

In dieser Zeit entscheidet man sich in Horst endlich, eine neue Kirche zu bauen. 1768 wird die alte abgebrochen und eine neue, die heutige, gebaut. Jacobs Vater ist am Bau der Kirche als Maurer beteiligt. Am 1. 11. 1768 findet die Einweihung mit einem Festgottesdienst statt, den Jacob mit seiner Familie sicherlich besucht haben wird. Unter den Horster Pastoren hat es inzwischen einige Veränderungen gegeben. Johann Witte, der Jacob taufte, ist 1762 als Pastor an die Michaeliskirche in Schleswig berufen worden.



Dr. phil. h.c. Jacob Struve, 1755–1841



Maria Emerentia Struve geb. Wiese
1764–1847

Sein Nachfolger, Balthasar Keilau, ist noch im gleichen Jahr verstorben, als er Pastor in Horst wurde. Nun ist Heinrich Bruhn Seelsorger in Horst.

Seit 1756 ist Carsten Warnholz Lehrer an der Horster Dorfschule. Er erkennt Jacobs mathematische Begabung. In diesem Fach bringt Jacob es bald so weit, daß benachbarte Bauern bei schwierigen Zins- und anderen Berechnungen den jungen Schüler zu Rate ziehen. Lehrer Warnholz bleibt auch die musikalische Fähigkeit des Jungen nicht verborgen. So unterrichtet er ihn im Klavierspielen, wenn auch nicht ganz ohne Eigennutz. Der Schulmeister ist auch Organist, und da Jacob schnell das kleine Positiv in der Kirche beherrscht, kann er ihn im Gottesdienst vertreten. Dieses Talent läßt in Johannes Struve den Plan reifen, den Sohn zu einem Organisten ausbilden zu lassen oder auch weiter zum Dorfschulmeister. Auch Lehrer Warnholz ist von Jacob überzeugt und drängt den Vater, seinen Sohn zur weiteren Ausbildung nach Elmshorn zum Küster zu schicken.

Zunächst für ein Jahr (1770) soll Jacob Struve nun zu Jakob G.J. Kiß gehen, der Organist, Küster und Rektor der neun Kilometer entfernten Elmshorner Fleckenschule ist. Rektor Kiß findet schnell Gefallen an dem Jungen aus Horst und unterrichtet ihn auch privat in Latein. Vater Johannes ist von diesem „unnützen

Kram“¹ nicht angetan und wehrt sich gegen diese zusätzliche Ausbildung. Aber Jacob macht in allen Fächern erstaunliche Fortschritte. Diese Entwicklung spricht sich herum, und nun setzen sich der Elmshorner Pastor Vasmer, einige Elmshorner Gönner und wohlhabende Horster Bauern für ihn ein. Endlich gibt Vater Johannes seine Einwilligung zum weiteren Studium. In nur anderthalb Jahren holt Jacob den Stoff der Fleckenschule nach. Mit noch nicht ganz 16 Jahren besteht Jacob die Aufnahmeprüfung am Altonaer Gymnasium. Das Altonaer Gymnasium wurde 1738 als Königliches Akademisches Gymnasium gegründet. Es ist eine Institution zwischen den Lateinschulen und der Universität. Aus allen Teilen der Herzogtümer kommen Schüler an diese Schule mit ihrem guten Ruf. Sie hat eine Selekt, die an die Prima anschließt und auf das Studium vorbereitet. Jacob wird für die Selekt eingestuft. Diese Einstufung bedeutet zugleich eine Anrechnung auf zwei Jahre Studienzeit. Mit Beginn seiner Ausbildung in Altona am 12. Oktober 1771 ist Jacob immer mehr auf sich gestellt. Sein Vater kann ihn finanziell nicht unterstützen, und seine Gönner tragen wohl nur zum Nötigsten bei. Da er aber auch die Sprachen Englisch und Französisch schnell beherrscht, verdient er mit Nachhilfe in diesen Fächern sein Geld zum Unterhalt. Dieser Umstand, eigene Weiterbildung und Privatstunden haben zur Folge, daß Jacob für die Selekt drei Jahre benötigt und nicht auf zwei Jahre verkürzen kann. Zwangsläufig wird nun der Kontakt in das heimatliche Horst immer geringer.

Nach einem ordnungsgemäßen Abschluß am 7. April 1775 mit einer lateinischen Rede „De oratore ex Ciceronis Schola prodeunte“ zieht es ihn als Student nicht, wie man vermuten könnte, ins heimatliche Kiel, sondern an die Göttinger Universität. An der Georg-August-Universität immatrikuliert er sich am 12. Mai 1775 mit „Jacob Struve, Horsta Holsatus, theol.“ und nimmt zunächst „Logi“ bei der Familie Klinge in der Barfüßerstr. 14, in der Nähe des alten Rathauses. Hier in Göttingen lehrt der berühmte Altertumsforscher Prof. Christian Gottlieb Heyne. Dieser ist unter anderem der Begründer der Wissenschaftlichen Mythologie. Heyne nimmt noch im gleichen Jahr den völlig mittellosen, aber ehrgeizigen und fleißigen Horster Studenten bei sich im Hause Papendiek 16 auf und macht ihn zum Gehilfen an seinem Seminar. Von 1777 bis 1780 zieht Jacob ins Haus des Geheimen Justizrat Böhmer im Stumpfebiel 2. In der ersten Göttinger Zeit studiert er Theologie und die alten Sprachen, merkt aber, daß dies nicht seine Berufung ist, es drängt ihn in den Lehrberuf. Eine richtige Entscheidung, wie sich später herausstellt. Auch Jacobs Studienzeit ist nicht nur geprägt vom Lernen und Arbeiten, wie uns eine Eintragung in das Stammbuch seines Kommilitonen Otto

Heinrich Volger zeigt. Auf der Rückseite einer Bleistiftzeichnung, die er selber anfertigt und die eine Ruine eines Stadttors zeigt, schreibt er unter dem 18. 6. 1776: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Deinem freundschaftlichen Andenken, liebster Volger, empfiehlt sich J. Struve aus Holstein“.

Zwei Jahre nach dem Tod seines Vaters in Horst, 1780, im Alter von 25 Jahren erhält der junge Struve durch Vermittlung Heynes seine erste selbständige Stellung als Konrektor der lateinischen Schule in Harburg. Die Zahl der Schüler verteilt sich hier mit 11 auf die Prima, 12 auf die Sekunda, 18 auf die Tertia, 32 auf die Schreibklasse und 44 auf die 5. Klasse. In der Festschrift des späteren Friedrich-Ebert-Gymnasiums von 1978 steht über Jacob Struve: „Tüchtig gewesen sein muß auch Jacob Struve, der 1780 [...] zum Konrektor gewählt wird“. Eine Aussage, die wir immer wieder von ihm lesen. Hier in seiner Harburger Zeit lernt der Konrektor Maria Emerentia Wiese, die Tochter des Pastors Johann Heinrich Ludwig Wiese aus Steinbek bei Hamburg, kennen. Sie verloben sich 1782, und am 10. Januar 1783 traut der Schwiegervater sie in der Steinbeker Kirche. Die erste Professoren- und Rektorenstellung läßt nun nicht mehr lange auf sich warten. Jacob wird 1783 vom Generalsuperintendenten von Bückeburg aufgefordert, dorthin zu kommen. Schon 1785 wird er dann Rektor und Professor am Gymnasium hinter der Marktkirche in Hannover. In dieser Zeit erscheint 1789 sein „Leitfaden für den Unterricht in ... Mathematik auf Schulen und Gymnasien“. Hier in Hannover werden die ersten Kinder geboren: Karl 1785, Ernst 1786, Gustav 1788 und Christiane 1791.

In Christianes Geburtsjahr zieht die Familie nach Altona, Jacob Struve wird hier zum zweiten Professor ans Gymnasium berufen, an dem vor 20 Jahren seine eigene Studienzeit begann. Schon zwei Jahre später, 1794, wird Struve hier erster Direktor und Bibliothekar. Noch drei weitere Kinder werden in Altona geboren, es sind 1793 Wilhelm, von dem im nächsten Abschnitt noch berichtet werden wird, 1795 Ludwig und 1797 die jüngste Tochter Johanna.

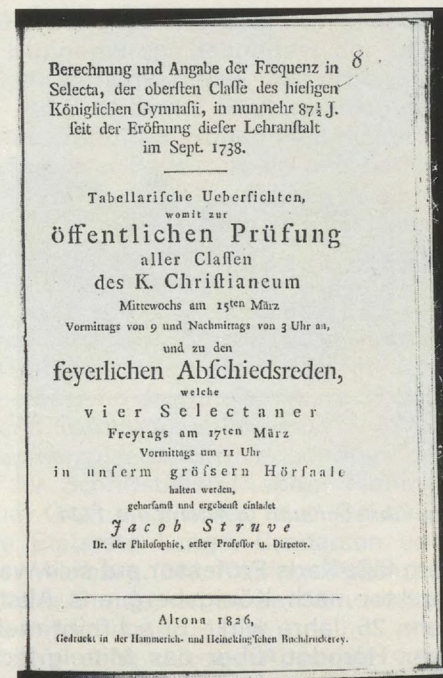
35 Jahre, bis 1826, unterrichtet Struve in der Selektta der höchsten Klasse des Gymnasiums in Altona die alten Sprachen, Latein, Griechisch und Hebräisch, sowie Dogmatik und Exegese. Sein Schüler Peter Jacob Hedde, der spätere Kirchspielvogt von Brunsbüttel, schreibt über ihn: „Struve war ein Mann von gründlicher elastischer Gelehrsamkeit. [...] Seine Gründlichkeit in den alten Sprachen und die Genauigkeit, mit der er die Grammatik behandelte, qualifizierten ihn besonders für den Unterricht [...]“.² Ab 1806 erteilt Jacob Struve auch Mathematikunterricht, den

er auf drei Wochenstunden ausbaut. Er fördert den mathematisch - naturwissenschaftlichen und den neu-sprachlichen Unterricht.

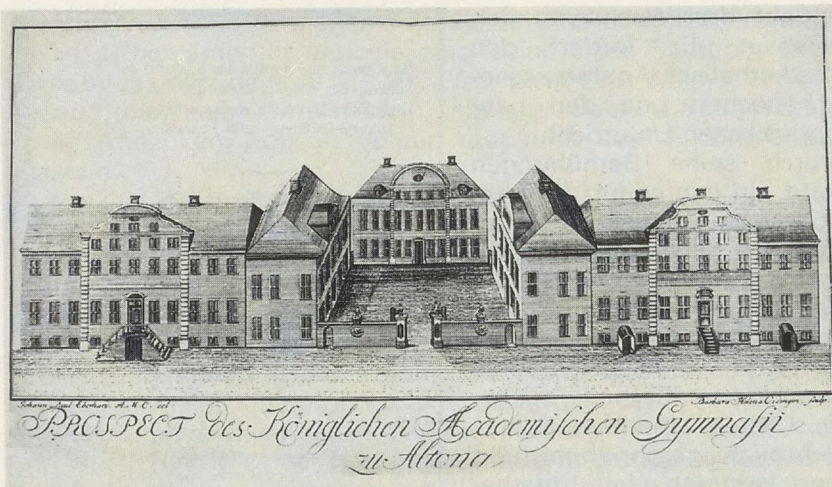
Durch seine Bemühungen wird ein Lehrer für die französischen Sprachen eingestellt. In der freien Zeit widmet er sich aber vor allem seiner alten Vorliebe, den mathematischen Studien. Er hatte ja schon sein durch besondere Klarheit ausgezeichnetes mathematisches Lehrbuch geschrieben, und nun kommen viele „mathematische Kleinigkeiten“³ hinzu, wie er sie selber bescheiden nennt.

Zur Wahrscheinlichkeitsrechnung macht er interessante Erläuterungen, und zum Eichen von Fässern zeigt er Rechnungsverfahren auf. Auch abstrakte, eher philo-

sophische Arbeiten über „befreundete“ Zahlen und „überschüssige“ Zahlen legt er vor. Zur seinerzeit aktuellen Diskussion der Schulreform bringt er Überlegungen mit ein und gilt hier als Anhänger der Aufklärung. Jacob Struves Altonaer Zeit wird von wissenschaftlicher Arbeit geprägt. Dies findet Würdigung durch die Ernennung zum Dr. phil. h.c. der Kieler Universität 1813. Neben seiner wissenschaftlichen und lehrenden Arbeit legt Jacob Struve Wert auf das Familienleben und die damit verbundene Ausbildung seiner Kinder. Seine Söhne erreichen alle eine akademische Ausbildung. Karl, der älteste Sohn, studiert wie der Vater in Göttingen, wird dann Dr. phil. der Kieler Universität und geht 1804 auf Einladung seines Onkels Prof. Adam Gasspari als Hauslehrer nach Estland auf das Gut des Herrn von Meiners auf Fölk, bei Dorpart (estnisch: Tartu). Hier im geistig aufblühenden Dorpart wird er Lehrer am neu eröffneten Gymnasium. Schon 1805 lehrt er an der Universität als Privatdozent. Erst drei Jahre zuvor eröffnete Kaiser Alexander I. diese Universität für seine deutschsprachigen Untertanen. Da es aber noch an Lehrkräften fehlt, werden Anwerbungsaktionen im Ausland vorgenommen. Trotz-



Veröffentlichung einer „Mathematischen Kleinigkeit“ von Jacob Struve, 1826



Das Christianeum in Altona um 1744

dem läßt Karls Professur auf sich warten, deshalb geht er 1814 als Direktor nach Königsberg ans Altstädtische Gymnasium, wo er dann 25 Jahre wirkt. Er schreibt mehrere klassische Arbeiten u. a. über Herodot, über das Mittelgriechische, über die lateinischen Deklinationen und Konjugationen und Platons Dialoge. Eine Arbeit schreibt er zusammen mit seinem Vater in Altona über die Theorie der Parallellinien. Verheiratet ist Karl mit Wilhelmine Sparwardt, der Tochter des Kaufmann und Ratsherrn C. M. Sparwadt in Walk, mit der er sieben Kinder hat. Er stirbt 1838, drei Jahre vor seinem Vater. Ernst, der zweite Sohn von Jacob und Maria, wird Arzt, Amts- und Stadtphysikus in Flensburg und gleichzeitig vom Herzog von Augustenburg zum Leibarzt bestellt. Er fördert die Kranken-, Armen- und Gefangenenfürsorge und setzt sich für Hebammendistrikte ein. Als er mit erst 36 Jahren stirbt, hinterläßt er seine Frau Doris, Tochter des Anton Sturm, Postmeister in Oldenburg, mit sechs Kindern. Gustav, der dritte Sohn, geht nach Norwegen und wird dort Bankdirektor und Berater des Finanzministeriums. Seine Ehe mit Betty Thrane bleibt kinderlos. Christiane, die erste Tochter, heiratet Dr. Philipp Lucas Henop, einen praktischen Arzt in Altona. Wilhelm, der vierte Sohn, wird Astronom. Sein Leben wird im nächsten Kapitel ausführlich beschrieben. Der 1795 geborene Sohn Ludwig geht auf Veranlassung seines Bruders Karl zunächst auch nach Dorpat, um hier Medizin zu studieren. In den Jahren 1812 bis 1813 ist er als Hilfsarzt in den Lazaretten Rigas tätig. Er kehrt dann 1814 nach Holstein zurück und beendet sein Studium in Kiel. In Altona, Wilster und dann in

Elmshorn arbeitet er als praktischer Arzt und schreibt über die Marschkrankheiten, Diät- und Hungerkuren. Besonders der Dithmarscher Krankheit, deren Symptomenkomplex Anzeichen für sekundäre Syphilis, Aussatz und anderer Hauterkrankungen umfaßt, widmete er sich. In Glindesmoor bei Hohenfelde richtet er eine kleine Anstalt zur Isolierung dieser Patienten ein und berichtet über seine Erfolge der Behandlung mit Quecksilber. Als Professor und Direktor der medizinischen Klinik kehrt er 1823 nach Dorpat zurück und setzt seine im Holsteinischen begonnenen Untersuchungen fort. Im selben Jahr seiner Rückkehr nach Estland wird er russischer Hofrat. Nach seinem frühen Tod 1828 mit 33 Jahren gründet seine Frau Conradine, geb. Wall aus Altona eine Erziehungsanstalt und erzieht gleichzeitig die eigenen fünf Kinder. Johanna, die jüngste Tochter von Jacob und Maria Struve, ist mit Ludwig Backup, Kaufmann in Altona, verheiratet.

Zu den Freunden des Hauses von Jacob Struve gehören der Journalist Julius Stinde und der Schriftsteller Theodor Piening, der Oberpräsident von Altona Graf v. Blücher, der Geheime Konferenzrat v. Warnstedt, die Etatsräte Lange, Brodersen und v. Gußmann sowie der Bankier Warburg. Mit Piening verbinden sich für Jacob Struve heimatliche Bande, er ist ein Verwandter des Horster Kirchspielkrugwirts Peter Piening.

Am 10. Januar 1833, sieben Jahre nach Jacobs Abschied vom Christianeum, wird ihm anlässlich der goldenen Hochzeit mit Maria Emerentia noch einmal die ganze Verehrung seiner Schüler und eines großen Teils der Altonaer Bevölkerung zuteil. An mehreren Tagen wird dieses Jubiläum gefeiert, mit einem Festspiel, Festessen, Konzert und einer Nachfeier. Aus einer Bemerkung des schon erwähnten Peter Jacob Hedde können wir die Rollenverteilung des Ehepaars Struve herauslesen: „Ich bin zweifelhaft, ob ich zuerst den Direktor Struve oder die Frau Direktorin als höchste Autorität am Gymnasium nenne ... sie herrschte und er gouvernierte.“⁴ Der Sohn des „Goldenen Paares“ Wilhelm schenkt ihnen aus Anlaß des Festes einen prachtvollen Deckelpokal mit einer Himmelskugel im Namen aller ihrer 19 Kinder und Enkelkinder im Baltikum.

Noch sieben Jahre lebt der freundliche alte Mann in einem Hause an der Ecke Mörken- und Norderstraße in Altona und stirbt hier im Alter von 86 Jahren am 2. April 1841.

Maria Emerentia lebt als Witwe im Hause ihrer Töchter. Ihre Kinder sagen von ihr: „Sie hatte nur einen Fehler, sie konnte Hilfesuchenden nichts abschlagen.“⁵ Sie selbst schreibt im Alter von 82 Jahren „Umgeben von Kindern und Enkeln im Leben – gepflegt im Alter, wie glücklich bin ich – [...]“⁶ Diese lebenszufriedene Frau verstirbt 1847, sechs Jahre nach ihrem Ehemann.

202 Jahre, nachdem Jacob Struve Horst zum Zwecke der Ausbildung für immer verläßt, abgesehen von gelegentlichen Besuchen seines Vaters in Hintermholz, kehrt sein Name in seinen Heimatort zurück. Die neue Realschule mit Hauptschulteil erhält anlässlich ihrer Einweihung 1973 seinen Namen. Eine verdiente Würdigung des Gelehrten, der vor 244 Jahren als Kättersohn in Horst geboren wird und Begründer eines Geschlechts von Wissenschaftlern in so großer Zahl ist, mit dem kein anderes Geschlecht Schritt halten kann.

Wilhelm von Struve (1793 – 1864)

Am 15. April 1793 wird in Altona, der zweitgrößten Stadt nach Kopenhagen im dänischen Königreich, der vierte Sohn von Jacob und Maria Emerentia Struve geboren und auf den Namen Friedrich Georg *Wilhelm* getauft. Die Familie lebt im stattlichen Mittelbau des Christianeums, in dessen Umfeld er im Kreise der großen Familie heranwächst. Bereits mit sechs Jahren besucht er die unterste Klasse des Gymnasiums, um mit vierzehn Jahren in die Selecta einzutreten. Der Vater übernimmt seine Ausbildung in den klassischen Wissenschaften und der Mathematik, überhaupt wird im Hause Struve viel Wert auf Bildung gelegt. Jede Stunde des Tages ist mit einer bestimmten Aufgabe versehen. Gymnastik, Spaziergehen oder Schlittschuhlaufen gehören auch zum Programm. Seine Sportlichkeit hilft Wilhelm, als er auf dem Weg ins französisch besetzte Hamburg im Vorort St. Pauli von Werbern der Besatzungsmacht verschleppt und in einem zweistöckigen Haus eingesperrt wird. Er kann sich mit einem Sprung aus dem zweiten Stock schadlos befreien und nach Altona ins neutrale Schleswig-Holstein flüchten.

Dieses Ereignis und die unsichere Situation in Deutschland veranlassen den Vater, Wilhelm ohne Abschluß der Selecta zu seinem Bruder Karl nach Dorpart (Estland) zur weiteren Ausbildung zu schicken. Am 10. August 1808 kommt er nach einer 35tägigen Reise durch das vom Krieg zerstört Preußen bei seinem Bruder an. Dorpart war 1755 nach einem großen Brand im klassizistischen Stil neu aufgebaut worden und hat nun das Gepräge einer modernen Stadt. An der aufstrebenden Universität, dessen erster Kurator Goethes Jugendfreund, der Dichter Maximilian (von) Klinger, ist, beginnt er schon einen Tag nach der Ankunft ein Studium der Philologie. Im „Album Academicum“ wird Wilhelm als Däne geführt, denn obwohl Schleswig-Holstein zum Deutschen Reich gehört, ist es durch Personalunion dem dänischen Königshaus untergeordnet. Neben dem Studium erhält er eine Stelle als

Erzieher (wöchentlich 34 Unterrichtsstunden) zur Finanzierung seines Lebensunterhalts bei der deutschen Familie von Berg auf dem 13.970 ha großen Gut Sagnitz. 1811 ändert er die Studienrichtung und wendet sich der Mathematik und Astronomie zu. Im gleichen Jahr stirbt der Gutsbesitzer Friedrich Georg von Berg, und Wilhelm wird der einzige Berater der Witwe Wilhelmine. Durch diese verantwortliche Aufgabe reifen in ihm Menschenkenntnis und Weitblick. Am 22. Oktober 1813 erlangt er mit einer Arbeit über die geographische Lage der Sternwarte Dorpart den Dokortitel für Mathematik und Astronomie. Während seiner Disputation trifft

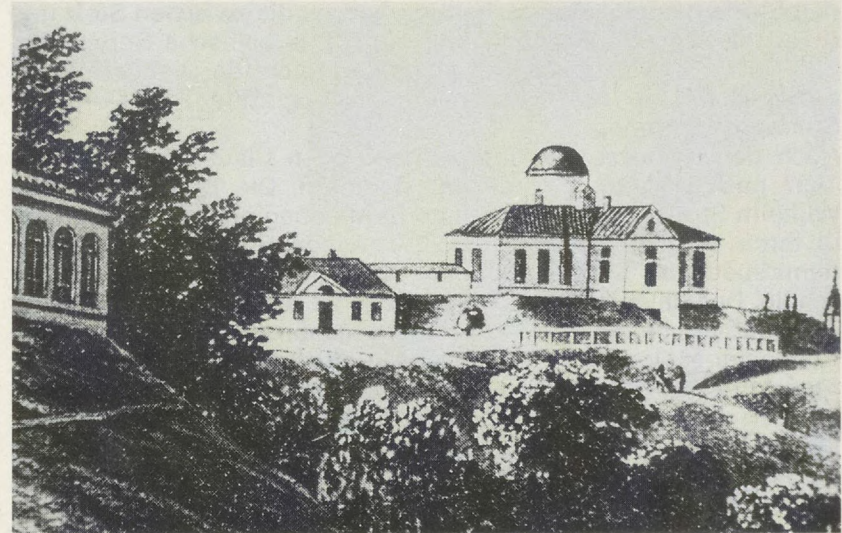


Friedrich Georg Wilhelm von Struve in russischer Staatsratsuniform. 1793 – 1864

die Nachricht von der vor 11 Tagen geschlagenen Völkerschlacht bei Leipzig ein und alle laufen auseinander. Erst am folgenden Tag erfolgte der Abschluß seiner Promotion. Schon im Dezember des gleichen Jahres wird er auf Vorschlag des Professors Huth zum außerordentlichen Professor der Mathematik und Astronomie sowie zum Observator an der Universitätssternwarte Dorpart berufen. Die Sternwarte hat er während seiner Studienzeit selber mit eingerichtet. Als er dort anfang, lagen die größten Instrumente noch in Kisten verpackt, und er begann sie aufzubauen.

Kurz nach diesen Ereignissen reist Wilhelm im Frühjahr 1814 in Begleitung seines Bruders Ludwig nach Altona zu seinen Eltern. Hier lernt er Emilie kennen und lieben, die Tochter des Fabrikanten Isaac Wall. Auch die junge Emilie verliebt sich in den Astronomen, und schon im Juni des folgenden Jahres reist dieser wieder nach Altona, um zu heiraten. Während der Hochzeitsfeier trifft die Nachricht von Napoleons Sturz bei der Schlacht von Waterloo ein und versetzt die Festgäste in höchste Stimmung. In Mannheim sollte die Direktorenstelle der dortigen Sternwarte frei werden, also drängen die Eltern und besonders die Schwiegereltern den Bräutigam, sich dort vorzustellen. Der Großherzog hat aber schon einen anderen Astronomen vorgesehen. Also kehrt Wilhelm mit seiner Braut von Lübeck mit dem Segelschiff in einer 14tägigen Reise über die Ostsee nach Osteuropa zurück. Im Laufe der nächsten Jahre werden zwölf Kinder geboren, von denen sieben ein höhe-

res Lebensalter erreichen. Die ersten beiden Söhne, Gustav, geb. 1816, und Alfred, geb. 1817, werden nicht älter als 12 bzw. 17 Jahre. Von Otto Wilhelm, geb. 1819, wird im nächsten Abschnitt berichtet. Bei einem längeren Aufenthalt der Familie in Altona wird Konrad 1821 geboren. Er wird Arzt und Gutsbesitzer auf Moisejevka (Rußland) und ist mit Sophie Groslaub verheiratet, sie haben sechs Kinder. Das nächste Kind Wilhelms ist wieder ein Junge, Heinrich, geb. 1822. Er wird Experte für gerichtliche Chemie bei der Medizinalverwaltung von Kaukasien, mit seiner Frau Pauline von Fuß hat er fünf Kinder. Auf die dann folgende Tochter Charlotte, geb. 1824, wird im folgenden Text noch eingegangen. Alexandra, geb. 1826, verstirbt im Alter von nur zwei Jahren. Bernhard, geb. 1827, wird der spätere Gouverneur von Astrachan (Gebietshauptstadt am Delta der Wolga) und Perm (Molotow, Hauptstadt des westlichen Uralvorlandes). Er ist verheiratet mit Katharina Posse und hat fünf Kinder. 1829 wird Alexandra geboren, die Dr. phil. Heinrich Coßmann ehelicht und lange in St. Petersburg lebt. Die Tochter Olga, geb. 1830, heiratet den Astronomen Daniel Georg Lindhagen, mit dem sie 1856 nach Stockholm geht und deren Sohn Carl auch Astronom wird. Es folgt noch ein Sohn Gustav 1832, der aber nur zwei Jahre alt wird. In dessen Todesjahr 1834 kommt die Tochter Emilie zur Welt, von der wir nur wissen, daß sie mit 78 Jahren in Karlsruhe verstorben ist. Wilhelm Struves Karriere in Dorpart, der schönsten Stadt Estlands, verläuft sehr erfolgreich. Zwei Jahre nach der Hochzeit, er ist nun 24 Jahre alt, wird er Direktor der örtlichen Universitätssternwarte, und mit 25 Jahren beruft man ihn zum ordentlichen Universitätsprofessor. Eine reiche Forschungs- und Lehrtätigkeit prägt nun sein Leben, das sich in der Bestimmung der Breitengrade vom Eismeer bis zur Donaumündung, Beteiligung an der Längengradmessung von Dorpart bis Altona, Beobachtung des Halley'schen Kometen, einer großen Reihe von astronomischen Fundamentalbestimmungen und vielem mehr ausdrückt. Besonders mit der Erforschung der Himmelskörper hat er große Erfolge, und so wurde ihm 1824 die Anschaffung des neuen 26.709,00 Rubel teuren Frauenhoferschen Refraktors genehmigt, welchen man damals als eine Art Weltwunder bestaunt. Mit diesem Fernrohr erreichte die bis dahin kaum bekannte Sternwarte den ersten Rang unter den Sternwarten Europas. Struve kann innerhalb von acht Jahren die bis jetzt bekannte Zahl von 795 Doppelsternen zwischen dem Nordpol und dem 15. Grad südlicher Deklination auf 31.812 erhöhen. Insgesamt wird Struve in Dorpart über 120.000 Sterne registrieren. Auch seine Vorlesungen in zwanzig verschiedenen Fächern sind derart populär, daß sie in der Aula stattfinden.



Sternwarte in Dorpart (Tartu), Estland, um 1824

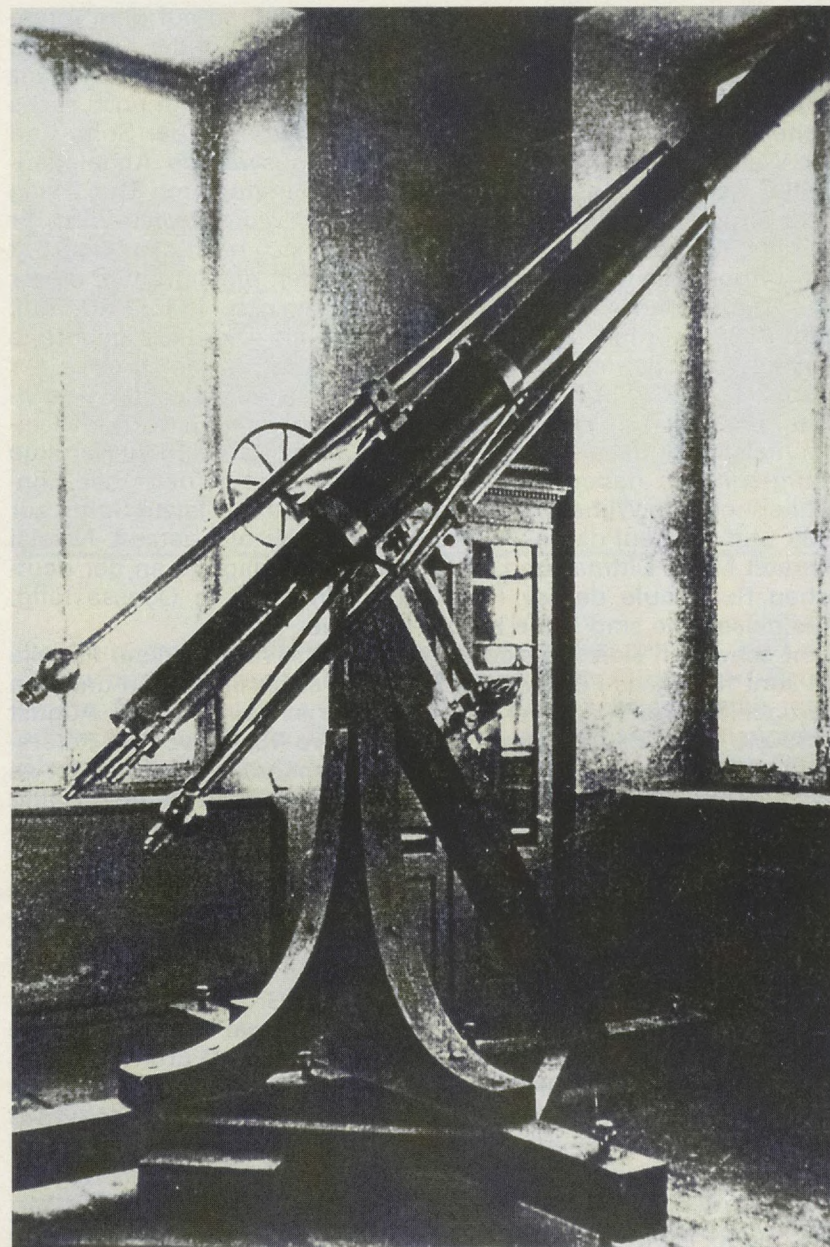
Mit seinem „Sternfalkenauge“ zählt Wilhelm Struve nun zu den ersten Astronomen seiner Zeit, und als solcher reiste er in Begleitung seiner Familie 1830 über den Landweg in die Heimat, um von dort nach München, Paris und London weiterzureisen. In Paris besuchte er gerade an dem Tag die Sternwarte, als die Julirevolution ausbrach, so kann er wegen der Unruhen drei Tage das Observatorium nicht verlassen. Als er von London zurückkehrt, besucht er die neunte deutsche Naturforscherversammlung in Hamburg. Hier trifft er mit Humboldt, Berzelius und Liebig zusammen, um nur einige bedeutende Forscher dieses Treffens zu nennen. Der weitgereiste Naturforscher Alexander von Humboldt, dessen Namen rund 900 Pflanzen, Tiere, Berge und Flüsse tragen, hielt sich zwei Jahre zuvor auf seiner Sibirienreise für längere Zeit bei Familie Struve auf. Grund des Besuches von Humboldt war die Dorparter Universität, denn sie ist die einzige der drei baltischen Provinzen. Er notierte über diesen Aufenthalt in seinem Tagebuch: „Die ganze Universität feierte ein ungeheuer labendes Diner [...] mit allen obligaten Trinksprüchen, daneben aber doch wieder Belehrung, interessante Menschen [...] vor allem aber Struve mit seinen 2000 Doppelsternen und dem herrlichen Fernrohr.“⁷

Die Universität hat mittlerweile eine Stellung im Land, daß man sagt, nichts geht bei innerbaltischen Angelegenheiten ohne oder gegen Dorpart. Diese Situation brachte bei den Professoren und

den Studenten eine Geisteshaltung hervor, die zwischen Stolz und Arroganz liegt. So entsteht dann auch das baltische Sprichwort, daß von der Wichtigkeit her an erster Stelle der liebe Gott, an der zweiten der russische Zar und an der dritten die Dorparter Studenten kommen.

Auch den in Horst, Horstmoor, geborenen Claus Mohr zieht es 1827 nach Dorpart, um hier zu studieren. Die Brüder Karl und Wilhelm Struve erleichtern seinen Studienbeginn und nehmen ihn in ihren privaten Kreisen auf. Er studierte Sprachen und lehrte dann später als Dr. phil. und Privatdozent an der dortigen Hochschule. Der Gelehrte Dr. Mohr veranstaltet regelmäßig „Holsteiner Abende“, an denen nur Plattdeutsch gesprochen wird, da viele Holsteiner in Dorpart leben. Er reist auch öfter nach Horst und hält regen Briefkontakt mit der Heimat, so sind die Horster Ereignisse auch im damaligen Estland gegenwärtig. Ob Wilhelm Struve Horst jemals besucht hat, ist nicht belegt, aber durch Claus Mohr ist ihm die Heimat seines Vaters sicherlich bekannt und vertraut.

Die Jahre 1833 und 1834 werden von besonderen Ereignissen geprägt, die Wilhelms Leben entscheidend verändern. Im August 1833 kehrte er von einer Chronometerexpedition zur Längenbestimmung einer Reihe am Baltischen Meer gelegenen Punkten befriedigt zurück, die ihm auch den Besuch seiner alten Eltern in Altona ermöglichte. Zu Hause erwartete ihn eine beunruhigte Ehefrau, denn der älteste Sohn Alfred war lebensbedrohlich erkrankt. Trotz dieser häuslichen Situation reiste er im November nach St. Petersburg. Zar Nicolaus I. beruft ihn in eine Kommission, die den Bau einer Zentralsternwarte für Rußland prüfen soll. Zu Weihnachten kehrt er zurück nach Dorpart und findet den Sohn in einem hoffnungslosen Zustand vor und die Ehefrau kurz vor einer erneuten Niederkunft. Am Neujahrsmorgen 1834 wird die Tochter Emilie geboren, und tags darauf stirbt Alfred nach zehnmonatigem Leiden. Die Mutter hat diese seelische und körperliche Belastung so sehr mitgenommen, daß sie ganz plötzlich am 1. Februar stirbt. Nun muß der 41jährige Vater trotz tiefem Schmerz und beruflicher Belastung auch das Familienleben organisieren. Schon zwei Monate später, am 15. April, bestellt Zar Nicolaus I. Wilhelm Struve zur besonderen Audienz. Er erteilt ihm den Auftrag zum Bau der neuen Sternwarte in Pulkovo bei St. Petersburg und macht ihn gleichzeitig zu ihrem künftigen Direktor. Diese Aufgabe bringt häufiges Reisen mit sich, einmal zwischen Dorpart und St. Petersburg, um hier den Neubau voranzubringen, und dann nach Deutschland, um für die Ausstattung der Sternwarte einzukaufen, für die er „carte blanche“ erhält. Die Belastung durch Beruf und Familie ist wohl ein Grund, schon 1835 wieder zu heiraten. Es ist die Tochter Johanna des Kollegen und Physikers



Teleskop der Sternwarte Dorpart, erbaut von J. v. Fraunhofer 1824. Zu dieser Zeit das größte Teleskop der Welt.

Martin Bartels, auf die ihn schon seine erste Frau auf dem Totenbett aufmerksam machte. Johanna nimmt sich nun der Kinder an, die sie auch bald verehren. So kann sich der Vater wieder ganz seinem Beruf widmen. Mit Johanna hat Wilhelm dann noch sechs weitere Kinder. Noch im Jahr der Hochzeit kommt der Sohn Karl zur Welt, der 1859 ins Ministerium für auswärtige Angelegenheiten geht, als Gesandter in Tokio, Washington und Den Haag tätig ist und später Hofmeister des Kaiserlichen Hofes wird. Er heiratet 1874 Maria Annenkova und nennt sich nach dem Übertritt zur orthodoxen Kirche Kirill. Sechs Kinder entstammen dieser Ehe. Die beiden nächsten Söhne Friedrich, geb. 1836, und Paul, geb. 1838, werden nur jeweils ein Jahr alt. Die 1839 geborene Tochter Anna heiratet Ludwig Wilhelm Cremers, den Direktor der ersten St. Petersburger Lebens- und Feuerversicherung Gesellschaft, mit dem sie drei Kinder hat. Ernst, geb. 1841, wird Maschinenmeister und Versicherungsinspektor, heiratet 1868 Karoline Hoffmann, sie haben drei Kinder. Sieben Jahre nach der Eheschließung von Wilhelm und Johanna kommt der letzte Sohn zur Welt und wird auf den Namen des Kaisers Nikolai getauft. Nikolai heiratet Molly Dittmar und ist ab 1881 als Pädagoge an der deutschen Realschule der ev.-luth. Pauli-Gemeinde in Odessa tätig. Aus dieser Ehe sind keine Kinder bekannt.

Sehr schweren Herzens siedelt Wilhelm Struve mit seiner Familie im Juni 1839 nach Pulkovo, denn er fühlt sich mit Dorpart und den dortigen Freunden eng verwachsen. Feierlich wird am 19. August 1839 die neue Hauptsternwarte in Pulkovo 18 km vor St. Petersburg eingeweiht und nach Nicolaus I. benannt. Nicolaus I. ist es auch, der Wilhelm Struve schon 1834 in den erblichen Adelsstand erhebt. Dieser setzt seine Arbeit im neuen und auf dem modernsten Stand der Wissenschaft befindlichen Haus fort. Er wird unterstützt von drei ebenfalls aus Deutschland stammenden Astronomen, Fuß, Sabler und Peters, sowie von seinem Sohn Otto. In den Wintermonaten werden von Wilhelm in der Petersburger Universität Vorlesungen über populäre Astronomie in deutscher Sprache gehalten. Einer seiner Zuhörer ist der Großfürst Constantin Nicolajewitsch, unter dessen Vorsitz von Struve später im Jahre 1845 die „Russisch-Geographische Gesellschaft“ gründet. Auch die Lehrtätigkeit für Offiziere der Generalstabs und der Marine führte er in Polkovo weiter. Wilhelm hatte mittlerweile seit 1843 mit seiner ganzen Familie die russische Staatsbürgerschaft angenommen, sein russischer Vorname lautete nun Wassili Jakowitsch. Mehrere Reisen führen ihn immer wieder in seinen Geburtsort Altona, wo er auf dem Hinweg oder Rückweg von anderen Zielen Zwischenstation einlegt. Im Sommer 1847, auf einer Reise nach England und Frankreich, sah er seine alte Mutter zum letzten Mal.



St.-PÉTERSBOURG, 1845.

Die Sternwarte Pulkovo bei St. Petersburg 1845

Zu einer großen Europa- und Erholungsreise geht es 1857 mit Gattin und mehreren Kindern zunächst nach Altona und Berlin. Weiter führt dann alle die sicherlich nicht sehr bequeme, aber erfahrungsvolle Reise über Oberitalien, der Schweiz, entlang dem Rhein nach Frankreich und England und dann zurück über Skandinavien. Alle Reisen, die von Dorpart und später Pulkovo ausgingen, dienten immer dem wissenschaftlichen Beruf und dem Erfahrungsaustausch mit anderen Wissenschaftlern. Nach der Rückkehr dieser Reisen kehrt wieder der arbeitsreiche geregelte Forscheralltag ein. Sein Tag beginnt um 9.00 Uhr an seinem Arbeitstisch, den er dann mit einer Mittagspause von 14.00–16.30 Uhr unterbricht, um ihn von 17.00 Uhr oft bis 3.00 Uhr in der Nacht fortzusetzen.

Kurz nach seiner Europareise (1857) erkrankt er schwer an Furunkulose, die Ärzte rechneten im Februar 1858 schon mit seinem Tod. Doch er erholte sich wieder, ohne allerdings seine alte Schaffenskraft zurückzuerlangen. Noch im gleichen Jahr reist er für zwölf Monate zur Erholung zunächst an den Genfer See und dann weiter in noch wärmeres Klima nach Algier und wieder langsam zurück über Baden-Baden und Wiesbaden. Diese lange Abwesenheit von Pulkovo ist möglich, da er sich in den letzten Jahren immer mehr von seinem Sohn Otto vertreten läßt, der schon lange sein wichtigster Mitarbeiter ist. Ein weiterer wichtiger Mitar-

beiter ist sein Schwiegersohn Wilhelm Doellen, der die Tochter Charlotte geheiratet hat. Charlotte selbst befaßt sich auch mit Astronomie, was aber leider nur aus Nebensätzen der bekannten Literatur hervorgeht. Da für Frauen in jener Zeit ein Studium kaum möglich war, wäre es interessant zu erfahren, ob es ihr auch verwehrt war oder warum nicht ausführlicher darüber berichtet wird.

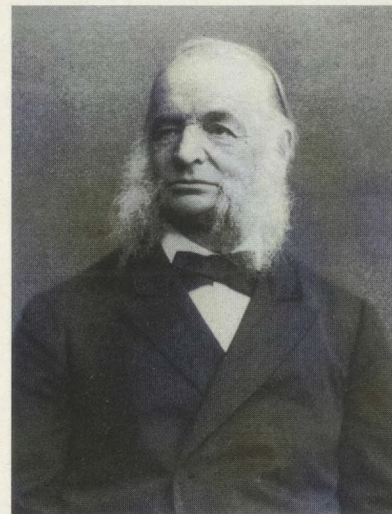
Im Februar 1862 nimmt Wilhelm von Struve seinen Abschied als Direktor der Sternwarte Pulkovo, die von ihm zur führenden der Welt für lange Zeit gemacht wurde. Er spürt, daß seine Kräfte nachlassen. Noch einmal verlegt er seinen Wohnsitz, jetzt ins nahe St. Petersburg, wo er am 30. Oktober 1863 sein 50jähriges Doktorjubiläum in bescheidenem Rahmen feiert. Eine seiner letzten Fahrten zur Sternwarte in Pulkovo unternimmt er anlässlich ihres 25jährigen Jubiläums am 19. August 1864. Schon drei Monate später erkrankt Wilhelm an einer Pneumonie, die ein anerkanntes Forscherleben am 23. November 1864 beendet. Der große Astronom, der von drei russischen Zaren, Alexander I., Nicolaus I. und Alexander II., gefördert wurde, erhält seine letzte Ruhestätte auf dem protestantischen Friedhof seiner Sternwarte.

Über einundsechzig Titel, Auszeichnungen und Ehrenmitgliedschaften wurden ihm im Laufe seines wissenschaftlichen Lebens verliehen. Später schreibt der Freund Argelander in Königsberg über Friedrich Georg Wilhelm von Struve: „Als Mensch war er einer der edelsten, voll Liebe für die Mitmenschen, immer geneigt, zu helfen wo er konnte. [...] als Gelehrten zeichnet ihn Scharfsinn, Konsequenz und Ausdauer aus und eine ungewöhnliche Beweglichkeit des Geistes, die ihn befähigt, eine Menge oft heterogener Arbeiten gleichzeitig zu betreiben. Er hat der Nachwelt ein Beispiel seltener menschlicher Vollkommenheit hinterlassen.“⁸

Nur selten werden über Menschen von Menschen solche beeindruckenden Urteile ausgestellt, und unsere Gemeinde hat mit Recht eine Straße nach Wilhelm Struve benannt, dessen Vorfahren aus Horst in Holstein stammen – einem Ort, der auch in seinem Leben sicherlich eine kleine Rolle gespielt hat.

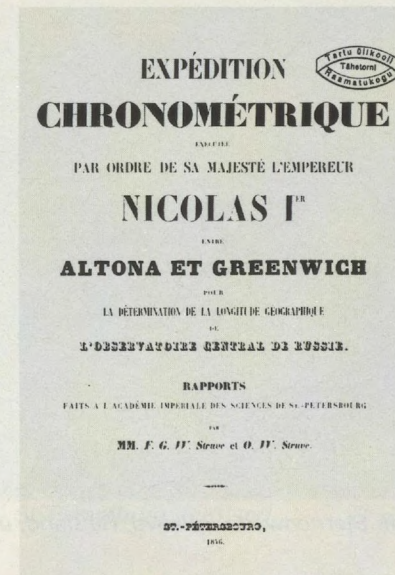
Otto Wilhelm von Struve (1819–1905)

In Dorpart am Embach, das 1215 vom Schwertbrüder-Orden eingenommen wurde, später Mitglied der Hanse war und das Peter der Große 1704 eroberte, erblickt *Otto Wilhelm von Struve* am 7. Mai 1819 das Licht der Welt. Mit seinen Geschwistern gehört er zur ersten Generation seiner Familie, die nicht mehr in Deutsch-



W. CLASEN  ST. PETERSBURG.

Otto Wilhelm von Struve
1819–1905



*Veröffentlichung einer gemeinsamen
Arbeit von Wilhelm und Otto von
Struve in St. Petersburg*

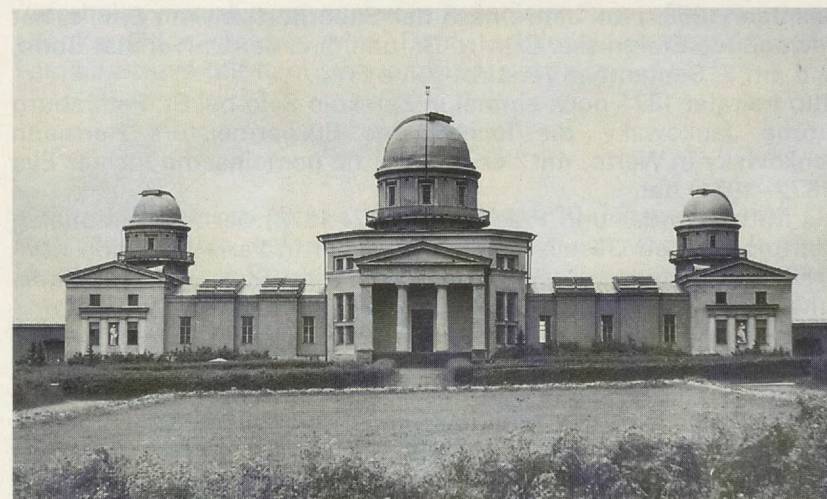
land geboren ist. Er besucht das Gymnasium und schließt es mit 15 Jahren ab, in dem Jahr, als seine Mutter stirbt. Wie sein Großvater Jacob wird auch er früh Halbwaise, nur muß Otto sich im Alter von 15 Jahren mit einer neuen Ehefrau seines Vaters vertraut machen, von der er aber selber später schreibt „...eine bessere Mutter hätte er den Kindern gewiß nicht geben können.“⁹

Otto besucht die Dorparter Universität, deren erste Blütezeit nach der Thronbesteigung von Kaiser Nikolai I. (1825) zunächst beendet wird. Der Zar vermutet an den Universitäten eine Brutstätte revolutionärer Ideen, setzt Überwachungsmaßnahmen und Reglementierungen ein, entzieht mehreren Professoren die Lehrerlaubnis und engt den Kreis der Studenten ein. Noch während des Studiums wird Otto 1836 Gehilfe seines Vaters an der Sternwarte in Dorpart und veröffentlicht im selben Jahr seine Beobachtung der entdeckten Sonnenflecken. Mit seinem Vater reist er 1838 nach Deutschland, um für Pulkovo bestellte Instrumente zu inspizieren. Während dieser Reise sehen Wilhelm und Otto zum letztenmal den Vater und Großvater Jacob Struve, der drei Jahre später verstirbt. 1839 absolviert Otto von Struve die Universität als Magister der Mathematik und folgt seinem Vater an die neue Sternwarte in



Die Sternwarte Pulkovo, Rußland, um 1870

Pulkovo. Dort wird er zunächst als Assistent die Doppelsternforschung seines Vaters fortsetzen. Diese Forschungsarbeit, am damals 15zölligen größten Refraktor der Welt, wird ein Hauptgebiet seiner Tätigkeit werden. Zwei Jahre nach seinem Umzug nach Pulkovo, nun als Dr. phil., heiratet er in Murino bei St. Petersburg die Tochter Caroline *Emilie* des Großkaufmanns Johann Dyrssen und dessen Ehefrau Hedwig geb. Törne. Johann Dyrssen ist ein Auswanderer aus Büsum, seine Tochter wurde am 14.1.1823 in St. Petersburg geboren. Mit Emilie hat Otto dann zehn Kinder, darunter die Tochter Marie Hedwig, geb. 1842, die mit dem Gymnasiallehrer in St. Petersburg Carl Wittmann verheiratet ist. Der Mathematiker Wilhelm wird 1844 geboren, heiratet Alexandra Charlotte Struve, Tochter von Theodor und Victorine Struve aus seiner Familie. Er wird Beamter im Statistischen Zentralkomitee des Innenministeriums. 1845 kommt Alfred, der spätere Geologe, zur Welt, er hat mit Auguste Bergsträsser vier Kinder. Karl Hermann, geb. 1854, ist der erste Astronom seiner Familie, der als Professor und Direktor einer Sternwarte wieder in Deutschland arbeitet. Er gründet diese in Neu-Babelsberg bei Berlin, wohin er mit seiner Frau Olga Struve und den zwei Kindern gezogen ist. Auch ihr Sohn Georg wird hier später als Astronom tätig. Auch der nächste Sohn von Otto und Emilie wird Astronom. Ludwig, geb. 1857, geht mit seiner Frau Olga geb. Grohmann als Professor an die Universität Charkov. 1919 flüchtet er auf die Krim. 1920 stirbt er bei seiner Eröffnungsansprache als Professor der



Die heutige Sternwarte Pulkovo, bei St. Petersburg, Rußland

Taurischen Universität Simferopol. Er hinterläßt fünf Kinder, darunter den Astronomen Otto, der in den USA an mehreren Sternwarten forscht.

Durch die zunehmenden Verpflichtungen des Vaters Wilhelm übernimmt Otto von Struve schon 1845 immer mehr dessen Verwaltungsarbeiten, 1846 wird er bis 1862 zum beratenden Astronomen des Generalstabs und der Flotte benannt, und 1848 beruft man ihn zum zweiten Astronomen der Pulkovoer Sternwarte. In dieser Stellung untersucht er neben den Doppelsternen die Bewegung der Sonne mit ihren umgebenden Sternen und liefert eine Neubestimmung der Präzessionskonstanten, die mehr als ein halbes Jahrhundert Bestand hat. Seine Arbeit wird mit der goldenen Medaille der Royal Astronomical Society schon 1850 gewürdigt. Mit 39 Jahren ernennt Graf Bludow ihn zum stellvertretenden Direktor der Sternwarte in Pulkovo mit den Worten „Verwalten Sie die Sternwarte im Geiste Ihres Vaters“¹⁰, 1861 wird er ordentlicher Akademiker für Astronomie an der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft sowie zum konsultierenden Astronom der Marine und des Generalstabs als „Wirklicher Geheimer Rat“. Als sein Vater, mit dem er einige gemeinsame Forschungen betrieb, 1862 aus gesundheitlichen Gründen aus dem Amt scheidet, wird Otto von Struve Direktor der Sternwarte. Er versteht es die hervorragende Stellung der Sternwarte auszubauen und ist in vielen internationalen Gremien tätig. Er pflegt persönliche Beziehungen zu Astronomen in der ganzen Welt.

Das Jahr 1868, zwei Jahre nach der Silberhochzeit mit Emilie, hat bewegende Ereignisse. Er wird Dr. phil. h.c. der Universität Bonn, und am 2. September verstirbt seine Frau.

Otto heiratet 1871 noch einmal in Zarskoje Selo bei St. Petersburg Emma Jankowsky, die Tochter des Bürgermeisters Hermann Jankowsky in Werro, mit der er noch die gemeinsame Tochter Eva (1872–1954) hat.

Als Mitbegründer und Präsident (1867–1878) der Internationalen Astronomischen Gesellschaft präsidiert er in Paris 1872 den Kongreß über Meteorprototypen, und 1887 wirkt Otto, wieder in Paris, entscheidend mit bei der Festlegung des Prototypen-Systems und einer fotografischen Himmelskarte. 1883 erhält er den preußischen Orden „Pour le mérite“ der Friedensklassen und reist mit seinem Sohn Hermann nach Amerika, um einen 30zölligen Refraktor für Pulkovo zu bestellen. Der neue Refraktor wird ab 1885 in Pulkovo eingesetzt. Immer noch ist die Sternwarte bei St. Petersburg die führende der Welt, und Otto wird in Fachkreisen auf eine Stufe mit seinem Vater gestellt.

Eine Personalentscheidung Ottos im Jahr 1887 führt zum Zerwürfnis mit der Akademie. Auch die neue Politik der Russifizierung (u. a. wird die Wahl des demokratisch gewählten Rektors wieder abgeschafft und nicht mehr Deutsch ist die erste Unterrichtssprache, sondern Russisch), die Kaiser Alexander III. seit 1884 betreibt, sind der Grund, nun den Abschied einzureichen. Doch auf Drängen des Kaisers bleibt Otto von Struve trotz der Kränkung noch zwei Jahre im Amt bis zur 50-Jahr-Feier der Sternwarte, deren Leitung er 27 Jahre inne hatte.

In Karlsruhe im deutschen Baden, wohin er nach seinem Abschied und mehrfachem Wechsel gezogen ist, verbrachte er seinen Lebensabend. Hier schreibt er für seine Geschwister eine Biographie seines Vaters Wilhelm Struve, welche 1895 von der Braunschen Hofbuchdruckerei veröffentlicht wird. Er beteiligt sich noch an wissenschaftlichen Arbeiten, tritt in den naturwissenschaftlichen Verein der technischen Hochschule ein und hält trotz seines Alters noch Vorträge. Viele durchreisende Astronomen besuchen ihn in seinem gastlichen Haus in der Jahnstraße und ab 1899 in der Moltkestraße. Im Jahre 1896 feiert Otto mit seiner zweiten Frau Emma die silberne Hochzeit. Am 14. April 1905 stirbt Otto von Struve, drei Jahre nach seiner Frau.

Wie weit für Otto von Struve der Ort Horst in Holstein in seinem Leben eine Rolle gespielt hat, wissen wir nicht. Aber auf Wunsch der Kinder wurde seine Urne und die seiner Frau Emma 31 Jahre nach ihrem Tod auf dem Horster Friedhof beigesetzt. Auf Veranlassung des damaligen Pastors Detlef Juhl ließ die Kirchengemeinde ein Ehrengrab errichten, das bis vor kurzem von ihr

unterhalten wurde und nun vom Ingenieur Eugen Struve, einem Urenkel Ottos, betreut wird. Damit schließt sich der Kreis der Familie Struve mit dem Ort Horst in Holstein.

Nachwort

1771 verließ Jacob Struve vor nun bald 230 Jahren unseren Ort Horst in Holstein, seine Familie verbreitet sich verstärkt in Rußland, aber auch in Deutschland, Norwegen, Schweden, Frankreich, Österreich und den USA. Das Schleswig-Holsteinische Biographische Lexikon verzeichnet 24 Nachkommen, die als Wissenschaftler, Ärzte, Astronomen oder hohe russische Regierungsbeamte tätig waren. Wohl kaum ein Geschlecht hat so viele Wissenschaftler hervorgebracht wie das von Jacob Struve. Besonders zahlreich darunter aber sind die Astronomen. Aus den zur Verfügung stehenden Unterlagen des Verfassers zählt man elf direkte Nachkommen als Astronomen und zwei angeheiratete sowie drei weibliche Nachkommen, die sich mit astronomischen Arbeiten befaßt haben. Gäbe es diese Wissenschaftlerfamilie, wenn der „kleine“ Horster Dorfschulmeister Carsten Warnholz nicht die Begabung des Knaben Jacob erkannt und seine Weiterbildung durchgesetzt hätte?

Für die großzügige Unterstützung bedankt sich der Autor bei:

Frau Marion Pagel, Horst
Herrn Eugen Struve, Braunschweig
Herrn Gunter E. von Struve, Braunfels
Herrn Izold Pustyl'nik, Observatorium Tartu, Estland
Herrn Prof. V. K. Awalakin, St. Petersburg, Rußland
Herrn G. Hirt, Hamburg

Abbildungsnachweis:

Bild: 1 Entnommen dem Heimatbuch „Horst in Holstein, einst und jetzt“ Horst 1931
Bild: 2 Staatsarchiv Hamburg
Bild: 3 Staatsarchiv Hamburg
Bild: 4 Bibliothek des Christianeums, Altona
Bild: 5 Bibliothek des Christianeums, Altona
Bild: 6 Sternwarte Pulkovo, Rußland
Bild: 7 Sternwarte Tartu, Estland
Bild: 8 Sternwarte Tartu, Estland
Bild: 9 Sternwarte Tartu, Estland
Bild: 10 Eugen Struve, Braunschweig
Bild: 11 Sternwarte Tartu, Estland
Bild: 12 Sternwarte Pulkovo, Rußland
Bild: 13 Sternwarte Pulkovo, Rußland

Quellen:

Amburger, Erik: Die Astronomenfamilie Struve, Familienkundliches Jahrbuch Schleswig-Holstein, Jahrgang 12. Kiel 1973
Archiv der Kirchengemeinde Horst in Holstein
Bibliothek des Christianeums, Altona
Elsner, Bernd: Jacob Struve, Direktor des Christianeums und Liebhaber der Mathematik, Hamburg
Engelhardt, Roderich von: Die Deutsche Universität Dorpat, in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung. Reval 1933
Festschrift zum Schuljubiläum des Friedrich-Ebert-Gymnasiums, Harburg 1978
Gemeinde Horst in Holstein: Horst in Holstein einst und jetzt, Band II. Itzehoe 1982
Gravert, Johann: Die Bauernhöfe der Krempen und Kollmar-Marsch. Glückstadt 1929
Henop, Dr. Wilh.: Der Altonaer Gymnasialdirektor Jacob Struve und die Seinen. Altona 1931
Historisches Museum, Hannover
Juhl, Detlef: Horst in Holstein einst und jetzt. Horst 1931
Karin, Thea: Estland. Köln: DuMont 1994
Kirchenbucharchiv. Kirchenkreis Stormarn
Lange, Ulrich: Geschichte Schleswig-Holsteins. Neumünster 1996
Niedersächsisches Staatsarchiv, Bückeburg
Nielsen-Stokkeby, Bernd: Baltische Erinnerungen. Bergisch Gladbach 1990
Rauch, Georg von: Baltische Hefte, Band 21. Hannover 1975–1977
Ristenpart, Dr. F.: Otto Wilhelm Struve. Berlin 1905
Stadtarchiv der Stadt Göttingen
Struve, Konrad: Aus der engeren Heimat. Elmshorn 1927
Struve, Otto: Wilhelm Struve, zur Erinnerung an den Vater. Karlsruhe 1895
Tomaschek, Olga: Ahnenlisten der Astronomenfamilie Struve. Wien 1960
Zey, René: Lexikon der Forscher und Erfinder. Rowohlt Hamburg 1997

Anmerkungen:

- 1 Detlef Juhl: Horst in Holstein einst und jetzt. Horst 1931, S. 248
- 2 Peter Jacob Hedde: Aus den Lebenserinnerungen des P. J. Hedde, Schüler des Christianeums 1809–1812 in „Christianeum“, 43. Jahrgang, Heft 1, Hamburg, Juni 1988
- 3 Dr. Wilh. Henop: Der Altonaer Gymnasialdirektor Jacob Struve und die Seinen. Altona 1931, S. 5
- 4 Wie Anmerkung 1
- 5 Wie Anmerkung 2, S. 8
- 6 Wie Anmerkung 2, S. 8
- 7 Eva Gerberding: Baltikum, Litaunien, Lettland, Estland. Dumont, Köln 1995, S. 227
- 8 Wie Anmerkung 2, S. 14
- 9 Otto Struve: Wilhelm Struve, Zur Erinnerung an den Vater. Karlsruhe 1895, S. 51
- 10 Wie Anmerkung 8, S. 70

Johann Gottwerth Müller (genannt von Itzehoe): Aufklärung aus der Kleinstadt Von den provinziellen Möglichkeiten literarischer Gelehrsamkeit

Von
Alexander Ritter (Itzehoe)

I. Notwendige Vorbemerkung oder Lichtenberg, eine gefährliche Metapher und Müller von Itzehoe

Im zehnten Buch des zweiten Teils seiner Autobiographie *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (1811/22) erinnert sich Goethe an zwei bedeutende literarische Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, an Friedrich Gottlieb Klopstock, der sich zu dieser Zeit überwiegend in Kopenhagen aufhält, und an Johann Wilhelm Ludwig Gleim aus Halberstadt. Im Zusammenhang mit seinen Reflexionen über den öffentlichen Nutzen der umfangreichen Korrespondenz zwischen den beiden, – „sie schonten hierbei weder Papier noch Tinte“ –, notiert Goethe mit milder Nachsicht zu diesem Briefwechsel: „Allein man lasse doch jene wenigen Bände doch immer neben viel andern auf dem Bücherbrette stehen“, um dann mit dem bemerkenswerten Hinweis fortzufahren, dieses jedoch nur dann tun zu dürfen, „wenn man sich belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachstum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.“¹ „[...] in die Fülle der äußeren Welt zu greifen“, wie Goethe es formuliert, heißt unter den europäischen Mitgliedern der sogenannten ‚Gelehrtenrepublik‘, einander aufsuchen, miteinander sprechen, das Ausgedruckte aus der Feder des anderen lesen. Die Postkutsche und der Brief und das Buch, Reisen, Korrespondieren, Gespräch und Lektüre erweisen sich besonders zum Ende des 18. Jahrhunderts als die Bedingungen einer Lebensweise, welche die Gebildeten der Zeit zu verwirklichen suchen.

Die Literatenexistenz des Itzehoeer Schriftstellers und Zeitgenossen Goethes, des Spätaufklärers Johann Gottwerth Müller, hat mit des Weimaraners Sentenz und den so benannten Formen eines Umgangs mit der Welt zu tun.² Davon handeln auch die folgenden Ausführungen. Um von diesem behaupteten Zusammenhang her die Voraussetzungen bestimmen zu können, werfen wir einen Blick in die dafür aufschlußreiche Korrespondenz des Autors.³

Der Beginn des Briefwechsels zwischen dem renommierten Göttinger Physiker, Philosophen und Literaten Georg Christoph Lichtenberg, datiert vom Beginn des Jahres 1783, gewinnt erst an inhaltlicher Bedeutung, nachdem sich beide während des Sommers dieses Jahres im Göttinger Hause von Lichtenbergs Freund und Verleger Johann Christian Dieterich persönlich kennen und schätzen gelernt haben.⁴ Der Gedankenaustausch zwischen dem Hochschulprofessor, Erfinder, Kunstkritiker und Englandreisenden aus der niedersächsischen Universitätsstadt und dem eher zweitrangigen Literaten aus der Kleinstadt Itzehoe im dänischen Holstein ist nicht komplett dokumentiert.⁵ Aber die wenigen erhaltenen Briefe von Lichtenberg an Müller lassen Einsichten zu, die zum Verständnis von Leben und Arbeit des Itzehoers beitragen.

Sein Schreiben vom 16. Juli 1794 schließt Lichtenberg mit den Worten: „Ueber die Unerschöpflichkeit Ihres Genies, theuerster Freund, muß ich in Wahrheit erstaunen. Sie tragen in dem kleinen Itzehoe ein ganzes London in Ihrem Kopf. Sagen Sie mir doch, welche Herschelsche Erfindung Sie gemacht haben, daß Sie an Ihrem geringen Wohnort so tief und richtig in die Welt hineinschauen, daß die Umfahrer und Umsegler derselben hinter Ihnen zurückbleiben.“⁶

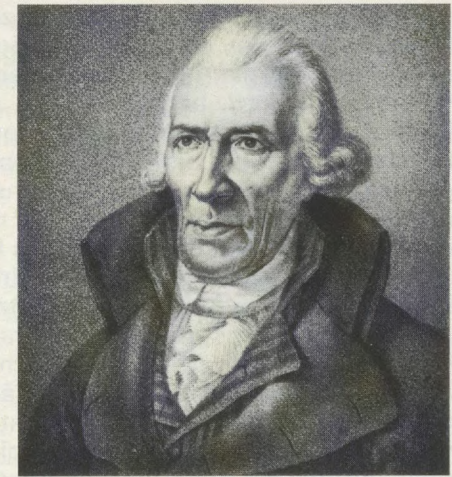
Weil der Satiriker und Aphoristiker Lichtenberg das sagt, muß man wegen möglicher rhetorischer Finten und ironischer Verstellungen des Mitgeteilten hellwach sein. Wüßte man nicht, daß hier aufrichtige Freundschaft im Spiel ist, daß der Verfasser im Sinne seines Beitrags zur öffentlichen Diskussion über Romantheorie und die Rezeption von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre (1795/96) spricht, dann wäre diese Äußerung eine Vor Spiegelung falscher Tatsachen und damit fast die verbale Vernichtung des Autors in der dänischen Südprowinz. So aber sind es Zuneigung, vor allem aber literartheoretische Einschätzung, welche die Worte lenken, mit denen der Itzehoeer und seine erzählerische Leistung gewürdigt werden. Lichtenberg begreift die Vermittlerfunktion Müllers, mit der dieser „eine aus England entlehnte Romanform konsequent und mit einem hohen Grad an theoretischem Bewußtsein zu einem genuin deutschen Erzeugnis machte“⁷. Und er vertritt seine Ansicht von des Freundes Be-

deutung für den deutschen Roman als „Deutscher Fielding“ – wie in dem zitierten Brief angekündigt – dann auch nachdrücklich im zweiten Heft seiner Ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche (1794 ff.) im Zusammenhang mit der Bildsequenz „Der Weg der Buhlerin“.⁸

Was Lichtenberg aus seiner literartheoretischen Sicht ernsthaft vorträgt, was er als Beitrag zur zeitgenössischen Debatte im Hinblick auf Müllers literarische Leistung für Vorbild und Einfluß des englischen Romans auch grundsätzlich meint, das muß als übergeordnete Einschätzung verstanden werden, die

auf Müllers Mittlerfunktion und Schriftstellerarbeit im Sinne der Beweisführung zurückgreift. Entscheidend ist, daß Lichtenberg mit den „unerreichbaren Romanen“ seines „vortreffliche[n] Müller“ vorrangig im Sinne einer theoretischen Einsicht argumentiert,⁹ Grundsätzliches benennt, perspektivisch denkt und nicht individuelle Werkanalyse und Autorenkennzeichnung betreibt. Darum gehen seine Anmerkungen weit über die Wertung der tatsächlichen Schreibleistungen des Itzehoers hinaus, sind mehr Forderung denn Charakterisierung und implizieren die Defizite in Müllers Literatenleben. Man kann es erkennen, wenn man dessen Tun überblickt, Lichtenbergs Urteil daran überprüft oder seine Anmerkungen gegen den Strich liest. Der Göttinger Gelehrte benennt indirekt, also ungewollt alles das, was Müllers Situation tatsächlich kennzeichnet: die zunehmende geistig-literarische Erschöpfung und wachsende literartheoretische Außenseiterrolle als Spätaufklärer, die publizistisch begrenzten Erfolge, die ökonomische Krise sowie eine zunehmende provinzielle Isolierung und Unbeweglichkeit.

Die Metapher vom „London im Kopf“ wählt Lichtenberg für Müllers kenntnisreiche Orientierung an den erzähltechnischen Leistungen der englischen Autoren, besonders an denen Fieldings, meint darüber hinaus die enzyklopädische Bildung des publizistisch erfolgreichen Gelehrten. Eine solche Etikettierung aber



Johann Gottwerth Müller (1734–1828). Kuperstich von E. L. Riepenhausen. Kupferstichsammlung auf der Feste Coburg. – Hamburger Steindruck von S. Bendixen. Nach dem Bildnis von Ferdinand Wolfgang Flachenecker (1818)

steht Müller so grundsätzlich nicht zu, und darum ist Lichtenbergs Meinung von der geistigen Weltläufigkeit in des Itzehoers Kopf nur eingeschränkt im Sinne einer autodidaktisch angelesenen Welterfahrung zu begreifen. Die angenommene Großstadt in Müllers Kopf – London ist eines der kulturellen Zentren Europas, Lichtenberg hat die britische Metropole 1769 und 1774/75 kennengelernt –, erweist sich als eine ebenso pointierende Projektion wie der damit verbundene Hinweis auf die „Umfahrer und Umsegler“ der „Welt“, die angeblich hinter des Itzehoers Weltverständnis weit zurückbleiben. Die Bedingung seiner Existenz lautet allerdings kaum ‚London im Kopf‘, sondern ‚Itzehoe vor dem Kopf‘.

Auch Lichtenbergs rhetorische Frage nach der „Herschelschen Erfindung“ – der Astronom Friedrich Wilhelm Herschel entwickelte ab 1766 in England ein leistungsfähiges Teleskop und entdeckte u. a. 1781 den Planeten Uranus – ist vor allem geistvolles Aperçu, weniger sachlich gemeinte Erkundigung; denn sowohl an kaufmännischem als auch literartheoretischem Weitblick hat es dem Itzehoer ein Leben lang gemangelt. Die unmittelbare Folge dieser Umstände ist die Tatsache, daß Müllers Gesundheitszustand, sein Erfolg als Literat und damit seine ökonomische Situation gerade in diesen Jahren 1794/95 eher deprimierende Dimensionen annehmen. Der Itzehoer kann als ‚freier Schriftsteller‘ nicht mehr existieren und sieht sich gezwungen, um die Gunst des dänischen Königs für eine finanzielle Stützung nachzusuchen.¹⁰

Lichtenberg urteilt, indem er im Interesse seiner veröffentlichten literarischen Position und aus der räumlichen Distanz zum Dichter im Holsteinischen idealisiert, was dieser im poetologischen Ansatz berücksichtigt hat, aber als Romanautor mit nur mäßiger schriftstellerischer Leistung zu gestalten vermag. Das gilt ebenfalls für den Umstand, daß beide um die Notwendigkeit des geistigen Austauschs über Reise, Brief, Gespräch und Buch wissen, wenn wissenschaftliche wie literarische Bildung und Glaubwürdigkeit erhalten bleiben sollen. In ihrer Korrespondenz gehen sie darauf ein.“ Müller versucht eine entsprechende Lebensgestaltung, um zum einen dem Aufklärungsauftrag des Gelehrten und Literaten gerecht zu werden und zum andern die ihm bewußte Gefahr einer kulturellen und ökonomischen Erosion der eigenen Existenz zu verhindern, die allerdings angesichts der Widerstände einer Provinz und ihres philisterhaften städtischen Zentrums nicht genügend nüchtern kalkuliert werden.

Gehen wir diesem Zusammenhang ausführlicher nach, dabei Goethes anfänglich zitierte Mahnung im Gedächtnis behaltend, und fragen danach: Wie bemüht sich Müller darum und welche Erfolgchancen räumen ihm die Kleinstadt Itzehoe und das ländliche Umland ein, seine Situation in diesem Sinne einer doppelten

Zielsetzung als aufklärerischer Literat zu sichern? Mit dieser Frage sollen – in der Formulierung des Themas – die „begrenzten Möglichkeiten literarischer Gelehrsamkeit“ in der Provinz des ausgehenden 18. Jahrhunderts erkundet werden: Müllers Leben in dieser Region, seine organisatorischen und kaufmännischen Aktivitäten und die Verwendung provinzieller Erfahrungen in der literarischen Arbeit.

II.

Ökonomische Not macht bescheiden oder

Der folgenreiche Umzug in eine ausländische Provinz

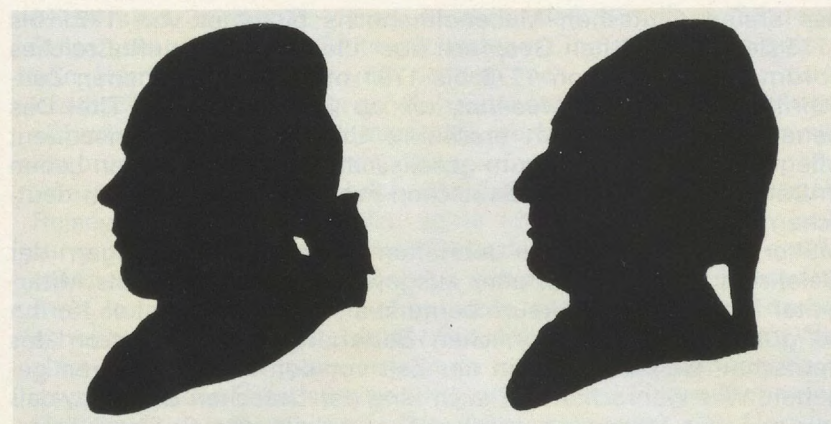
Wenn man als erstes über Müller und sein Leben in Itzehoe spricht, dann muß man mit einer Tatsache anfangen, die vermutlich Ursache des Umzugs in diese Region ist und die ebenso belastend wie peinlich gewesen sein muß. Der da Anno Domini 1772 als Neubürger in der 3700-Seelen-Gemeinde auftritt, ist insolvent oder – salopp gesprochen – pleite. Wir können das als sicheren Umstand annehmen, denn noch fünf Jahre später notiert Müller in seinem Haushaltsbuch für seine finanziellen Verhältnisse, daß 992 Mk Schulden plus 250 Mk Geschäftskosten plus 290 Mk Haushaltsausgaben den Jahreseinnahmen von 464 Mk gegenüberstehen, d.h. eine Debetsumme von 1068 Mk zu Buche schlägt. Und es wäre für ihn sicherlich wenig trostreich gewesen, hätte er es gewußt, daß die Schulden der Stadt um 1770 fast 100mal höher sind. Wie ist Müller in diese desolate Wirtschaftslage geraten, und was hat das mit Itzehoe zu tun?¹²

Das Leben Johann Gottwerth Müllers, des gebürtigen Hamburgers, ist – im Überblick geurteilt – die vita eines Mannes, der den Lebensplan des gelehrten Literaten von weithin öffentlicher Bedeutung eines Aufklärers zwar anstrebt, aber offenkundig nicht verwirklichen kann. Gesellschaftlich gesehen ist der Wechsel des hanseatisch großbürgerlich erzogenen Arztsohnes von der 90 000-Einwohner-Metropole Hamburg nach Itzehoe über die Zwischenstationen von Helmstedt, Magdeburg und kurzen Aufenthalt in Frankfurt/Oder und wiederum Hamburg der Weg in die kleinbürgerliche Enge eines Landstädtchens, knapp neun damalige Meilen nördlich der Hansestadt und des dänischen Altona: ein Rückzug in provinzielle Verhältnisse. Haben die ergebnislosen Studienjahre als Medizinstudent in Helmstedt und vermutlich Halle kaum Einfluß auf sein Leben, so werden in der Honoratioren-Familie des Commerzienrats Hechtel zu Magdeburg die Weichen für die Richtung ins Holsteinische gestellt. Im Hause Hechtels lernt er das Verlagsgeschäft und den Buchhandel, von

dort aus bereist er in Firmenangelegenheiten weite Bereiche der deutschen Länder, beginnt er seine literarische Arbeit, übt er sich als Herausgeber seiner aufklärerischen Zeitschrift *Der Deutsche*.¹⁵ Um dieses Periodikum geht es, als beide, Schwiegervater und Schwiegersohn, sich entzweien, so daß Müller mit seiner Frau Johanna, der Tochter seines Arbeitsgebers, über einen kurzen Aufenthalt in Hechteis Buchgeschäft an der Oder nach Hamburg zurückkehrt. Der akademischen Erfolglosigkeit und dem familiären Streit folgen in Frankfurt/Oder und Hamburg 1772 innerhalb weniger Monate die geschäftlichen Niederlagen als Buchhändler. Nach zehn Jahren beruflicher und z.T. auch persönlicher Fehlschläge, glücklich verheiratet, aber hoch verschuldet aus der Magdeburger und Hamburger Zeit kann die Wahl Itzehoes als Wohnort zweierlei bedeuten: einmal der eher resignierende Rückzug in die unauffälligen gesellschaftlichen Bedingungen der ländlichen Provinz des nahen Auslandes, in die Nähe seiner Geburtsstadt und seiner Verwandten, andererseits aber auch die Suche nach einfachen, ökonomisch zu bewältigenden Verhältnissen für einen Neuanfang. Beide Beweggründe sind als wahrscheinlich anzunehmen. Müller muß wohl davon ausgegangen sein, nunmehr Voraussetzungen gefunden zu haben, um ein unabhängiges Leben als Autodidakt, 'freier Schriftsteller', Unternehmer und gelehrter Aufklärer führen zu können.

Gehen wir einmal davon aus, daß der zugereiste Neubürger aus der eigenen Not eine Tugend zu machen versucht. Wenn das so ist, und vieles spricht dafür, dann hat er wohl angenommen, den ökonomisch erzwungenen Rückzug mit dem Aufbruch aus Kultur-optimismus verbinden zu können, um in bester aufklärerischer Absicht eigene existentielle Unabhängigkeit zu finden und der ländlichen Region Bildung und damit Ansätze zu dem erstrebenswerten neuen kulturellen und politischen Bewußtsein des mündigen Bürgers zu vermitteln.

Aber das Unterzentrum Itzehoe ist eben nicht vergleichbar mit anderen deutschen Kleinstädten wie mit dem doppelt so großen Weimar dieser siebziger Jahre. Weimar hat eine Residenz, ist Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar, von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eines der Zentren deutschen Geisteslebens, ausgestattet mit einer Fülle zentraler Funktionen in Politik und Kultur, geführt von einer hochgebildeten adligen und bürgerlichen Oberschicht, die für die Einbindung der Kleinstadt in das europäische Kulturleben sorgt. Itzehoe dagegen nimmt zum dänischen Gesamtstaat und zu Kopenhagen, zu den deutschen Ländern eine Randlage ein. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind kümmerlich, die ökonomische Struktur vom Kleinbetrieb bestimmt, die Unternehmen sind kapitalschwach und für einen weiteren Markt unbe-



Georg Christop Lichtenberg (1742–1799). Silhouette aus Esmarchs Stammbuch, 1777

Johann Christian Dieterich, Müllers Göttinger Verleger von 1783–1790

deutend, die kulturellen Einrichtungen belanglos oder nicht vorhanden. Das Plattdeutsche herrscht vor dem Hochdeutschen, die buchhändlerische und verlegerische Betreuung von Stadt und Region – an der sich Müller beteiligt – entwickelt sich nur zögerlich, und eine Zeitung gibt es erst von 1817 an. Die schmale Schicht einer örtlichen Intelligenz der Pastoren, Lehrer, der Angehörigen vom Adligen Convent des Klosters und des nahen Schlosses Breitenburg unter der Herrschaft derer von Rantzau, der Beamten des Untergerichts, der Amts- und Zollverwaltung, der Offiziere vom Leibregiment Reiterei erweisen sich trotz Stand, Robe und Uniform eher biederer intellektuellen Zuschnitts.

Für den außergewöhnlich gelehrten Mann Müller bieten sich zwar so Verhältnisse an, die den Aufklärer herausfordern, die aber gleichzeitig für ihn selbst ohne Anregung im weitesten Sinne des Wortes bleiben müssen. Dieses im durchaus negativen Sinne provinzielle Profil von Stadt und Umland ändert sich bis zu seinem Tod 1822 kaum. Es bewirkt Müllers allmähliche Isolierung in der Provinz, denn ihm gelingt es in seiner Lebensführung nicht, die kulturelle und dann langfristig auch geistige Gettosituation zu vermeiden. Möglichkeiten einer Relativierung dieses Handelns aus der provinziellen Ferne wären Mitsprache im deutschen Kulturleben, Korrespondenz und Reisen gewesen, wie sie beispielsweise Heinrich Christian Boie, seit 1781 Landvogt von Süderdithmarschen in Meldorf, praktiziert.¹⁴ Ganz im Gegensatz zu Müller gelingt es dem Schriftstellerkollegen, dem Theologen, Juristen und Mitbegründer des Göttinger Hainbundes, räumliche Abgeschiedenheit erfolgreich zu kompensieren. Als Alleinherausgeber

des ersten deutschen Musenalmanachs bietet er von 1771 bis 1775 dem öffentlichen Gespräch über die Kunst ein einflußreiches Forum, fortgesetzt von 1776 bis 1791 mit der angesehenen Zeitschrift *Das deutsche Museum*, die ab 1789 unter dem Titel *Das neue deutsche Museum* erscheint. Und nachhaltig konsequent pflegt Boie den Kontakt zum gesellschaftlichen literarischen Leben in Dänemark und seinen deutschen Provinzen sowie in den deutschen Ländern.

Müller dagegen ist den lebhaften Auseinandersetzungen der Gelehrten und Literaten eher ausgewichen, macht sich als Mitarbeiter für Zeitschriften kaum bemerkbar.¹⁵ Vermutlich hat es für ihn so gut wie keine persönlichen Beziehungen zu Vertretern des deutschen Geisteslebens in der Zeit vor den Itzehoe Jahren gegeben, was wahrscheinlich auch eine der Ursachen dafür ist, daß sein eigener literartheoretischer Standpunkt des Spätaufklärers, zunehmend an geistesgeschichtlicher Aktualität verlierend, im Laufe der Jahre einer wachsenden Isolierung weniger argumentativ denn trotzig behauptend vertreten wird. Sein vehementes Eintreten für den pragmatisch-satirischen Roman mit gesellschaftsverbesserndem Anspruch und seine häufig nur polemische Abwehr der didaktischen-moralischen wie idealisierend-empfindsamen Zielvorstellungen anderer Kollegen der schreibenden Zunft lassen erkennen, daß Müller poetologisch und somit literargeschichtlich festgelegt handelt, dabei überholte Schreibpositionen einerseits erkennt, andererseits neue, vorausweisende Entwicklungen verkennt. Diese Haltung und das Aufgeben als Zeitschriftenherausgeber bereits 1776 können als symptomatisch für eine zunehmend literargesellschaftliche Außenseiterrolle angenommen werden.

Im Jahrhundert des Reisens und der Korrespondenz verhält sich Müller gegenüber beiden Möglichkeiten einer Welterschließung gleichfalls zurückhaltend. Die Bedeutung dieser Organisationsformen einer kulturellen Begegnung zur Erhaltung der eigenen geistigen Existenz sind ihm sicherlich bewußt gewesen. Daß er aber so gut wie gar nicht reist, sich wenige Male aus privaten und geschäftlichen Gründen nach Hamburg und in die Itzehoe Umgebung begibt, eine einzige längere Fahrt unternimmt, und zwar 1783 nach Göttingen, um Lichtenberg kennenzulernen und den Beginn einer dann sieben Jahre währenden Zusammenarbeit mit dem Verleger Dieterich abzusprechen, hat wohl auch etwas mit Immobilität zu tun, vor allem aber mit seinen finanziellen Verhältnissen. Diese lassen Reiseaktivitäten nicht zu, auch nicht in den Jahren, als der Itzehoe mit dem Roman *Siegfried von Lindenberg* und anderen literarischen Arbeiten vermutlich durchaus befriedigende Einkünfte verzeichnet.¹⁶ Wie begrenzt seine

Mittel sind, wird z.B. daran deutlich, daß für diese Göttingen-Reise sein zukünftiger Göttinger Verleger „ihn mit seiner Equipage von Hamburg abholte, und nacher auch soweit wieder zurück brachte“, – wie sein Biograph Schröder zu berichten weiß und was sicherlich nicht nur als noble Geste, verbunden mit absichtsvoller Autorwerbung, zu bewerten ist.¹⁷

Wie Müller sich ferner durch das Ausschlagen von Lichtenbergs Reiseofferten selbst schadet, seine hierdurch wachsende Isolierung unterstützt, lassen des Freundes Begründungen deutlich werden, wenn dieser im Hinblick auf den Effekt einer gemeinsamen Italienreise darauf aufmerksam macht und dem Itzehoe schreibt: „Welche Erndte da für Sie, die Sie gewiß auf dem Wege sind, unser Fielding und mehr zu werden! Was können da für psychologische Prospecte gesammelt werden! Einem Manne, wie Sie, muß der Buchhändler die Reise bezahlen. –“¹⁸ Und zum Reisen heißt es 1788 in einem weiteren Brief: „Doch hievon künftigen Sommer mündlich, mündlich mehr. [. . .] Männern, wie Ihnen, darf man nichts von der herrlichen Küche, dem vortrefflichen Wein, und dem schweren Silber sagen, aus dem gespeist wird; allein Sie werden an der Tafel Männer antreffen [. . .], die Ihnen Freude machen werden, unter anderem ein Paar, die der braune Mann gewiß seiner Gemähde-Sammlung einverleiben wird.“¹⁹

Die Kleinstadt Itzehoe und die Provinz im Sinne einer abgelegenen Region halten ihn fest. Die Kunst, die die Freiheit der geistigen Begegnung benötigt, geht nur noch nach Brot, und die Doppelfrage im Titel einer 1982 erschienenen Textsammlung „zum Verhältnis von Schriftsteller und Verleger im 18. Jahrhundert in Deutschland“: *Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?*²⁰ beantwortet Müller im Februar 1787 selbst, allerdings ohne Unterton des Mißtrauens gegenüber einer sich abzeichnenden Beeinträchtigung seiner Situation als Literat und Künstler: „Sogar eine Reise nach Deutschland, die ich längst auf künftigen Sommer projectiret hatte, habe ich aufgegeben. Meine Zeit ist bis Michaelis auf Viertelstunden berechnet, und wenn ich, eins ums andere, den einen Tag 18 und den andern 20 Stunden arbeite, so bin ich mit meinen bestimmten Geschäften accurat bis September fertig. Ich habe mich entschließen müssen, mich einstweilen aus allem Umgang zu ziehen, komme fast ganz nicht aus meinem Zimmer, und es gehen Tage hin, an denen ich selbst meine Frau nicht sehe – [. . .].“²¹

Der wohlhabende, gesellschaftlich und literarisch etablierte Goethe in Weimar habe gut reden, hätte Müller sich wohl gegen den Vorwurf der spießhaften Seßhaftigkeit gewehrt, wenn er vor den Gefahren des ‚Auf-sich-selbst-Zurückwerfens‘ und dem Ver-

säumen warne, „die Fülle der äußeren Welt zu greifen“. Müllers lebenslanges Ausharren in dem Provinznest Itzehoe ist eine Funktion seiner vorangegangenen Lebensplanung und der damit verbundenen ökonomischen Situation. Beide Bedingungen zwingen ihn, eine ländliche Region zu wählen, die Nähe zur Großstadt Hamburg sich mit der Wahl einer dänischen Nachbarprovinz zu erhalten, mit der neuen Heimat sich aber eben provinzielles Milieu – im abschätzigen Sinne des Wortes – einhandelnd. Umzugserwägungen zwischen 1785 und 1786, nach Stuttgart, die Suche nach einer finanziellen Versorgung über einen „Legationsrathstitel“, scheinen – familienorganisatorisch und auch kräftemäßig – die letzte Chance für einen Ortswechsel gewesen zu sein.²² Das dann nach halbherzig betriebenen Erkundungen, die folgenlos bleiben, akzeptierte Weiterleben in Itzehoe wird Konsequenzen haben, vor allem für die literarische Arbeit und die anderen öffentlichen Aktivitäten, zu sehr prägt ihn diese begrenzte praktische Welterfahrung als Bürger und theoretische Erfahrung als Schriftsteller. Der Mensch, der Gelehrte und der Autor können sich dem nicht mehr entziehen.

III.

Von der Notwendigkeit des Kulturauftrags oder

Wie die Provinz den ambitionierten Literaten das Resignieren lehrt

Es muß wohl so gewesen sein: Was Müller in der holsteinischen Provinz hinsichtlich der Realisierung seines Lebensplans versucht hat, kommt dem hoffnungslosen Bemühen um die Quadratur des Kreises gleich. Das Ideal der Spätaufklärung nimmt er ernst, auch wenn der Schriftsteller und Kritiker Gotthold Ephraim Lessing schon 1746/47 und dann 1770 dieses als Illusion entlarvt hat: die Popularisierung der Wissenschaften anstreben und die Öffentlichkeit des Gespräches zwischen politisch und kulturell gebildeten Bürgern befördern, indem die gesellschaftlich so ausgerichteten Tätigkeiten des Gelehrten und unabhängigen ‚freien Schriftstellers‘ auch öffentlich wirksam werden. Die Autoren, bedeutet Lessing vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen, hätten die „Interessenlosigkeit des Publikums“ ihrer eigenen „Pedanterie und Weltfremdheit“ zuzuschreiben, und überhaupt sollten sich die Schriftsteller „einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung widmen“, denn „auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk“.²³

Die geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit der beiden großen Vorbilder freien Schriftstellertums, des Engländers

Alexander Pope und des Franzosen Voltaire, ist in den deutschen Residenzen und kulturellen Zentren nicht zu erreichen gewesen, erst recht nicht in der Kleinstadt Itzehoe. Wenn Müller seinen Rückzug in diesen Ort auch als erfolgversprechende Ausgangsposition für aufklärerische Aktionen im ländlichen Bereich verstanden hat, dann erläutert das generell seinen undifferenzierten Kulturoptimismus und zeugt weiterhin von erheblicher Naivität, indem er nämlich einen scheinbar günstigen Zusammenhang von ländlich-kleinstädtischem Milieu, örtlicher Bildungsbereitschaft und ökonomischem Wohlergehen für sich annimmt – ein fataler Irrtum, wie sich zeigen wird.

Bemühen sich nahezu sämtliche Schriftstellerkollegen, die teilweise unter weitaus komfortableren sozio-kulturellen Verhältnissen leben, um fest dotierte Ämter – so wie beispielsweise Lichtenberg mit seiner Professur in Göttingen, Lessing als Leiter der Bibliothek in Wolfenbüttel, Gottsched und seine Professur in Leipzig, Gleim als Sekretär des Domkapitels in Halberstadt, Voß als Rektor in Eutin – agiert Müller wie blind, bis ihn die deutschen Literaturbedingungen und dann vor allem das zähe Phlegma eines kulturellen Desinteresses in diesem Ort an den Rand des physisch-psychischen und wirtschaftlichen Ruins bringen.

Wie organisiert Müller sein Autordasein, um aufklärerisch zu wirken und von seinem Tun leben zu können? Er imitiert das, was zahlreiche Kollegen praktizieren, den sog. ‚gemischten‘ Autortyp. Das Ideal der Bildungsvermittlung verbindet er mit der Pragmatik der Vermarktung seiner Literatur, indem er dem Bürger geistige Mündigkeit und selbst verantwortete Öffentlichkeit über die Funktionenvielfalt als Schriftsteller, Übersetzer, Literaturkritiker, Herausgeber, Verleger, Buchhändler, Leihbibliothekar, Lesegesellschaftsleiter, Büchersammler und Leser nahezubringen, sich selbst den notwendigen Bücherabsatz für die Existenzerhaltung zu sichern sucht, – und alles das unter den Ungunstbedingungen der abseits gelegenen ländlichen Region, im dänischen Ausland, an der Peripherie des mitteleuropäisch deutschsprachigen Literaturraums.²⁴

Für Johann Gottwerth Müller bedeuten seine Arbeit als Autor und die Existenz als ‚freier Schriftsteller‘ die Bedingungen seines Lebens. Während seine Leistungen als Übersetzer und Literaturkritiker eine untergeordnete Rolle spielen,²⁵ entwickelt der Romanschriftsteller außergewöhnliche Produktivität, die ihre Begründung mehr im Schreibzwang der Berufsausübung, denn im Schreibzwang des künstlerischen Auftrags findet. Innerhalb von 31 Jahren zwischen 1777 und 1808 veröffentlicht er, neben kleineren Arbeiten, acht eigenständige Romane und drei Romanbearbeitungen nach ausländischen Vorlagen, zumeist mehrbändig

angelegt und teilweise wenigstens eine zweite, häufig erweiterte Auflage erfahrend.²⁶ Mit dem *Siegfried von Lindenberg* (1779), auf den noch ausführlicher einzugehen sein wird, gerät ihm ein Roman zum Bestseller.²⁷ Die fiktive, beispielhaft gemeinte komisch-satirische Darstellung der gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse einer jener Duodezstaaten seiner Zeit erfährt bis 1802 sechs anfänglich erweiterte Auflagen, vier Raubdrucke, die Übersetzung in vier Sprachen und verhilft ihm für anschließende Arbeiten zum werbewirksamen Attribut ‚vom Verfasser des *Siegfried von Lindenberg*‘ und letztlich zum Platz in der Literaturgeschichte.

Außergewöhnliche Produktivität und auch Popularität verhindern aber nicht, daß seine Romane nach der Jahrhundertwende rasch an Zuspruch verlieren. Der Autor Müller von Itzehoe verwehrt sich selbst den weiteren Erfolg. Sein unbeirrbares Festhalten am Konzept des episodischen, reflexionsreichen Romans mit einer ins Harmlose und Unterhaltsame abgeschwächten Gesellschaftskritik, verursacht durch fehlende poetologische Aufgeschlossenheit und auf ‚jedermann‘ gerichtete Wirkungsabsicht, das Festhalten an Leserbelehrung und ein Schreiben für Verkaufserfolge führen ins literarische Abseits. Die örtliche und kommunikative Ferne zu den zeitgenössischen Debatten über Literatur, die Ablehnung der literartheoretischen Veränderungen und das erzwungene Schreiben ums tägliche Brot für einen hektisch expandierenden Buchmarkt sind auch Konsequenzen aus seiner Rückzugssituation in Itzehoe.²⁸ Er verkörpert neben Lessing und Klopstock einen der ersten deutschen bürgerlichen Berufsdichter, vermag jedoch wie die beiden anderen auch die ‚Freiheit‘ des Literaten nicht zu bewahren. Die Verhältnisse sind noch nicht danach, erst recht nicht in dieser Stadt und dieser Region. Der Bürger Johann Gottwerth Müller als Künstler benötigt die mäzenatische Stützung: der dänische Hof und der Breitenburger Graf Rantzau, innerhalb dessen städtischer Jurisdiktion und Haus der Schriftsteller wohnt, versorgen Müller bereits ab 1796 mit Pension und Mietfreiheit.²⁹

Als Herausgeber der Zeitschrift *Der Deutsche*, begonnen 1771 in Magdeburg, stellt Müller 1776 mit dem Erscheinen von Teil acht die Arbeit ein. Gegenüber der Konkurrenz von rund 250 Morali-schen Wochenschriften und verwandten Periodika mit z. T. renom-mierten Mitarbeitern,³⁰ bei zu kurzer Kapitaldecke und der Pflicht, weitgehend alles selbst schreiben zu müssen, gibt Müller auf. Überregional erweisen sich die Absatzchancen wegen der spätauf-klärerischen Positionen und der Inaktualität dieses Zeitschriften-typus zunehmend als aussichtslos, für die regionale und lokale Rezeption sind die Texte zu anspruchsvoll, ist Kritik im Sinne der aufklärenden und wertenden Auseinandersetzung mit Themen der

individuell
zweckmäßige Sicht:
vielfältige Aktivitäten
zur wirtschaftlichen
Absicherung

- * Standespolitiker
- * Büchersammler und Leser
- * Briefschreiber
- * Lesegesellschaftsleiter
- * Leihbibliothekar
- * Buchhändler
- * Verleger
- * Zeitschriften-Hrsg.
- * Literaturkritiker
- * Übersetzer
- * Autor

geschichtlich
zweckmäßige Sicht:
vielfältige Aktivitäten
für die Aufklärung
des Menschen

1773 – ca. 1785

– unabhängig von Mäzenen –
„FREIER SCHRIFTSTELLER“

JOHANN GOTTWERTH MÜLLER

„UNFREIER SCHRIFTSTELLER“
– abhängig von Mäzenen –
ca. 1785 – 1828

ca. 1785 Mietfreiheit: Graf Rantzau
ab 1796 Pension: dänisches Königshaus

- * Autor
- * Übersetzer
- * Literaturkritiker
- * Briefschreiber
- * Büchersammler u. Leser
- * Standespolitiker

JOHANN GOTTWERTH MÜLLER
(1743–1828)

Der Schriftsteller und seine Existenzprobleme zum Ausgang des 18. Jahrhunderts
(Entwurf: A. Ritter)

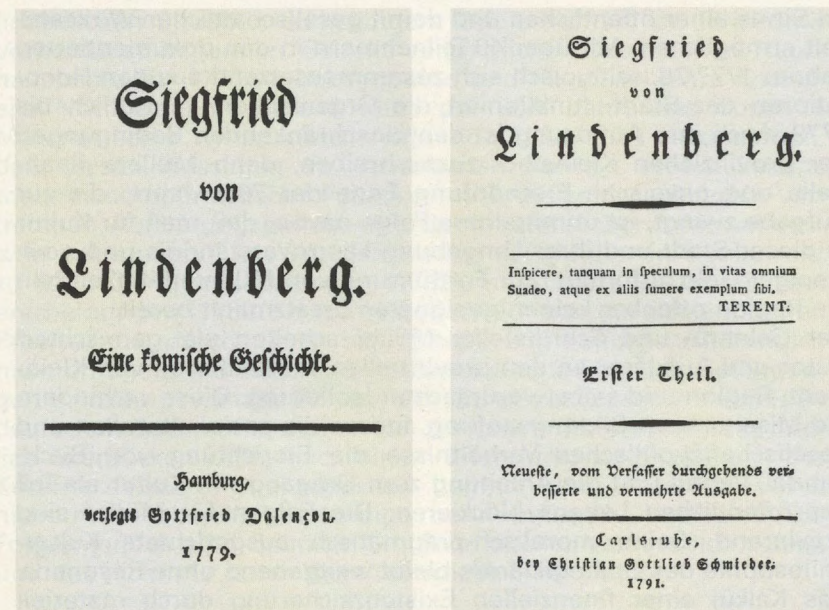
Die Organisation von Müllers Leben als ‚freier Schriftsteller‘

Gesellschaftsordnung und der Kultur im Sinne ihres Öffentlich-machens und der Bewußtseinsschulung kaum gefragt. Und sowohl die Abonnenten- und als auch die Mitarbeiter-Werbung sind von Itzehoe aus nicht mehr erfolgreich zu leisten, weil Müller – anders als Boie – keine wesentlichen Beziehungen zum über-regionalen Kulturleben hat und diese jetzt auch nicht mehr zu knüpfen vermag.

Der Verleger Müller scheitert an vergleichbaren Umständen. Mit dem Verlegen der eigenen Werke sollen Kosten gespart werden, nur wird sich ihm rasch gezeigt haben, daß diese Rechnung insofern nicht aufgeht, als die Vermarktung von Büchern aus dieser abseitigen Region ein wenig ergiebiges Unterfangen ist. Zwei Teile vom *Deutschen*, die Romane *Der Bürger von Condom* (1775) und *Der Ring* (1777), dann die zweite Auflage seines Bestsellers *Siegfried von Lindenberg* (1781), die Übersetzung der *Geschichte der Sevaramben* (1783), einige kleinere Broschüren lokaler Autoren populärwissenschaftlichen Inhalts machen sein Programm aus.³¹ Die Subskribentengewinnung von dieser Stadt aus, die selbst kaum Lesepublikum anbietet, der erschwerte Kontakt zum Handel und den Buchmessen, wieder die Finanzierungsprobleme lassen ihn Anfang der 80er Jahre den Verlag aufgeben und seine Bücher anderen Verlagen anbieten.³²

Auch mit dem Buchhandel hat Müller, als erster Sortimentier am Ort, keinen Erfolg, trotz eines reisenden Vertreters, mit dessen Hilfe er den Kontakt zum deutschen Buchmarkt hält und den Buchversand für die gesamte schleswig-holsteinische Westküste betreibt.³³ Obwohl sein Einheitsbuchpreis mit 1 Mark Lübsch Courant 8 Schilling deutlich unter dem durchschnittlichen Buchpreis liegt, ist der potentielle Leser und Käuferkreis zu klein. So verkauft er von seinem Roman *Der Ring* im Jahr 1777 in Itzehoe lediglich zwei Exemplare, nach Hamburg gibt er 12 in Kommission. Das Einkommensniveau in dieser sozial schwachen Kommune ist niedrig, und in den meisten Familien wird man sich – von dem sicher verbreiteten Desinteresse an Büchern und begrenzter Lesekompetenz ganz zu schweigen – statt dessen für sieben lebende Tauben oder 1½ Fuder Torf oder ein paar extra gute lange Hosen entschieden haben; denn für 1 Mk 8 Sch hat ein angestellter Handwerker fast zwei volle Tage arbeiten und ein Schneider anderthalb Damennachthemden nähen müssen.

Die Gründung einer Lesegesellschaft durch Müller in Itzehoe, vermutlich mit einer Leihbibliothek verbunden, weist ihn als weit-sichtigen, aktuell informierten Organisator aufklärerischen Tuns zur geistigen Beförderung des Bürgers aus.³⁴ Um 1774/75 eingerichtet, ist sie als dreizehnte eine der frühesten Vereinigungen in Europa, wo bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts über 900 gezählt werden. Organisiert als Umlaufgesellschaft soll sie grundsätzliche Anliegen der Aufklärung zugunsten des Buches realisieren helfen, nämlich die Lesebereitschaft verstärken, die Lektüremenge extensivieren helfen, das Wissen aktualisieren und erweitern, geistige Auseinandersetzung, Geschmacksbildung und Kritikfähigkeit durch vermehrte Lektüre ausbilden und schulen, gemeinsam gleiche Lektüre und daran angeschlossenes Gespräch



Titelbilder von Müllers erfolgreichstem Roman *Siegfried von Lindenberg* (1. Ausgabe 1779) und des Raubdrucks einer späteren Auflage durch Christian Gottlieb Schmießer. Müller wirft dem Nachdrucker Schmießer bereits 1788 in seinem Roman *Emmerich* („Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes und des Verfassers des *Siegfried von Lindenberg*“, Göttingen 1788, S. 8ff.) öffentlich vor, die Schriftsteller auf schamlose Weise um ihr Honorar zu bringen und sie hemmungslos zu betrügen.

Aber so gern ich ein solches Privilegium zu sehen wünschte, so wäre mir doch noch unendlich lieber die Wege zu kennen, auf welchen, wofern ein solches Privilegium existiert, ein Kerl wie Schmießer dasselbe von einem Fürsten wie Joseph der Zweyte, von einem wahrhaftig großen Manne der zu Stande gebracht hat was keiner seiner Vorwörter nur zu unternehmen gewagt hätte, von dem einzigen Kaiser zu vergleichen gewußt hat? — Schmießer, der Auswurf aller Nichtswürdigkeit? — Schmießer, dem in ganz Deutschland nichts heilig, nichts unverletzt ist? — Schmießer, der Generaldieb, der Weibmanns Erben und Reich in Leipzig, der Bohn in Hamburg, der Hemmerde in Halle, der Dreß, Fuchsi und Gessner in Zürich, der Nicolai in Berlin, und Doff in Berlin, der Breitkopf in Leipzig, und Crusius in Leipzig, und Dyls Wittwe in Leipzig, und Wandenhoeks Wittwe in Göttingen, und Dietrich in Göttingen, — und wen nicht? — beklagten hat? — Schmießer, der Wieland, Lessing, Göthe, Mendelssohn, Zimmermann, Weiskner, En-

gel, Klopstock, und jeden großen Schriftsteller, und jeden um die Wissenschaften verdienten Mann, und jeden Buchhändler, und jede Wittwe, und jeden Waisen beklagten hat, so weit er mit seiner eheleichen Hand reichen konnte? — Schmießer, die personifizierte Schamlosigkeit? — Schmießer, der keinen Wissen genießt, und dem allen Ansehen nach kein Wissen schmeckt, den er nicht mit seinen räuberischen Fäusten irgend einem Manne aus dem Munde riß? —

Schmießer, den so viel rechtschaffne Leute in deren Rechte er griff, den hundert Familien die er klünderie verfluchen müssen? — Schmießer, der schwerlich so viel Haare auf seinen Kopf als ungerechte Thaten in seinen Erben zählt? — Schmießer endlich, mit dem man reden muß wie ein Kutscher mit seinem ausgearteten Vadelhunde um ihm faßlich zu seyn, — unter dem Vorbehalt ihm bloß mit einem Fußstritte zu antworten, wenn die Bestie in der Vadel-sprache fließen sollte? —

im Sinne einer öffentlichen und damit gesellschaftlichen Wirksamkeit ermöglichen. Mit über 40 Teilnehmern in den dokumentierten Jahren 1777/78, zeittypisch sich zusammensetzend aus den Honoratioren der Stadt, funktioniert die Organisation vermutlich bis 1779. Auch ihre Auflösung ist den einschränkenden Bedingungen der provinziellen Kleinstadt zuzuschreiben, denn Müllers finanzielle und physische Erschöpfung Ende der 70er Jahre, die zur Aufgabe zwingt, ist unmittelbare Folge davon, daß man für Kultur in dieser Stadt und ihrer Umgebung kaum Verständnis und noch weniger Geld aufbringt. Zur Fortführung von Müllers Tätigkeit hält die Region offenbar keinen geeigneten Ersatzmann bereit.

Der Gelehrte und Schriftsteller Müller scheitert als ‚gemischter‘ Autor und Aufklärer an den provinziellen Verhältnissen von Kleinstadt, Region und selbst verursachter Isolierung. Diese verhindern die Mission vom Bildungsauftrag, indem die soziokulturellen und gesellschaftspolitischen Verhältnisse die Einrichtung von Buchhandel, Verlag und die Anleitung zum Umgang mit Kultur als Teil des öffentlichen Lebens blockieren. Die Folgen für Müller sind gravierend. Seine moralisch-pragmatisch ausgerichtete Kulturphilosophie des Spätaufklärers bleibt weitgehend ohne Resonanz. Das Kalkül einer finanziellen Existenzsicherung durch materiell einträgliche Mehrfachstätigkeiten geht nicht auf. Der Anschluß an die rapide Entwicklung des Zusammenhangs von Buch als Ware und Artikel eines wachsenden, kommerziell gesteuerten Marktes mißlingt. Weil dieser Teil der ökonomischen Existenzplanung sich als verfehlt erweist, die Provinz auch kein finanziell sicherndes Amt zur Verfügung hat, überregional die Gesetze von Markt, Buchabsatz und Massengeschmack eines wachsenden, gar nicht oder wenig gebildeten Lesepublikums die allein vom Schreiben abhängigen Autoren in Bedrängnis bringen, hat sich Müller sämtlicher Funktionen zu entledigen und aufs Schreiben zu konzentrieren, um mit seiner wachsenden Familie zu überleben.

Und so dokumentiert die von ihm bis zum Lebensende zusammengetragene Bibliothek von über 13000 Bänden, fast sämtliche Wissensgebiete berücksichtigend, nicht nur seine sympathische Bibliophilie, sondern auch seinen Glauben ans Wort und Buch als den Mitteln zur Förderung des menschlichen Fortschritts.³⁶ Mit einer der größten Privatsammlungen seiner Zeit in Norddeutschland agiert Müller aber auch fürs eigene geistige Durchhalten als autodidaktischer Einzelgänger in der sogenannten ‚Gelehrtenrepublik‘. Ob ihm dabei der zunehmende Widerspruch von privatisierter Kulturpflege und theoretisch beanspruchtem Einfluß auf öffentlichen Umgang mit Kultur bewußt geworden ist, vermag man nicht so recht einzuschätzen. Den über sein gesamtes Werk verstreuten Hinweisen, die von einer wohl doch ökonomisch

erfreulichen Situation über längere Zeit berichten, ist darum mit Vorbehalt zu begegnen. Seit die verbindlichen Daten seines Haushaltsbuchs für 1777/78 bekannt sind und für diese Jahre finanzielle Not belegen,³⁶ bereits Mitte der 80er Jahre das doppelte Mäzenat seine wirtschaftliche Situation sichert, ist anzunehmen, daß diesen Aussagen im literarischen Kontext seines Lebens mehr zweckoptimistische Funktion im Sinne seiner weiterhin vertretenen Aufklärungsphilosophie denn verlässlicher Informationswert zukommen.³⁷ Die Wirklichkeit ist, daß Müller in Konkurrenz zu 6200 Schriftstellerkollegen (1788) und 15000 jährlichen Neuerscheinungen (1780/82), schreiben muß,³⁸ von der ausländischen Provinz aus, durch die er sich geistig und kulturgesellschaftlich nicht anregen und stützen läßt, deren einschränkende Bedingungen er nicht bewältigt, für den allmählich zusammenwachsenden deutschen Buchmarkt, den er von peripherer Position nicht gründlich überblicken kann, nach einem Literaturkonzept, das sich der Kommerzialisierung anzupassen beginnt und literartheoretisch nicht mehr aktuell, geschweige denn innovativ erscheint. Die Folgen jedoch sind deutlich. Ein Schriftsteller verliert sich selbst, und das nicht nur durch das Provinzielle einer Region.

IV.

Provinzielle Erfahrung und erzählerisches Vorgehen oder

Die Ausdünnung des Satirischen im Roman Siegfried von Lindenberg

Müllers witzigen Einschub in dem Roman *Siegfried von Lindenberg* sollte man ernst nehmen. Wie der griechische Philosoph Diogenes glaubt auch er daran, „daß es Bewegung in der Welt gebe“, weil sich der Mensch „an das andre Ende des Zimmers“ bewegt, indem er „erst den rechten Fuß vorwärts, dann den linken, dann wieder den rechten“ setzt, „und immer so fort“, nicht anders, denn sonst hätte „der Fußboden [. . .] sich unter ihm her bewegen müssen“.³⁹ Mit dieser so demonstrierten Logik wie Konsequenz versucht Müller umtriebig und pragmatisch die lokalen und überregionalen Aktionen zur Realisierung seiner Aufklärungsabsichten zu betreiben.

Dieser jetzt von ihm, in der zweiten Hälfte der 70er Jahre, gefundenen Schrittfolge für sein Leben paßt er auch seine literarische Arbeit an, mehr nach dem Zweck des Buches als Ware denn nach seiner Funktion als Kunstwerk ausgerichtet. Damit sich Buchabsatz und Honoraraufkommen und finanzielles Wohlergehen nach vorn bewegen, bewegt der Schriftsteller Müller erzähleri-

sches Konzept, Stoff, Thema und Quantitäten des Geschriebenen auf das Marktverlangen einer Versorgung des Durchschnittsleser zu. Für die Erläuterung dieses Zusammenhangs von literartheoretischem Ansatz, provinzieller Schreibsituation und nüchterner Buchmarktorientierung sei beispielhaft Müllers erfolgreichstes Buch herangezogen, der Roman *Siegfried von Lindenberg. Eine komische Geschichte*, erschienen in Hamburg 1779 bei Gottfried Delançon.⁴⁰

In diesem Roman distanziert sich Müller von früheren Publikationen, eröffnet damit geradezu eine neue, für ihn die wichtige Phase seines literarischen Tuns und behauptet dazu in dem Dedikationskapitel zur zweiten Auflage des Erfolgstitels, er sei „der erste, der es wagte, unserer jetzigen Nation einen originalen deutschen komischen Roman vorzulegen“.⁴¹ Dieses inzwischen arg strapazierte Zitat muß aber erneut benutzt werden, weil es formelhaft verkürzt mitteilt, daß mit dem Attribut ‚komisch‘ die literartheoretische Seite des Textes (= die bürgerlich-komische Erzähltradition Englands) und mit dem Attribut ‚deutsch‘ die stofflich-inhaltliche Seite (= die politischgesellschaftliche Wirklichkeit der deutschen Duodezstaaten) gemeint ist.

Und im Hinblick auf diese Textstelle ergibt sich die unmittelbare Verbindung zwischen Müllers gebündelten Erfahrungen aus diesen Jahren in der realen, administrativ festgelegten Provinz Holstein, in dem geographisch wirklichen Städtchen Itzehoe und deren literarischer Umsetzung. Die Region und ihr als provinziell erlebter Habitus nehmen Einfluß auf Konzeption und Intention seines Schreibens. Der Autor siedelt seine fiktive Handlung in einer vergleichbar gestalteten, genauso eng abgegrenzten Provinz an. Er macht deren Provinzialität, d.h. ihre naive, bornierte Biederkeit und die darauf zielenden, an ihnen scheiternden Aufklärungsaktionen für kritische Bewußtseinsbildung und Öffentlichkeitsschulung durchs Buch zum Gegenstand literarischer Weltgestaltung. Er läßt die Textstruktur diesen Bedingungen folgen und paßt das Werk, so eingerichtet, mit seiner Perspektive ein in den dialektischen Zusammenhang von Komik und Didaktik.

Die Doppelstrategie, die deutsche Kleinstadt in ländlicher Region und den deutschen Duodezstaat durch komisch-satirische Vorführung in ihrer beider gesellschaftlicher Unmündigkeit zu entlarven, damit den aufgeklärten Fürsten und seine liberalen Bemühungen zu fördern, beweist im Ansatz politische Sensibilität und gesellschaftskritische Treffsicherheit. Der Roman ‚kommt an‘ und wird zwischen Hamburg und Wien, Paris und Stockholm bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Ausgaben gedruckt, nachgedruckt, offenbar gut verkauft und viel gelesen.⁴² Worin bestehen nun im einzelnen die Beziehungen zwischen wirk-

ITZEHOER REGION					
Beidenfleth (12,5 km)	Breitenburg (5 km)	Büttel (18,5 km)	Münsterdorf (2,5 km)	Wewelsfleth (18 km)	
Betriebsleiter 1	Lehrer 1	Kaufmann 1	Pastor 1	Zöllner 1	
ITZEHOE (3740 E./1777)					
Kaufmann 8	Jurist 6	Verwaltungs- angestellter 5	Kloster 3	Lehrer 3	Offizier 3
Handwerker 2	Pastor 2	Zöllner 2	Apotheker 1	/ ? / 3	
Schriftsteller (Organisator) 1			Reepschläger ?? (Umträger) 1		

Die Mitglieder von Müllers Lesegesellschaft, ihre Berufe und regionale Herkunft im Jahre 1777

licher Provinz und fiktiver Provinz, zwischen der tatsächlichen erlebten Provinzialität, der dargestellten und der darstellenden? Vorbedingung sind die autobiographischen Umstände. Hellwach geworden durch Publikumserfolg und Raubdruckschädigung der anonymen Erstveröffentlichung dieses Romans, betont Müller in der Vorrede zur zweiten Auflage seinen Urheberanspruch:

„[. . .] daß ich dieses mein Buch hier, mitten unter dem frohen Haufe meiner Kinder, an meinem Pulte, in meinem Hause, belegen in der Stadt Itzehoe im Lande zu Holstein, elaboriert habe; [. . .]“⁴³ Schmeichelt er den Itzehoer Lesern, man habe sein „Büchlein [. . .] wohl so liebevoll kommentiert“⁴⁴, so stellt er, wenige Seiten zuvor, dieser dänischen Kleinstadt eine deutsche gegenüber, in der die Honoratioren am liebsten „ein Hexenfest in dem Örtlein“ veranstalten mit einem „Scheiterhaufen“ für den Autor, denn sein „Buch sei gar ein gottloser ehrenschänderischer Quark“ von einem Schlüsselroman.⁴⁵

Artige Captatio benevolentiae in Richtung Itzehoe und Kopenhagen, Ironie und Spott in Richtung anonymer Stadt und Deutschland – beide Gesten sind wohl kalkuliert, gesellschaftspolitisch gemeint, aber wohl auch distanzierender Autortrick, seine wenig erfreulichen Erfahrungen mit der geistigen Immobilität der Itzehoer Mitbürger – wie oben erläutert – ohne Gefahr vorzuführen. Denn deutsche und dänische Stadt werden gemeinsam noch einmal später im sich anschließenden Roman verwendet, gleichsam in der negativen Überhöhung ihrer Provinzialität, und zwar im

fiktiven Dörfe Lindenberg, in der Nähe des gleichnamigen Schlosses, beides dem Junker Siegfried von Lindenberg gehörend, der dem Roman den Titel gibt.

Unverkennbare Züge von heimatlicher Nähe trägt die Schauplatzeinrichtung, auch wenn Müller die topographische Ferne vom „abgelegenen Winkel des Pommernlandes“⁴⁶ suggerieren will. Diese Projektion folgt der sprichwörtlichen Zurückgebliebenheit von Teilen der Ostseeprovinz, sich in der Unterelbeprovinz Holstein wiederholend. Sie bewegt die eigene gesellschaftspolitische Absicht in die ungefährliche Distanz zum Heimatstaat Dänemark (Kopenhagen bleibt unerwähnt), tut dem geschätzten liberalen Preußen nicht weh, rückt dadurch auch den eigentlich deutschen Duodezstaaten nicht unmittelbar auf den politischen Leib.

Der Dichter agiert aber mit noch größerer Vorsicht, denn den erzählten Raum hält er frei von Groß- und Residenzstädten, von topographisch nachweisbaren Bezeichnungen. Er reduziert ihn ganz auf ein ländliches Allerweltsparorama, belebt mit dümmlichen Bauern, bornierten Honoratioren und einem naiven Junker. Das tatsächliche lokale Ensemble von der Kleinstadt Itzehoe, dem Schloß Breitenburg, den nahen Gütern und dem ländlichen Umland mit seinen Dörfern wiederholt sich daher im Roman mit dem erzählten Dorf, dem Schloß Lindenberg, dem Gut Wellenthal, den „benachbarten Landstädtchen“⁴⁷, in der extremen Dörplichkeit übertrieben dargestellt und verfremdet, in der aufs Beliebige reduzierten Erscheinung aber von jedem Leser am Orte wiedererkennbar.

Die Gedankenenge der vom Autor selbst erfahrenen Provinz-Welt wiederholt sich damit in der Raumenge und Handlungsarmut des Romans, die wesentlich eine Folge von des Schloßherrn Reisetätigkeit und damit seiner Weltfremdheit ist, die – nicht ohne tragische Ironie – das Verhalten des Autors selbst spiegelt. In der literarischen Gestaltung einer realistischen Ausstattung entoben, bietet Müller eine klischeehaft möblierte Agrarlandschaft mit adliger Herrschaft aus seiner Zeit an, errichtet Kulissenteile des Provinziellen, zwischen denen nach Aussehen und Funktion stereotyp festgelegte Statisten Handlung entstehen lassen. Mit dieser Einrichtung der Romanwelt sind Wiedererkennung und Identifizierbarkeit weithin in deutschen Landen gewährleistet: der Schauplatz aus „Kartoffeln und Rüben“⁴⁸ ist satirisch gemeintes Experimentielfeld für die „Wissenschaften“⁴⁹, dient als Beleg für Rousseaus vorgeblich abwegigen Naturoptimismus, läßt die komische Handlung um Bildungssuche und Unverstand „durch die Pfützen und über die Misthaufen“⁵⁰ zu.

Gesellschaftspolitisch meint Müller den deutschen Kleinstaat, bietet ihn aber lediglich durch die Ordnungsprinzipien Obrigkeit

und Untertan an, aufs Ländlich-Nachbarschaftliche und Agraridyllische zurückgeschnitten. Der Junker Lindenberg ist Autokrat, aber kein Despot, eher ein naiver Philanthrop, dessen angeborene milde Menschlichkeit – man achte auf den Namen „Lindenberg“⁵¹ – der Bildungsergänzung bedarf, um den aufgeklärten Menschen vor sich zu haben. Politisch ist daher die Satire entmündigt, denn sie ignoriert rücksichtslose Obrigkeitentfaltung, wie sie Georg Büchners *Hessischer Landbote* 1834 geißeln wird. Müller dagegen bietet Fürsten-Defekte in bunter Verpackung an, Harmlosigkeiten der Kritik, weil er „in Holstein [. . .] am meisten gelesen“⁵² wird, weil er offensichtlich weder das von ihm als liberal und vorbildlich geschätzte dänische wie preußische Königshaus, die ihm bekannten Grafen Rantzau noch seine Leser in der Region und in Itzehoe verärgern möchte. Das erzählerische Ausblenden der politischen Wirklichkeit ist eine Folge davon, die andere ein episches Verdünnen der Satire zu landläufig bekannter Kritik und vordergründiger Komik. Der vom Schreiben und damit vom Wohlwollen seiner bürgerlichen wie adligen Leser abhängige Autor verdeckt nur mühsam eine provinzielle Ängstlichkeit, die mit seiner Nesthockerei, der administrativen Gefährdung des sich exponierenden Literaten, mit gebremster eigener Courage und unverhohlener Verkaufsstrategie zu tun hat.

Der Zusammenhang von kalkulierter Behutsamkeit und Einschränkung des satirischen Potentials setzt sich in der Figurenwahl fort. Über „den guten Mann und die armen Wichtlein“⁵³ hinaus – gemeint sind der Held Siegfried von Lindenberg und seine Mitakteure – wird die eher skurrile Männergesellschaft von Lindenberg kaum erweitert. Weil Müller als Aufklärer an den Bildungsauftrag der Honoratioren gegenüber dem Volk glaubt, mit diesen selbst in Itzehoe nur Umgang gepflegt, aber mit ihnen, ihrer geringen Zahl und dem mäßigen Interesse für politische und kulturelle Öffentlichkeit seine Probleme hat, wiederholt er im Roman die lokale Honoratiorenkonstellation, zielt damit auf die eigene Heimatstadt und diese Einwohnergruppe schlechthin, entlarvt die bildungseifernde Aufgeblasenheit und – im Kontext des Kleinstaaterei-Gehabes unseres Landjunkers – ihre Hofschranzen-Karrierewut.

Die eigentliche Bevölkerung wird als Statisterie an den erzählerischen Rand befohlen und trägt geläufige Namen der Zeit. Die Protagonisten dagegen, mit sprechenden Kunstnamen versehen, läßt Müller – zur Markierung der sie kennzeichnenden Diskrepanz von Bildungsdünkel und Bildungsdefizit – ein amüsantes Missingsch kauderwelschen, damit allerdings auch einen Sprachgestus üben, der ein neues bürgerliches Selbstbewußtsein demonstriert: „Alle Blix, Herr Prätendent! Das war’n Spitakel! –

Hab ich mein Lebstage! – Gotts! was Bummelahschen! Das hat mal Klunkern vor dem Blessen und um die Gamaschen! [...] Und mehr Plühmaschen, als in zehn Hahnenschwänzen wachsen können!“⁵⁴ Das halbmundartliche hochdeutsche Sprechen, eine Form der Umgangssprache im niederdeutschen Raum, versetzt mit verballhorntem Latein und Französisch, ist dem Autor aus Hamburg und seiner neuen Heimat geläufig.

Für den epischen Verlauf projiziert Müller seine eigenen lokalen Bildungsaktionen wie Zeitschriftenherausgabe, Verlegertätigkeit und Leitung einer Lesegesellschaft der Gebildeten in den Roman und nimmt gleichzeitig soziologische und gesellschaftspolitische Probleme heraus. So vermag er durch das klägliche Hantieren seiner Hauptfiguren die wichtigen, aber auch modisch gewordenen Einrichtungen für öffentliche Informationen, Unterhaltung, Staatsführung zu erläutern, und zwar in dem aufklärerischen Sinne, daß unaufgeklärtes Herrscherverhalten eine Folge unaufgeklärter Gesellschaft sei, die nur der Führung durch den Literaten und Wissenschaftler bedarf, um die Menschheit dem allgemeinen Fortschritt zu überantworten. Figurenkonstellation und Handlung folgen dieser Einsicht. Der tumbe, aber charakterlich gute Siegfried von Lindenberg ehelicht die ‚gute Seele‘ Elise von Wellenthal, die wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ordnet die eben fehlende und dann quasi als Deus ex machina auftauchende Führerpersönlichkeit, ‚der braune Mann‘, ein vollkommener Charakter der praktischen Vernunft. Die Mutmaßung, dieser Aufklärer wie aus dem Schulbuche sei Müller selbst, der tatsächliche Organisator des Itzehoer Kulturlebens, erscheint mehr als naheliegend.

Und so nimmt denn die Handlung im Roman ihren Lauf. Der Erzähler hat das in einen einsträngigen epischen Vorgang umzusetzen, was sein Autor, der Itzehoer Buchhändler, Lesegesellschaftsleiter, Verleger, Bücherfreund Johann Gottwerth Müller selbst mit nachdrücklichem Aufklärungseifer, aber gegen den Widerstand der Provinz vergeblich durchzuführen sucht. Das Autobiographische wiederholt sich im Fiktiven, zum einen weil es die programmgerechte epische Realisierung der Aufklärung erläutert, zum andern weil es stofflich sich anbietet, zum dritten weil es mit regional-literarischer Qualität auch regional verkaufsgünstig erscheint und viertens weil es typische Konditionen der Bildungssituation und des institutionellen Leerlaufs in deutschen Kleinstaaten präsentieren kann.

Diese Verbindung von hier nacheinander vorgestellten Anliegen der Aufklärung zugunsten einer sich entwickelnden gesellschaftlichen Öffentlichkeit, das Lesen von Büchern, die Avisen- d.h. Zeitungsherstellung, die Gründung einer wissenschaftlichen

Gesellschaft, Einrichtung einer Buchdruckerei und massenhafte Vervielfältigung von Lektüre usw., transponiert in die hinterwälderische Ländlichkeit des Junkers Siegfried, liefert das Tun der Lächerlichkeit aus, hält dem Städter – also auch dem Itzehoer Bürger – und dem Duodez-Fürsten den Narrenspiegel vor. In konsequenter Stationentechnik wird das erzählt, wie sich das eine aus dem anderen ergibt, in der Abwegigkeit sich steigert, allerdings in der satirischen und gesellschaftskritischen Substanz reduziert, weil die Handlung wie auf einem Tableau in der Lindenberg-Provinz weitab der wirklichen Welt abläuft, die politische Dimension und die Anwendung des Erzählten darauf weitgehend fehlen. Die ins Geschehen eingeschobenen Reflexionsteile mit rasonnierend-belehrendem Charakter, mit denen zu aktuellen Problemen vor allem der Literaturszene Stellung genommen wird, zum Geniewesen, zur Unart überlanger Epen, zu Schriftstellerexistenz und Nachdruckplage usw., vermögen diese Defizite nicht aufzufangen. Was Provinzielles entlarven soll, läuft allerdings Gefahr, die Funktion der Wiederholung im Ironisch-Satirischen nicht mehr zu treffen, nur noch Kopie des Banalen oder dessen amüsante Übertreibung zu sein und damit der wenig anspruchsvollen Unterhaltung schlichter Gemüter zu dienen. Anstatt dieses erzählerische Abgleiten im Sinne der von ihm selbst beschworenen satirischen Erzähltradition als Mittel der Weltgestaltung abzufangen, steigert Müller diesen trivialen Ansatz noch. Schon in der Vorrede zur ersten Auflage 1779 kündigt der Autor selbstbewußt im Pluralis majestatis an, daß „wir aber in unserem Pulte noch eine ungeheure Menge Dokumente haben, [...] wenigstens hunderttausend andre ebenso wichtige und merkwürdige Begebenheiten betreffend [...]“⁵⁵ Und im 34. Kapitel der späteren Auflagen kokettiert Müller erneut mit der Großkonzeption eines *Lindenberg-Opus*, daß „schon längst wenigstens bis zum dreißigsten Bande in meinem Kopfe fertig“ sei mit einem Umfang „von mehr als fünfzehnhundert Kapiteln“.⁵⁶

Müller reagiert mit diesen Anmerkungen auf den Erfolg seines Buches, spekuliert mit Lesererwartungen und kündigt Fortsetzungsleistungen an, opfert eine ursprünglich literarisch-künstlerisch begründete Konzeption dem Markt und liefert sie jener erzählerischen Aufweichung aus, mit der Kunst gegen Kommerz getauscht werden. Tatsächlich reicht Müller bereits 1781 die „zweyte rechtmäßige, und durchgehends geänderte Ausgabe“ nach, rasch ist die fünfte 1790 erreicht, und aus den anfänglich 26 Kapiteln sind 93 geworden. Dieser Vorgang der Stoffaufschwellung geht zu Lasten von Komposition und satirischem Anspruch, von künstlerisch-intellektuellem Niveau und aufklärerischer Absicht. Müller muß sich selbst als Autor dabei nicht ganz be-

haglich gefühlt haben. Er beginnt bereits, sich die rückwärtige Tür in Richtung der geänderten Argumentation von Unterhaltungsliteratur und Volksaufklärung offenzuhalten, wenn er sagt, „den Staat“ könne „ein Mann aus der Dämmerung seiner Studierstube“ nicht „niederschreiben“⁵⁷, den „Geschmack des Publikums“ wolle er nicht verfehlen⁵⁸, in dieser „Provinz“, „in Holstein“ habe er seine meisten Leser.

Mit dem dann hinzugekommenen 34. Kapitel breitet Müller seine Rechtfertigung für dieses Vorgehen aus, indem er sich in der Diskussion über die Diskrepanz vom Buch als Kunstwerk und Buch als Ware zugunsten des Marktes und der vom Publikumsbedürfnis dirigierte Thematik der Unterhaltungsliteratur entscheidet, zuungunsten der Aufklärung und ihrer Forderung nach Bildung und Geschmacksschulung.

Indem Müller der Region das Provinzielle nehmen und sich diesen Bedingungen nicht ausgeliefert begreifen will, unterschätzt er gesellschaftliche und kulturelle Trägheit und überfordert sich selbst. Weil Itzehoe und die Region ihm zumindest den Erfolg als Buchhändler und Verleger verwehren und damit seine wirtschaftliche Lage beeinträchtigen, sieht er sich gezwungen, Schreiben als Gewerbe auszuüben und auf sämtliche anderen Leistungen des Gelehrten für die Volksaufklärung zu verzichten. Es bleibt die Schriftstellerei, mehr für den Lesegebrauch denn für die Kunst. Er muß ums tägliche Überleben schreiben. Das Dilemma des Autors als Künstler und Geldverdiener wird deutlich, wenn Müller literarische Arbeit aus Menschenfreundlichkeit vor künstlerische Qualität stellt und sagt: „[. . .] für wirklich Gebildete ist schon ein Übriges getan“, und „es sei die schöne Ehre, ein Schriftsteller für den großen Haufen zu sein!“⁵⁹. Müller hält verdächtig demonstrativ am Ethos von Aufklärung und Volksschriftsteller fest. Er irrt sich dabei in der Ansicht, daß mit solchem bildungsgeschichtlichen Rückhalt sein literarischer Kompromiß mit der Region, dem Markt und den weniger anspruchsvollen Lesern unter den zeitgenössischen Literaten gesellschaftsfähig sei. Das Provinzielle, von dem er vorgibt, es schreibend zu entlarven, hat ihn frühzeitig selbst eingeholt.

V.

„Zu frommen aller Alltagsgesichter“⁶⁰

oder

Die Provinz und das tägliche Brot des Literaten

Der Bremer Freiherr von Knigge teilt am 26. Dezember 1791 dem Itzehoer Literatenkollegen Müller brieflich mit, jetzt „sey Emmerich an der Reihe“, ein Roman Müllers, erschienen 1787/89. „Ich

make damit mir und meiner Familie“, erläutert Knigge, „[. . .] manche genußvolle Stunde.

Meine Familie besteht [. . .] aus meiner ehrlichen Hausfrau, einer Tochter von 17 Jahren, an welcher mein ganzes Herz hängt, zwey Pflegekindern (der jungen Duchesse von Dillingen und einem Hr. von Ende) und dann aus denen unter meinen Domestiken, die ich selbst erzogen habe.“⁶¹

Schlaglichtartig kennzeichnet diese Briefstelle Zustand und Umbruch der Lesekultur zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Die Lesefähigkeit der meisten Leser ist noch begrenzt, aber Literaturgenuß ist nicht mehr nur Privileg einer gelehrten Oberschicht. Die Leser werden sämtlichen Schichten angehören, und darum hat das Buch zum preiswerten Produkt zu werden. Der Autor, der auch wirtschaftlich erfolgreich sein will, darf den Publikumsgeschmack nicht mehr außer acht lassen. Und genau in diesem Zusammenhang der wachsenden Zahl von Viellesern und einer Kommerzialisierung des Marktes ist auch Müllers Literatenverhalten zu verstehen.

Vereinfacht dargestellt heißt das: während einer mehr als fünfzig Jahre währenden Seßhaftigkeit in der provinziellen Kleinstadt Itzehoe, am Rande der dänischen und der deutschen Kulturszene, isoliert sich Müller privat und beruflich. Sicherlich, ein solches Leben an der Peripherie, zusammen mit Menschen eingeschränkter Kulturbedürfnisse ist noch keine unmittelbare Voraussetzung für eine so folgenreiche Isolierung. Sie ist aber ein Umstand, der nachhaltig wirksam wird, wenn die engen Grenzen für kulturelle Versorgung die vielfältigen Tätigkeitsmöglichkeiten einer Person auf diejenige reduzieren, die kulturelles Tun, in diesem Fall das Schreiben, auch als Kunst versteht, ein solches Verständnis dann aber zugunsten der Zwänge des Geldverdienens und damit einer Literaturproduktion für Markt und Verkauf zurückstellen muß. Seine literartheoretisch „konservative Position und eine wahrscheinliche Veranlagung zu wenig ausgeprägter Mobilität vervollständigen diejenigen Konditionen, welche die Provinzialität dieser Region wirksam werden lassen.

Die so verursachte Abkoppelung von der deutschen kunsttheoretischen und literarischen Diskussion kann Müller weder durch ein immenses Lesepensum noch durch Korrespondenz verhindern. Der Vermittler zwischen englischer und deutscher Literatur nutzt Einsichten und Fähigkeiten nicht für Mitwirkung, sondern hadert relativ uneinsichtig mit der Literaturentwicklung und ihren Beförderern, die ihn zurücklassen und seinen Rückzug in die Rolle des verärgerten Zuschauers kaum noch wahrnehmen. Damit begibt er sich aber der direkten Einflußnahme auf die Literaturentwicklung und den Literaturmarkt. Seine so eingegengte Per-

spektive unterstützt wiederum das starre Festhalten an spätaufklärerischen Positionen einer normativen Literaturkritik anstelle der neuen ästhetischen. Müller meidet die Auseinandersetzung, polemisiert gegen die moderne Literaturentwicklung, wie sie vom Sturm und Drang, der Klassik und der Romantik vertreten wird, behauptet sich aber weiterhin leidlich am Literaturmarkt, indem er Aufklärungsanspruch und Wert des Kunstwerks bedarfsgerecht zuschneidet, denn „es sei nicht ohne Beispiel, daß ein Schriftsteller sich nach dem Fassungsvermögen seiner Leser richte, und dem verschiedenen Geschmack des Publikums etc. nachgebe“⁶². Der Mann aus einer Region, den diese aus ihrer provinziellen Rückständigkeit als aufklärenden Initiator des Kulturlebens allein und ohne finanzielle Unterstützung gelassen hat, muß Geld verdienen. Darum sieht er sich veranlaßt, für diese Leser aus solchen Provinzen zu schreiben, weil sie mit ihrer Vorliebe fürs Trivial-Unterhaltsame die Menge der Literaturkonsumenten eines rapide expandierenden Literaturmarktes stellen.

Und er tut es mit dem Material und der Gesellschaftsmoral aus dem Stoff- und Weltanschauungsreservoir, das er sich als Bürger und Schriftsteller im kulturellen Rückzugsraum einer solchen Region durch seine dadurch bestimmte Welt-Erfahrung geschaffen hat. Die Konsequenzen aus dem so gegebenen Zusammenhang von Rezeptionsorientierung und Schreibpraxis sind klar. Allgemeine Verständlichkeit des Geschriebenen strebt Müller an, und darum verfolgt er in seinen Büchern hartnäckig eine marktgerechte Mischung von Form, Inhalt und Intention, indem der Autor „das hohe Komische mit dem Niedrigen, und feinere Züge mit Platitüden abwechseln“⁶³ läßt. Den anfänglich nach strengen Maßgaben agierenden „Moralist[en] und Satiriker“⁶⁴, als der er sich grundsätzlich immer noch versteht, hat die Provinz längst korrumpiert.

Mit viel „Geschwätzigkeit“⁶⁵, wie er selbst wohl unbehaglich erkennt, ummäntelt er die so bezogene Position des literarkritisch problematischen Unterhaltungsschriftstellers mit einem sich selbst gegebenen Auftrag des bildenden Volksautors. Johann Gottwerth Müller wird zum Fallbeispiel für die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auflebende Diskussion über die Dichotomie von hoher und niederer Literatur, verfaßt vom Dichter oder Poeten und – abschätzig gemeint – vom Skribenten.

Das ist dem Itzehoeer nicht entgangen. Denn so wird auch verständlich, warum Müller mit Nachdruck an der Fortsetzung der Korrespondenz mit seinen beiden wichtigsten Gesprächspartnern, dem Berliner Verleger, Zeitschriften-Herausgeber, Organisator der deutschen Literaturkritik, Friedrich Nicolai, und dem Göttinger Physikprofessor und – neben Lessing – dem brilliantesten Kopf

der deutschen Aufklärung, Georg Christoph Lichtenberg, festhält. Den *Siegfried von Lindenberg* widmet er Nicolai, der ihm mit Rezensionen den Markt öffnet und als Autorität spätaufklärerischer Literaturkritik sein pragmatisches Literaturkonzept der allgemeinen Verständlichkeit in der Öffentlichkeit absichern hilft. Und in der geistigen Ahnengalerie, die er den „braunen Mann“ stellvertretend „aus seinem Pulte“ ziehen läßt⁶⁶, führt Lichtenberg die Reihe der Vorbilder an, weil ihm dieser zweifellos bedeutende Mann der deutschen Gelehrtenöffentlichkeit privat und moralisch in der geographisch und geistig fernen Provinz den Rücken stärkt.

Müller in Itzehoe, der Schriftsteller in der Provinz: Wir haben das unternommen, wovor der österreichische Autor Thomas Bernhard in seinem Roman *Auslöschung* (1986) wiederholt warnt: „Hüten Sie sich [. . .], die Orte der Schriftsteller und Dichter und Philosophen aufzusuchen, Sie verstehen Sie nachher überhaupt nicht, Sie haben Sie in Ihrem Kopfe tatsächlich unmöglich gemacht dadurch, daß Sie ihre Orte aufgesucht haben, ihre Geburtsorte, ihre Existenzorte, ihre Sterbeorte“⁶⁷.

Bernhard läßt seinen Erzähler eine Warnung ausgeben, die den Irritationen seines Autors gehorcht und dem Versuch vom schreiben Bewältigen der eigenen Vergangenheit gehorcht. Nur irrt der Verfasser mit seinem Urteil, denn das angesprochene Verständnisrisiko gilt gar nicht für den Leser. Dem nützt die Rückkehr in die Herkunftsregionen seines Schriftstellers, weil erst dann dessen Widerstand im Schreiben verständlich wird. Die Region muß man kennenlernen, in der Johann Gottwerth Müller zum Ausgang des 18. Jahrhunderts im aufgeklärt absolutistischen Dänemark wohnt und arbeitet. Darum sind die provinziellen Verhältnisse skizziert und die Aktionen des Autors geschildert worden.

Und so kann man es besser verstehen: Der Aufstand der spitzen Feder findet nicht statt. Müller wagt es nicht, oder es gelingt ihm nicht, die Gänsekiele entsprechend zuzuschärfen. Die Folgen lassen sich überschauen. Der Autor ist erst auf diesem Wege der Heimsuchung ‚in unserem Kopfe eher möglich‘ geworden. Das zu Anfang benutzte Bild vom eigenständigen Voranschreiten, „erst den rechten Fuß vorwärts, dann den linken, dann wieder den rechten, und immer so fort [. . .]“⁶⁸, beschreibt für die Provinz eine eben nicht leicht zu bewältigende Bewegung. Müller hat gemeint, sie ausführen zu können. Dazu aber muß der Untergrund stabil und für die Absicht einer erfolgreichen ‚Aufklärung aus der Kleinstadt‘ tragfähig sein. Das aber ist er nicht. Die Provinz verkehrt ihm die Logik des antiken Denkers ins Gegenteil. Dem Müller von Itzehoe ist der Fußboden eher unmerklich unter den Füßen weggezogen worden – und er hat es zugelassen.

Anmerkungen:

1. Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, Goethes Werke, hrsg. v. Erich Trunz, Bd. IX, 4. Aufl. Hamburg 1961, S. 398 ff.
2. Hans Schröder, Johann Gottwerth Müller, Verfasser des Siegfried von Lindenberg, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt, Itzehoe 1843; J. G. Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung. Studien zu Literatur und Gesellschaft im 18. Jahrhundert, hrsg. v. Alexander Ritter, Heide 1978; Freier Schriftsteller in der europäischen Aufklärung. Johann Gottwerth Müller von Itzehoe, hrsg. v. Alexander Ritter, Heide 1986; Deiter Lohmeier/Kay Dohnke, Bibliographie Johann Gottwerth Müller (Stand 1981) in: Johann Gottwerth Müller (Itzehoe) 1743–1828, Steinburger Hefte 1/1981, Itzehoe 1981, S. 5–32; Rudolf Irmisch, Geschichte der Stadt Itzehoe, Itzehoe einer Stadt, hrsg. v. der Stadt Itzehoe, Bd. 1, Itzehoe 1988, Bd. 2, Itzehoe, i. Vorb.
3. Vgl. Erste Zugabe. Auswahl aus Briefen berühmter oder merkwürdiger Männer an J. Gottw. Müller in: Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 61–130. – Der Verfasser beschäftigt sich seit längerem mit der Vorbereitung einer Auswahlgabe von Müllers Korrespondenz und mit einer Edition des Briefwechsels zwischen Müller und Nicolai im Rahmen der Berliner Gesamtedition von Nicolais Korrespondenz.
4. Der freundschaftliche Kontakt zwischen Müller und Lichtenberg dauert von 1783 bis zum Tod des Göttingers, der der Itzehoer Familie auch als Patenonkel des Sohnes Georg verbunden ist. Mit dem Verleger Dieterich geht Müller eine geschäftliche Verbindung von 1783 bis 1790 ein.
5. Der Briefwechsel zwischen Müller und Lichtenberg wird über die folgende Ausgabe erfaßt: Georg Christoph Lichtenberg. Briefwechsel, Bd. II, 1780–1784, hrsg. v. Ulrich Joost und Albrecht Schöne, München 1985, S. 519, 809f., 955–959; vgl. Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 68–73, 78–80, 81–85, 99–101, 118–121.
6. Lichtenberg an Müller v. 16. Juli 1794, in: Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 120f.
7. Walter T. Rix, London im Kopf. Der englische Einfluß auf die poetologischen Bedingungen der Romane Johann Gottwerth Müllers, in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller, S. 110.
8. Kurt Krolop, Geteiltes Publikum, geteilte Publizität: „Wilhelm Meisters Aufnahme“ (1795–1807), in: Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, 2 Bde., hrsg. v. Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner, Berlin und Weimar 1989, S. 282f.
9. Ebd., S. 282
10. Zur wirtschaftlichen Situation Müllers und seiner mäzenatischen Unterstützung: Hans J. Haferkorn, Der freie Schriftsteller Müller und seine Einkünfte. Zur wirtschaftlichen Situation der Autoren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Ritter (Hrsg.), J. G. Müller von Itzehoe, S. 282–256; Heinrich Bosse, Autorschaft ist Werkherrschaft, Paderborn 1981, bes. S. 200, Anm. 312; Manfred Koch, Schöngeistige Literatur und Mäzenatentum. Der dänische Hof und seine Pensionszuwendungen an Klopstock, M. Claudius, J. G. Müller und Hebbel, in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller, bes. s. 45–49; Alexander Ritter, Lichtenbergs Freund: Müller von Itzehoe. Der arme Poet in der holsteinischen Provinz und sein Haushaltsbuch von 1777/78, in: Freiburger Universitätsblätter, H. 104, 1988, S. 61–77; Alexander Ritter, Zur Existenzkrise des freien Schriftstellers: Johann Gottwerth Müller und die Aufklärung aus der Region oder: der Autor zwischen Kultur und Kommerz am Ende des 18. und 20. Jahrhunderts, in: Germanistentag 1989. Deutschunterricht und Lebenswelt. Vortragsmanuskripte und Materialien, hrsg. v. Almut Hoppe und Jürgen Wolff [Kiel 1990], S. 816–847.
11. Vgl. u.a. Lichtenberg an Müller v. 20. Dezember 1784, in: Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 70–73.
12. Vgl. Ritter, Lichtenbergs Freund (Anm. 10).
13. Ernst Weber, J. G. Müllers Wochenschrift der Deutsche. Ein Modell aufklärerischer Publizistik, in: Ritter (Hrsg.) J. G. Müller von Itzehoe, S. 205–227.
14. Vgl. Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, Halle 1868, S. 100 ff
15. [Gustav C. F. Parthey], Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, Berlin 1842, Reprint Hildesheim 1973; [J. G. Müller], Rezensionen [Titelzusammenstellung], in: Lohmeier/Dohnke, Bibliographie, S. 19–21.
16. Vgl. hierzu die Beiträge von Haferkorn, Bosse und Ritter (Anm. 10).
17. Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 32.
18. Ebenda, S. 71.
19. Lichtenberg an Müller v. 13. März 1788, in: Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 100.
20. Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe? Dokumente zum Verhältnis von Schriftsteller und Verleger im 18. Jahrhundert in Deutschland, hrsg. v. Evi Rietzschel, Frankfurt am Main 1983.
21. Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 34f.
22. Ebenda, S. 33f.
23. Zitiert nach: Helmut Kiesel und Paul Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland, München 1977, S. 78f.
24. Zur Organisation von Müllers Tätigkeit als Aufklärer in Itzehoe vgl. die ausführlichen Erläuterungen: Alexander Ritter, Bürger in der „Gelehrtenrepublik“: Johann Gottwerth Müller (gen. Müller von Itzehoe), Levin Christian Sander, Ernst Christian Trapp und die deutsche Spätaufklärung in: Itzehoe, Geschichte einer Stadt, Bd. 2 (in Vorb.)
25. Vgl. hierzu die einschlägige bibliographische Zusammenstellung von Lohmeier/Dohnke und die Hinweise unter Anm. 15.
26. Lohmeier/Dohnke, Bibliographie. Selbständige Veröffentlichungen S. 7–17.
27. Ebenda, S. 9f., Übers. S. 11f
28. Zur Kommerzialisierung der Literatur und zum Buchmarkt: Kiesel/Münch (Anm. 23).
29. Vgl. Koch, Schöngeistige Literatur (Anm. 10).
30. Wolfgang Martens, Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968, S. 162.
31. Ritter, Lichtenbergs Freund (Anm. 10).
32. Relativ dauerhafte Verlagsbeziehungen vor allem zu Schneider (Leipzig: 1781/92), Dieterich (Göttingen: 1783/90), Nicolai (Berlin: 1790/1806) können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Müller spätestens Mitte der 90er Jahre Schwierigkeiten hat, Verlage zu finden, denn er bedient von nun an auffällig viele von nachgeordnetem Rang.

33. Vgl. hierzu: Ritter, Lichtenbergs Freund (Anm. 10).
34. Alexander Ritter, Bücher zum Bürger. Die Itzehoe Lesegesellschaft und ihr aufklärerischer Organisator J.G. Müller, in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller, S. 9–31; Richard van Dülmen, die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland, Frankfurt 1986 (umfangreiche Literaturübersicht).
35. Verzeichnis der von dem Herrn Dr. Ph. Joh. Gottw. Müller in Itzehoe hinterlassenen Bibliothek, welche, 12000 Bände stark, und viele Seltenheiten aus allen Fächern des Wissens, besonders aber aus der Deutschen, der Klassischen und der Französischen Literatur, so wie aus der Literatur-Geschichte, enthaltend, den 31. August 1829 und folg. Tage in der Wohnung des Verstorbenen, in der Bekstraße zu Itzehoe, öffentlich versteigert werden soll, hrsg. v. Hans Schröder, Itzehoe 1829 (kommentierte Reprint-Ausgabe durch den Verfasser, i. Vorb.); Peter-Eckhard Knabe, Die Welt im Bücherschrank, Französische und englische Literatur in J.G. Müllers Bibliothek, in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller, S. 169–181; Franklin Kopitzsch, Von einem „nimmersatten Büchervielfraß“ und seiner Bibliothek. Johann Gottwerth Müller und das Büchersammeln, in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller, S. 159–168.
36. Vgl. Ritter, Lichtenbergs Freund (Anm. 10). Eine kommentierte Ausgabe des Haushaltsbuches durch den Verfasser befindet sich in Vorbereitung.
37. Vgl. hierzu die skeptischen Hinweise von Heinrich Bosse (Anm. 10).
38. Entsprechende Informationen bei: Kiesel/Münch, Gesellschaft und Literatur, S. 90, 181.
39. Allgemein zugängliche Ausgaben: Johann Gottwerth Müller, Siegfried von Lindenberg. Eine komische Geschichte, Dortmund 1978 (Reprint der ersten Ausgabe Hamburg 1779 zuzüglich „Vorrede zur zweyten Ausgabe“ und „Subskribtenverzeichnis“ der 2. Aufl. Itzehoe 1781); ders., Siegfried von Lindenberg, Frankfurt am Main 1971 (Reprint der 4. Aufl. Leipzig 1784); ders., Siegfried von Lindenberg. Komischer Roman, hrsg. von Friedemann Berger, Weimar 1976 (leicht gekürzter Nachdruck der 5. Aufl. Leipzig 1790; zitierte Ausgabe: Sigle SvL).
40. SvL, S. 73f.
41. Über den Zusammenhang von Roman und Gesamtwerk, poetologischer Position und literargeschichtlicher Kontext vgl. die Beiträge von Dieter Kimpel (S. 81 ff.), Jörg Schönert (S. 99 ff.) Manfred Koch (S. 119 ff.), Helmut Kiesel (S. 167 ff.), in: Ritter (Hrsg.), J.G. Müller von Itzehoe, und von Günter Dammann (S. 135 ff.), in: Ritter (Hrsg.), Freier Schriftsteller.
41. SvL, S. 33.
42. Zu Auflagenentwicklung, Raubdruckverwendung, Übersetzung und kontinuierlichen Neuauflagen vgl. Lohmeier/Dohnke, Bibliographie, S. 9–12.
43. SvL, S. 26.
44. Ebd.
45. Ebd., S. 22.
46. Ebd., S. 88.
47. Ebd., S. 87.
48. Ebd., S. 88.
49. Ebd.
50. Ebd., S. 57.

51. Dem in Fachgesprächen kolportierten Hinweis, der Nachname „Lindenberg“ sei die sprachlich demonstrative Verschlüsselung von „Lichtenberg“, begegne man mangels Beleg für diese attraktive Behauptung vorerst mit freundlicher Skepsis.
52. SvL; S. 34.
53. Ebd., S. 10.
54. Ebd., S. 270.
55. Ebd., S. 11.
56. Ebd., S. 301.
57. Ebd., S. 31.
58. Ebd., S. 33.
59. Ebd., S. 304f.
60. Ebd., S. 317.
61. Knigge an Müller v. 26. Dezember 1791 in: Schröder, Johann Gottwerth Müller, S. 114.
62. SvL, S. 311.
63. Ebd., S. 307.
64. Ebd., S. 308.
65. Ebd., S. 316.
66. Ebd., S. 146.
67. Thomas Bernhard, Auslöschung. Ein Zerfall, 3. Frankfurter Auflage am Main 1986, S. 159.
68. Vgl. Anm. 39.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages aus: Literaten in der Provinz – Provinzielle Literatur? Schriftsteller einer norddeutschen Region. Hrsg. von Alexander Ritter. Steinburger Studien Bd. 6. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 1991. S. 67–90.

Bibliographie Johann Gottwerth Müller
(Stand: 1999)

Bibliographien:

„Bibliographie Johann Gottwerth Müller“. Zusammengestellt von Dieter Lohmeier. In: J.G. Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung. Hrsg. von Alexander Ritter. Steinburger Studien. Bd. 1. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 1978. S. 280–299.

„Forschungsliteratur zu Johann Gottwerth Müller“. Zusammengestellt von Kay Dohnke. In: Freier Schriftsteller in der europäischen Aufklärung. Johann Gottwerth Müller von Itzehoe. Hrsg. von Alexander Ritter. Steinburger Studien. Bd. 4. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 1986. S. 205–209.

Alexander Ritter: „Bibliographie der Erstausgaben: Johann Gottwerth Müller (von Itzehoe) (1743–1828)“. In: Gero von Wilpert und Adolf Gühring: Erstausgaben deutscher Dichtung. 2. Aufl. Stuttgart: Kröner, 1992. S. 1108–1110.

Biographie:

Alexander Ritter: „Johann Gottwerth Müller (gen. Müller von Itzehoe)“. In: Neue Deutsche Biographie. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 18. Berlin: Duncker & Humblot, 1997. S. 423f.

Texteditionen und Inhaltsangaben:

Alexander Ritter: „Johann Gottwerth Müller (genannt Müller von Itzehoe): Siegfried von Lindenbergh. Eine komische Geschichte“. In: Reclams Romanführer. Hrsg. von Frank Rainer Max und Christine Ruhrberg. Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Klassik. Stuttgart: Reclam, 1998. S. 320f.

Forschungsliteratur 1988–1999:

Alexander Ritter: „Johann Gottwerth Müller (genannt Müller von Itzehoe)“. In: Aufklärung und Empfindsamkeit. Deutsche Dichter. Bd. 3. Hrsg. von G.E. Grimm und F.R. Max. Stuttgart: Reclam, 1988. S. 397–403.

Alexander Ritter: „Lichtenbergs Freund: Müller von Itzehoe. Der arme Poet in der holsteinischen Provinz und sein Haushaltsbuch von 1777/78“. In: Freiburger Universitätsblätter (1989). H. 104. S. 61–77.

Alexander Ritter: „Zur Existenzkrise des freien Schriftstellers: Johann Gottwerth Müller und die Aufklärung aus der Region oder: Der Autor zwischen Kultur und Kommerz am Ende des 18. und 20. Jahrhunderts“. In: Germanistentag 1989. Deutschunterricht und Lebenswelt. Vortragsmanuskripte und Materialien. Hrsg. von Almut Hoppe und Jürgen Wolff. Kiel [1990]. S. 816–847.

Alexander Ritter: „Bürger in der Gelehrtenrepublik: Johann Gottwerth Müller (gen. von Itzehoe), Levin Christian Sander, Ernst Christian Trapp und die deutsche Spätaufklärung“. In: Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein. Hrsg. von der Stadt Itzehoe. Bd. 2. Von 1814 bis zur Gegenwart. Itzehoe: [Stadt Itzehoe], 1991. S. 239–249.

Alexander Ritter: „Johann Gottwerth Müller (genannt von Itzehoe): Spätaufklärung aus einer Kleinstadt. Von den provinziellen Möglichkeiten literarischer Gelehrsamkeit“. In: Literaten in der Provinz – Provinzielle Literatur? Schriftsteller einer norddeutschen Region. Hrsg. von Alexander Ritter. Steinburger Studien. Bd. 6. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 1991. S. 67–90.

Alexander Ritter: „Freier Schriftsteller' in der 'Gelehrtenrepublik': Johann Gottwerth Müller (gen. von Itzehoe) und die Existenzprobleme des Literaten zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“. In: Publications du Centre Universitaire de Luxembourg. Germanistik / Fascicule III. Festschrift für Albert Schneider. Luxemburg 1991. Hrsg. von Fernand Hoffmann und Joseph Kohnen. Luxembourg: Editions Saint-Paul, 1992. S. 71–94.

Alexander Ritter: „Gelehrter Mentor für bürgerliche Lektürekultur in der ländlichen Kleinstadt: Heinrich Christian Boie und die Lesegesellschaft in Meldorf/Holstein“. In: Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. ScriptOralia 65. Hrsg. von Paul Goetsch. Tübingen: Gunter Narr, 1994. S. 135–149.

Alexander Ritter: „Johann Gottwerth Müller und Heinrich Christian Boie. Ihre Lesegesellschaften unter lese-kulturellen Bedingungen der ländlichen Kleinstadt am Ende des 18. Jahrhunderts (Itzehoe und Meldorf in Holstein)“. In: Steinburger Jahrbuch 1994. Jg. 38. Itzehoe: Heimatverband des Kreises Steinburg, 1993. S. 293–323. Wieder in: Heinrich Christian Boie. Literat und Landvogt. 1744–1806. Hrsg. von Wolf D. Könenkamp. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., [1995]. S. 8–21.

Horst Joachim Frank: „Romane aus Itzehoe. Johann Gottwerth Müller“. In: Ders.: Literatur in Schleswig-Holstein. Bd. 2. 18. Jahrhundert. Neumünster: Wachholtz, 1998. S. 551–586.

Die Etatsrätin Charlotte Doos(e) (1758–1829) zu Wilster und ihre Stiftungen

Von
Manfred Koch (Itzehoe)

Eines der stattlichsten Bürgerhäuser des späten 18. Jahrhunderts in ganz Schleswig-Holstein befindet sich in Wilster. Es ist das sogenannte Bürgermeisterhaus von 1785, das heute die Stadtverwaltung der Marschenstadt beherbergt und auch als „Neues Rathaus“ bekannt ist. Das Haus ist im Stil des Spätbarock mit klassizistischen Elementen 1785 erbaut worden. Im Inneren befinden sich noch heute Verzierungen und Inventar aus der Zeit um 1775 und früher. Dazu gehört ein nicht minder bedeutendes Gartengrundstück, der sogenannte „Bürgermeistergarten“, der zur gleichen Zeit wie das Haus im Stil des Französischen Barock angelegt wurde und heute noch eine Fläche von rund 2 Hektar umfaßt (bei einer Länge von 250 m und einer Breite von 80 m).



Das ehemalige Wohnhaus der Familie Doos (1785), heute Rathaus der Stadt Wilster, von der Westseite

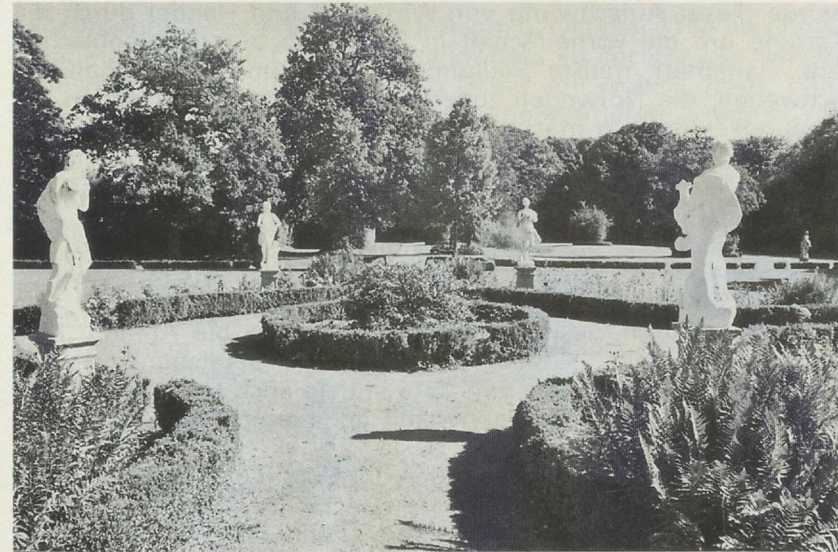


Das Wohnhaus der Familie Doos von der Rückseite (Gartenseite). Alle Fotos: Dr. Koch, 1999

Unter welchen Umständen konnte in Zeiten eines Friedrich VI., der seit 1784 für seinen geistesschwachen Vater Christian VII. Dänemark regierte, in einem Ort von der Größe Wilsters, das um 1785 knapp 1700 Einwohner zählte, ein solch imposantes bürgerliches Wohnhaus erbaut werden? Und wer konnte sich solch einen Prachtbau in der kleinen Marschenstadt vor über 200 Jahren leisten?

In seinen 1841 erschienenen Lebenserinnerungen schreibt selbst Georg Friedrich Schumacher, der von 1796–1798 Rektor der „Großen Stadtschule“ Wilsters war und später zum Rektor der renommierten Schleswiger Domschule avancierte: „Die Stadt war ein kleines Nest, ein abgelegenes Abdera, selbst ohne Poststation, in der Marsch. Die Menschen durch und durch Kleinstädter, d.h. in allem zurück, aber voll Selbstgefühl“ (Schumacher, a.a.O., S. 228). Tatsächlich ist das Urteil des Gymnasialdirektors Schumacher (1771–1852), der sonst ein überaus anschauliches Bild des Wilsteraner Bürgertums gezeichnet hat (vgl. Koch, Steinb. Jb. 1982), bezüglich der Einschätzung der ökonomischen, sozialen und verkehrsgeographischen Verhältnisse der Stadt unzutreffend und ungerecht. Denn in der Friedenszeit zwischen den Nordischen (1700–1720) und Napoleonischen Kriegen (1800–1815), insbesondere nach der Vereinigung der königlichen, gemeinschaftlich regierten und herzoglich-großfürstlichen Teile Schleswig-Holsteins im Jahre 1767 (vgl. F. Kopitzsch, S. 282) erlebte der *dänische Gesamtstaat* eine wirtschaftliche Blüte, von der auch der Landesteil Holstein profitierte, obwohl er bis zum „Inkorporationspatent“ von 1806 weiterhin zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte. (Garant für diese positive innere Entwicklung des dänischen Gesamtstaates und seiner Teile war übrigens Andreas Peter Bernstorff [1735–1797], der Direktor der Deutsche Kanzlei in Kopenhagen, die auch für Schleswig-Holstein als Ganzes zuständig war.) Wilster entwickelte sich in der Zeit des dänischen Reformabsolutismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem „ein blühende(n) kleine(n) Handelsort, dessen Schiffe sich selbst auf den Ozean hinauswagten“ (O. Voss, S. 40).

Umgeschlagen wurden im Hafen am „Rosengarten“ Agrarerzeugnisse des gesamten Wilstermarsch und Dithmarschens. Und blieb die Stadt für das Binnenland weiterhin „abgelegen“ (Schumacher), nur durch den „Steindamm“ mit ihm verbunden, so besaß Wilster dafür zu den Nordseeanrainern, wohin die meisten Exportprodukte (Fleisch, Butter, Käse, Getreide) verschifft wurden, eine sehr günstige verkehrsgeographische Lage. Sie übertraf die Standortbedingungen der meisten vergleichbaren Orte in den Herzogtümern bzw. im südlichen Elberaum in der Mitte des 18. Jahrhunderts (vgl. Koch, 1982, 5. 181 ff.). Zunichte gemacht



Der sogenannte „Bürgermeistergarten“, ehemals Garten der Familie Doos



Statuen im Garten von L. Ch. Doos in Wilster (nach 1785, vor 1800)

wurde dieser Aufschwung von Wirtschaft und Handel durch die Kämpfe um die Vorherrschaft in Europa in der napoleonischen Ära. Dänemark mußte Stellung beziehen und sich gegen die Schweden, die Norwegen zu gewinnen suchten, und gegen die Engländer und ihre mächtige Flotte zur Wehr setzen. Spätestens seit 1806, als Napoleon das Königreich zwang, sich der Kontinentalsperre gegenüber englischen Waren anzuschließen, war der dänische Gesamtstaat tief in die Napoleonischen Kriege verwickelt, was auch die schleswig-holsteinischen Hafenstädte und deren Handel zu spüren bekamen. Im Winter 1813/14 wurde Holstein direkt in die Kampfhandlungen einbezogen und von einer schwedisch-russisch-preußischen Armee bis Anfang 1815 besetzt (Wilster „Kosakenwinter“). Der Staatsbankrott des dänischen Gesamtstaates von 1813 stürzte auch Holstein und die Stadt Wilster in eine jahrzehntelang andauernde Wirtschaftskrise im 19. Jahrhundert.

Doch zurück zu den besseren Tagen der Stadt vor 1806/07: Nutzen aus der vornapoleonischen Blütezeit der Stadt zu Zeiten der dänischen Könige Christian VI., Christian VII. und der Regentschaft des Kronprinzen Friedrich VI. (1784–1795) zog vor allem die begüterte Wilsteraner Oberschicht, die ihre Gelder sorgsam anzulegen verstand und eine Familienpolitik betrieb, in der bei Heiraten Geld zu Geld kam, denn man war auf vielfältige Weise miteinander versippt und verschwägert. Paradebeispiele solcher verwandtschaftlicher Beziehungen unter den reichen Bürgern der Stadt Wilster und Beleg für eine „Heiratspolitik nach Habsburger Muster“ liefern die „Ahnentafeln“ der Familien Breide, Sommer und Doos(e) (siehe meine Abbildung auf der nächsten Seite, in Anlehnung an H. Schulz, Wilster, 1932, kontrolliert durch das PC-Programm „Ahnengalerie“). Diese Wilsteraner „Großbürger“, die allesamt dem Juristenstand angehörten und kommunalpolitische Ämter bekleideten (z.B. als Bürgermeister), waren im Zeitalter des Merkantilismus die Finanziers der Stadt Wilster und gelangten durch die Zinsen aus Darlehen und geschäftliche Beteiligungen an Wirtschaftsunternehmen zu außerordentlichen Vermögen.

Aus diesen wohlhabenden großbürgerlichen Kreisen stammte Luise Charlotte Dorothea Christina von Wolters (1758–1829) (siehe Abb.). Als sie starb, verfügte sie in ihrem Testament, auf das wir noch genauer eingehen werden, daß ihr Haus, ihre Bibliothek, ihr Garten, ihr Gartenhaus, ihre Stallungen und Grasland an die Stadt fallen sollten. Außerdem rief sie verschiedene Arten von Stiftungen und Stipendien ins Leben, die von ihrer Erbmasse finanziert werden sollten. Seither gilt die 1829 verstorbene Witwe Doos(e), die 1828 vom dänischen König Friedrich VI. zur Etatsrätin ernannt worden war, als Wohltäterin der Stadt Wilster.

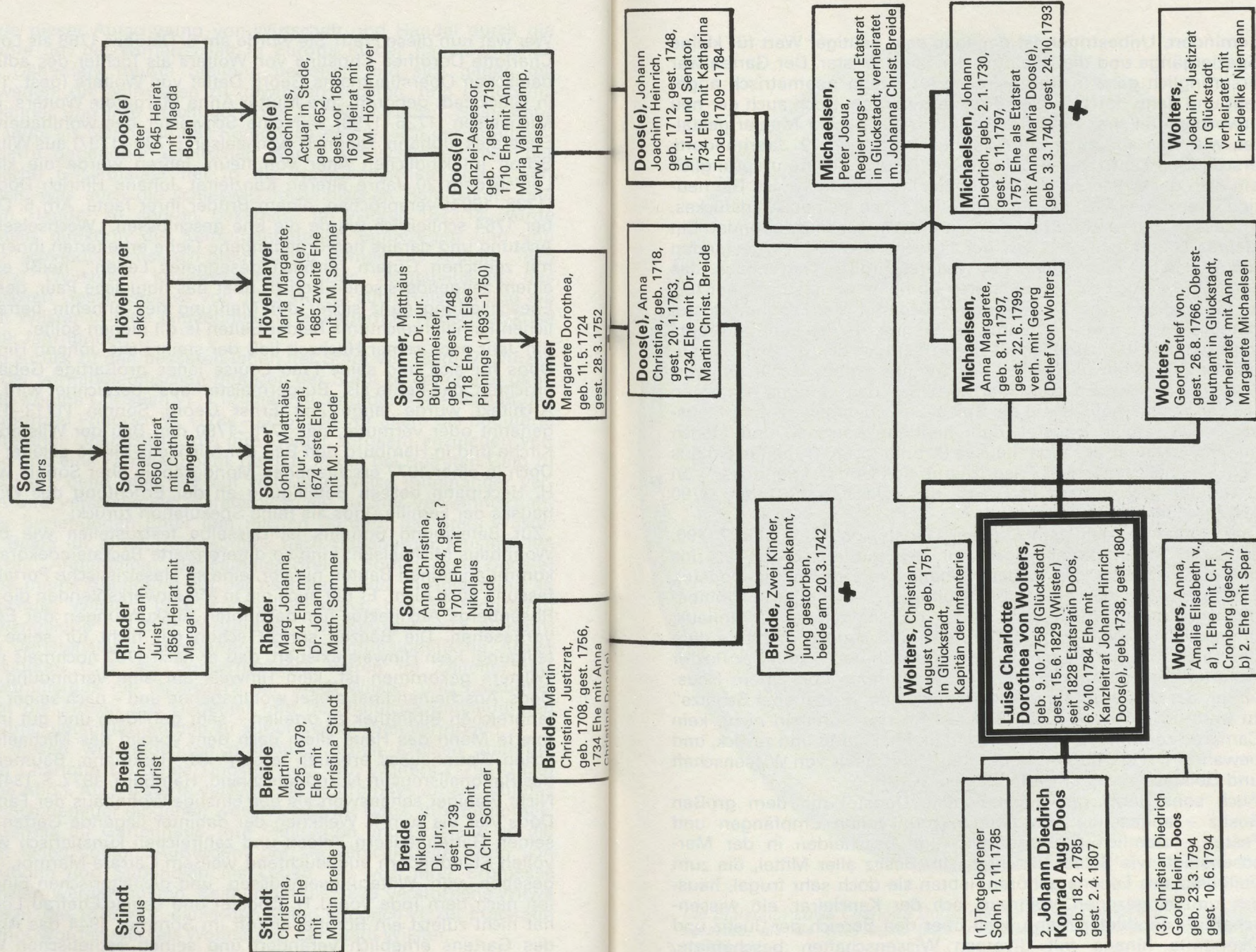
Wer war nun diese Frau? Sie wurde am 9. Oktober 1758 als Louise Charlotte Dorothea Christina von Wolters als Tochter des adligen dänischen Oberstleutnants Georg Detlef von Wolters (gest. 1766) in Glückstadt geboren. Ihre Mutter Anna Margarete Wolters, geb. Michaelsen (1726–1799) war eine Schwester des wohlhabenden Etatsrates Johann Diedrich Michaelsen (1730–1797) aus Wilster. Schon im kindlichen Alter von neun Jahren wurde die kleine Louise dem 20 Jahre älteren Kanzleirat Johann Hinrich Doos(e) (1738–1804) versprochen, einem Bruder ihrer Tante. Am 6. Oktober 1784 schließlich wurde die Ehe geschlossen. „Wechselseitige Achtung und daraus hervorgegangene Liebe erheiterten ihnen ihr mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnetes Leben“, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht über das ungleiche Paar, dessen Eheschließung ganz sicher der Mehrung des ohnehin beträchtlichen Familienreichtums beider Seiten (s. o.) dienen sollte.

Ein Jahr nach seiner Hochzeit ließ der steinreiche Johann Hinrich Doos für sich und seine Frau Louise jenes großartige Gebäude errichten, das heute als „Bürgermeisterhaus“ bezeichnet wird. Als Architekt wurde lange Zeit Ernst Georg Sonnin (1713–1794) genannt oder vermutet, der 1775–1780 den Bau der Wilsteraner Kirche und in Hamburg den Bau der Michaelis-Kirche geleitet hat. Doch in einer 1977 erschienenen Monographie über Sonnin weist H. Heckmann dessen Beteiligung an der Errichtung des Wohnhauses der Familie Doos als reine Spekulation zurück:

„Zur Beteiligung Sonnins ist dasselbe festzustellen wie beim Wohnhaus Michaelsen: Eine so differenzierte Backsteindekoration kommt an seinen Bauten nie vor, eine so klassizistische Portaleinfassung auch nicht. Er hat auch nie in Mauerwerksblenden die von Rosenbergs Architektur her bekannten Auskunkungen der Ecken vorgesehen. Die Bauzeit spricht schon gar nicht für seine Beteiligung. Kein Hinweis existiert, daß er nach 1783 nochmals nach Wilsters gekommen ist, kein Hinweis auf eine Verbindung mit Doos. Anscheinend hat dieser wohlhabende und – nach seiner umfangreichen Bibliothek zu urteilen – sehr gebildete und gut informierte Mann das Haus allein nach dem Vorbild des Michaelsenschen Wohnhauses erbauen lassen“ (H. Heckmann, Baumeister des Rationalismus in Norddeutschland, Hamburg, 1977, S. 134).

Nicht weniger sehenswert als das einstige Wohnhaus der Familie Doos war bis zum II. Weltkrieg der dahinter liegende Garten mit seinen Gartenhäusern, Alleen und zahlreichen künstlerisch wertvollen Standbildern aus leuchtend weißem Carrara-Marmor. Abgesehen von Witterungseinflüssen und gestalterischen Eingriffen nach dem Tode von J. H. Doos(e) und seiner Ehefrau Louise hat nicht zuletzt ein Bombenangriff im Sommer 1944 das Antlitz des Gartens erheblich verändert und seinen ästhetischen Wert

Ahnentafel der Wilsteraner Familien Doos(e), Sommer und Breide



gemindert. Unbestritten ist dagegen sein heutiger Wert für kleine Spaziergänge und die Ökologie der Stadt Wilster. Der Garten war ursprünglich ganz in französischer Art streng geometrisch angelegt und dann durch Zukauf erweitert worden. Doch auch der neu erworbene Teil war zunächst wohl in französischer Manier gestaltet, wie man aus einer Lithographie des frühen 19. Jahrhunderts erschließen kann. Den Abschluß des Gartens bildete ursprünglich ein Arm der Wilsterau, der heute jedoch zugeschüttet ist. Die heutige Grenze des Gartens liegt am Ende eines kleinen Waldstückes, in dessen Mitte sich ein kleiner nierenförmiger Teich befindet. Ein kleines Gartenhaus, das auf der Ostseite des Teiches gestanden hatte, existiert nicht mehr. Ein weiteres großes Gartenhaus, das 1944 einem oben schon erwähnten Bombenangriff zum Opfer fiel, ist vermutlich nachträglich in den Hausgarten der Familie Doos(e) hineingebaut worden, wodurch die Symmetrie des alten Konzepts verloren ging. Gleichzeitig mit der Errichtung des großen Gartenhauses dürfte der hintere Teil des Gartens im englischen Stil verändert worden sein. Die Marmorbilder des Gartens stammen (soweit noch erhalten) wie die Spiegel im ehemaligen „Empfangssaal“ der Familie Doos(e) (dem heutigen Ratssaal) und manch anderes Inventar des Wohnhauses (Kronleuchter, Truhen usw.) aus dem ehemaligen Schloß Friedrichsruh des Grafen Friedrich E. von Brandenburg-Culmbach in Drage, das zwischen 1787 und 1790 abgebrochen wurde.

Drei Söhne wurden dem Ehepaar Doos(e) geboren (1785, 1790, 1794, vgl. Stammtafel), doch nur der mittlere blieb bis „ins heiratsfähige Alter“ am Leben. Johann Diedrich Konrad Doos(e), 1790 geboren, war die große Hoffnung seiner Eltern. Wohlbehütet wuchs er auf in dem so reich ausgestatteten Wohnhaus, umgeben von der Fürsorge der Eltern und abgeschottet von dem normalen Kleinstadtleben. Der oben erwähnte Wilsteraner Rektor Schumacher berichtet in seinen Erinnerungen von einem Hauslehrer, der den einzigen und vermeintlichen „Erben aller Schätze“ zu unterrichten hatte: „Zur Schule kam das Söhnlein nicht, kein Camerad zu ihm. Papa geleitete ihn in den Garten und zurück, und bewahrte ihn so, daß er weder von Unart noch von Wissenschaft und Geistesbildung angesteckt war. . .“

Auch sonst lebte die kleine Familie Doos(e) mit dem großen Besitz – abgesehen von einigen prunkvollen Empfängen und Festen – ziemlich zurückgezogen und bescheiden in der Marschenstadt, wie Seidel berichtet: „Im Besitz aller Mittel, die zum Vollbesitz des Lebens gehören, lebten sie doch sehr frugal, häuslich und eingezogen. Während sich der Kanzleirat, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, weit über den Bereich der Justiz und Ökonomie hinaus mit diversen Wissenschaften beschäftigte,



Die Etatsrätin Luise Charlotte Doos, die Haus und Garten der Stadt Wilster vererbte, als sie 1829 starb (Bild im heutigen Amtszimmer des Bürgermeisters)

„lebte sie bloß ihm, ihrem Hausstande und der Erziehung ihres Sohnes“, der nur Kontakt zu einem Hauslehrer hatte, da seine Geschwister jeweils im Jahre ihrer Geburt (1785 und 1794) verstorben waren.

Im August 1804 starb der Kanzleirat Doos(e), knapp drei Jahre später auch sein Sohn. Die Witwe, so noch einmal Seidel im Stile seiner Zeit: „fing in einem Alter von circa 50 Jahren erst an, das Leben von der geselligen Seite zu genießen. Sie machte Besuche und empfing Besuche, und immer war sie im geselligen Zirkel eine heitere, liebenswürdige Gesellschafterin, wie in ihrem Hause die beste Wirtin. Doch dieser Lebensgenuß erreichte schnell sein Ende, als sie bemerkte, wie ihr nach dem Schicksal aller Reichen doch eigentlich zu sehr oft und wohl auch auf eine unzarte Weise geschmeichelt wurde. Fortan kehrte sie zu ihrer früheren Lebensweise zurück; sie entzog sich der Welt bis an ihren Tod fast ganz. Nur wenige hatten Zutritt zu ihr, es sei denn, daß sie in Geschäften kamen. Notleidende dagegen fanden ihre Türe selten verschlossen. Aber die Anforderungen an ihre Güte wurden so zahlreich und groß, daß sie eine wahre Last für sie wurden und ihr das Leben so recht eigentlich verbitterten. Sie half gern, half sehr vielen, aber allen konnte sie nicht helfen. Oft half sie nach echter Christenweise, ohne daß der Bedürftige den Geber kannte. Gern wollte sie aber ihr Geld gut angewandt wissen, und so war es ihr denn immer eine große Freude, wenn die jungen Männer, deren sie sehr viele auf Schulen und Universitäten unterstützte, ruhmvoll ihre Examina bestanden und Männer im Staate wurden. Galt es irgend einem guten Zweck, so war sie die erste, die ihre Hand dazu bot . . .“ (hier zitiert nach J. Kürtz, a.a.O., S. 107–108).

Am 16. Dezember 1828 ernannte der dänische König Friedrich VI. die Wohltäterin Louise Doos(e) zur Etatsrätin, eine Auszeichnung, die vor allem für Frauen des 19. Jahrhunderts noch absolut selten und höchst ehrenvoll war. Am 15. Juni 1829 starb die Etatsrätin Doos(e) in Wilster. Weil sie ohne direkten Erben war, hatte sie rechtzeitig ein ebenso umfangreiches wie detailliertes Testament durch ihren Sekretär Nikolaus Hölck aufsetzen lassen. Hölck, der schon mit sechzehn Jahren als Spielkamerad für den Sohn Johann Diedrich Konrad August (18.2.1790–2.4.1807) ins Haus der Familie Doos(e) gekommen war, wurde knapp dreißig Jahre später von der Witwe Doos(e) zu ihrem Testamentsverwalter und zugleich zum Haupterben eingesetzt. Zusammengefloßen war im Hause der Familie Doos(e) ein enormer Reichtum, wenn man die sonstigen Vermögensverhältnisse in einer Provinzstadt wie Wilster zum Maßstab nimmt. Mit der Eheschließung des Kanzleirates J. H. Doos(e) mit Luise Charlotte von Wolters war nämlich die Verknüpfung der allesamt wohlhabenden Familien Michael-

sen, Doos(e), Sommer und Breide (s. Abb.) auf einem Höhepunkt angelangt, infolgedessen der Reichtum mehrerer Sippen der Wilstermarsch und der Glückstädter Elbmarsch zusammengefügt wurde. Insbesondere durch Erbfolgeregelegungen war schon im ausgehenden 18. Jahrhundert und noch zu Lebzeiten des Kanzleirates Geld und Gut in den Besitz des Kanzleirates gelangt, das nichts mit seinen Bankiersgeschäften zu tun hatte. Die erfolgreichen Geschäfte des Kanzleirates, darunter häufige Kreditgeschäfte – er war einer der Vorgänger privater Bankinstitute –, führten ebenfalls zu einer enormen Kapitalakkumulation. Gleichzeitig wurde ein bescheidener Lebensstil gepflegt und kein Geld verschwendet. Und schließlich sorgten fehlende Erben nicht nur in der eigenen Familie von Johann Hinrich Doos(e) und seiner Frau Louise, sondern auch in der Familie des Onkels der Etatsrätin, nämlich des steinreichen Johann Diedrich Michaelsen (1730–1797), dafür, daß sich das Kapital in wenigen Händen konzentrierte. Am Ende blieb nur noch die Etatsrätin übrig, die schließlich Verfügung über nahezu das gesamte Vermögen der Familien Doos(e), Michaelsen, Sommer und Breide hatte.

So erklärt sich der Umstand, daß die verwitwete Etatsrätin Doos(e) Hunderttausende von Mark als Kapitalstock für eine Fülle von Legaten anlegen und einer großen Zahl von ihr nahestehenden natürlichen und juristischen Personen großzügige Geldbeträgen vererben konnte. In ihrem Testament traf sie zugunsten der Stadt Wilster und ihrer Bürger u. a. folgende Bestimmungen (hier pauschaliert wiedergegeben):

1. Die Stadt Wilster sollte Eigentümerin ihres Wohnhauses nebst Garten und Land werden. Das Haus sollte laut Testament teils als Dienstwohnung des jeweiligen Bürgermeisters, teils für Stadtzwecke (Sitzungssaal und Kämmerei) benutzt werden; im Kellergeschoß sollte der Polizeidiener freie Wohnung erhalten. Am Hause selbst sollte nichts Wesentliches geändert, auch nichts vermietet oder verpachtet werden. Zur Instandhaltung des Gebäudes waren die Zinsen eines Kapitals von knapp 200.000 Mark (nach heutigem Geld) vorgesehen.
2. Für die Errichtung eines Armenhauses (das 1831 in der Rathausstraße erbaut wurde) für 8 bedürftige Witwen und für deren Unterhalt waren ca. 100.000 Mark eingesetzt worden.
3. Die Bibliothek mit knapp 5000 Werken (in etwa 10.000 Bänden, darunter viele „Kupferbände“ und Werke mit Landkarten und Holzschnitten, aber auch zahlreiche Jugendbücher, die für den Sohn angeschafft worden waren) stiftete die Etatsrätin im Testament für die „große Stadtschule“ und die „hiesige Mädchenschule“. Vier Lehrer sollten die Bücherei verwalten und auch für Neuanschaffungen Sorge tragen.

4. Von den Zinsen von je 50.000 Mark sollten die Kosten für drei Prediger, die Kirchenhauptleute und fünf Lehrer sowie den Organisten der Kirche finanziert werden.
5. Jeweils vier Wilsteraner Studenten sollten laut Testament der Etatsrätin Stipendien für jeweils 4 Jahre in Höhe der Zinsen eines Kapitals von weiteren 50.000 Mark (nach heutigem Geld) erhalten.
6. Für die Unterstützung von vier Seminaristen (Lehramtanwärtern) und zwei mittellosen Primanern aus der Stadt Wilster waren die Zinsen von ca. 10.000 Mark eingesetzt worden.
7. Für die Kranken der Stadt hatte die Etatsrätin Doos(e) die Zinsen eines Betrages von gut 10.000 Mark vorgesehen.
8. Eine große Anzahl von Bekannten, Freunden und Nachbarn wurden mit Summen von 3000 bis zu 10.000 Mark pro Kopf bedacht, insgesamt mit gut 300.000 Mark!
9. Selbst Angehörigen in Glückstadt und Flensburg flossen noch einmal die Zinsen von gut 300.000 Mark zu.

Insgesamt umfaßte die Gesamtsumme der Stiftungen der Etatsrätin Doos(e) nach heutigem Maßstab und vorsichtiger Schätzung wohl annähernd 2 Millionen Mark, ganz zu schweigen vom heutigen Wert des „Bürgermeisterhauses“ und des „Bürgermeistergartens“. Insofern sind die Gedächtnisveranstaltungen, die in Wilster zu Ehren der Frau Louise Charlotte von Doos(e), geb von Wolters, gepflegt werden, begreiflich...

Literaturhinweise:

- Ehlers, Herwyn: Gärten und Parks in Schleswig-Holstein. Hamburg 1998.
- Heckmann, Hermann: Sonnin – Baumeister des Rationalismus in Norddeutschland. Hamburg 1977.
- Koch, Manfred: Schifffahrt, Hafen und Handel in Wilster. In: Steinburger Jahrbuch 1983, Itzehoe 1982, S. 173–188.
- Ders.: Das Bürgermeisterhaus in Wilster. In: Steinburger Jahrbuch 1985, Itzehoe 1984, S. 90–111.
- Kopitzsch, Franklin: Schleswig-Holstein im Gesamtstaat 1721–1830: Absolutismus, Aufklärung und Reform. In: Geschichte Schleswig-Holsteins, hrsg. v. Ulrich Lange, Neumünster 1996, S. 281–329.
- Kürtz, Jutta (Hrsg.): 700 Jahre Stadt Wilster. Skizzen aus der Geschichte einer alten Marschenstadt. Neumünster 1982.
- Lange, Ulrich (Hrsg.): Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neumünster 1996.
- Schulz, Heinrich: Wilster. Eine kurze Geschichte der Stadt und ihrer Baudenkmäler. Wilster 1932.
- Schumacher, Georg Friedrich: Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes (unveränd. Nachdruck der Schleswiger Ausgabe von 1841). Neu hrsg. Flensburg 1983.
- Voss, Otto: Wilster im Wandel der Jahrhunderte. In: 700 Jahre Stadt Wilster, a.a.O., S. 19–51.

Historiker der Elbmarschen Sönnich Detlef Friedrich Detlefsen, Klaus Bielenberg, Wilhelm Ehlers, Wilhelm Jensen, Johannes Claus Christian Rickers

Von
Klaus-J. Lorenzen-Schmidt (Glückstadt)

Einleitung

Die holsteinischen Elbmarschen stellen im Rahmen der Landschaften Schleswig-Holsteins keine Ausnahmeerscheinung dar. Marschen gibt es entlang der Nordseeküste und der wichtigsten in die Nordsee abfließenden Flüsse. Sie erstrecken sich von Südjütland bis über das Stromspaltungsgebiet in und bei Hamburg hinaus elbeaufwärts. Aber nur wenige Marschgebiete haben in älterer Zeit auch eine ganz eigenständige, abgegrenzte Lokalverwaltung gehabt und deshalb eine gewissermaßen „eigenständige“ Geschichte entwickeln können. Nehmen wir Nordfriesland, das sich aus wenigstens vier Teilen zusammensetzt: dem Geestgebiet, den Nordseemarschen, den Marsch- und den Geestinseln. (Daß auch Helgoland friesisch besiedelt ist und insofern zu Nordfriesland zu zählen ist, sei hier am Rande erwähnt.) Nur die alte Landschaft Eiderstedt, zusammengewachsen aus den Dreilanden Utholm, Evershop und Eiderstede, könnte man als nahezu reines Marschgebiet bezeichnen, wenn man die wenigen Altgeesteinschlüsse im Westen des Landes (St. Peter-Ording) außer acht läßt. In Dithmarschen bildeten die Marsch- und die Geestkirchspiele im Landschaftsverband eine Einheit. Landbesitz der Bauern in Marsch und Geest bildete eine Klammer zwischen den beiden Landschaftszonen. Der Name Dithmarschen kommt auch nicht von Marsch, sondern von Thetmarsgo, dem Dietmar-Gau der nordelbischen Sachsen.

Die Elbmarschen hingegen bildeten in ihrem größten Teil ein abgegrenztes, unter relativ einheitlicher Herrschaft stehendes Gebiet. Jedenfalls gilt das für die Wilster- und Kremper Marsch, die dem Amt Steinburg zugehörten und bis 1867 dem Amtmann von Steinburg als Oberbeamten unterstellt waren. Obgleich es zahlreiche Einschlüsse gab, die nicht zu diesen beiden Verwaltungsgebieten gehörten (Städte, Exklaven anderer Verwaltungseinheiten wie die Herrschaft Herzhorn, Sommerland und Grönland der Administration Rantzau, Gutsbezirke und Klosterdistrikte),

bildeten die beiden großen nördlichen Marschen mit den Kirchspielvogteien Wilster Alte und Neue Seite, Beidenfleth, Wewelsfleth, Brokdorf und St. Margarethen sowie Neuenbrook, Grevenkop, Süderau und Kamerland, Elskop, Kremppdorf, Borsfleth und Hohenfelde doch ein nahezu reines Marschgebiet. Auch für die kleineren, südlich anschließenden Marschen (die Seestermüher und die Haseldorfer Marsch) gilt, daß die eigentlichen Gemeinden dort sich nur auf die Marsch erstreckten, Gemengelagen zwischen Marsch und Geest also nicht vorkamen; mit der komplizierteren Herrschaftsverteilung dort (Grafschaft/Herrschaft Pinneberg, Grafschaft/Administratur Rantzau, Kloster Uetersen, adlige Güter Seestermühe, Haselau und Haseldorf) hat das nichts zu tun. Die landschaftliche Geschlossenheit der Elbmarschen hat dann auch Anlaß gegeben, die Geschichte dieser Kleinregion (vergleichbar mit Eiderstedt an der Westküste, mit Angeln, Schwansen und Fehmarn an der Ostküste des Landes) gesondert zu schreiben. Zahlreiche Autoren haben sich mit der Geschichte der Elbmarschen, zum Teil unter eingeschränktem Blickwinkel, befaßt. Nur wenige haben nahezu ihr ganzes heimatkundliches Werk dieser Region gewidmet. Manche haben auch nur ein oder zwei Beiträge zur Kenntnis des Gebietes geliefert – viele übrigens, indem sie bereits Bekanntes noch einmal aufwärmten und mehr oder weniger gut bei Detlefsen abschrieben. Fünf bereits verstorbene Autoren, die sich der Erforschung und Darstellung dieses Gebietes widmeten, nämlich mit Detlef Detlefsen, Klaus Bielenberg, Wilhelm Ehlers, Wilhelm Jensen und Johannes Rickers, will ich im folgenden kurz vorstellen. Lebende Autoren (insbesondere Doris Meyn) bleiben außer Betracht.

Sönnich Detlef Friedrich Detlefsen

Detlefsen wurde am 25. September 1833 in Neuendeich an der Pinnau geboren. Sein Vater war Lehrer, der bald darauf nach Glückstadt versetzt wurde, wo er an der Stadtschule unterrichtete. 1842–1850 besuchte der Sohn die Glückstädter Gelehrtenschule, um anschließend das Studium der Klassischen Philologie und Theologie in Kiel, Bonn und Berlin aufzunehmen. In Kiel zum Dr. phil. promoviert wurde er zunächst Hauslehrer in Wien, wo er ein Palimpsest mit Bruchstücken der Naturalis historia des älteren Plinius entdeckte, die er dann – nach einem durch Stipendium der dänischen Krone geförderten Studienaufenthalt in Italien (1858–1862) – edierte. In Rom lernte er Hermann Allmers aus Rechtenfleth an der Weser kennen. 1862–1863 forschte er im Auftrag der

Pariser Akademie der Wissenschaften zu Caesar-Handschriften in norditalienischen Bibliotheken. Anschließend hielt er sich 1863 in Paris auf und kehrte dann nach Kiel zurück, um in den höheren Schuldienst einzutreten: zunächst wurde er Hilfslehrer in Kiel und Flensburg, am 1. Oktober 1865 kam er als fünfter Lehrer an die Gelehrtenschule Glückstadt, die nach der preußischen Annexion Gymnasium wurde. 1875 zum Professor ernannt, folgte 1879 die Ernennung zum Gymnasialdirektor und Schulleiter. In Anerkennung seiner Leistungen wurde ihm 1890 der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen. 1904 erfolgte die Ernennung zum Geheimrat bei seiner Pensionierung 1. Oktober 1904.

In Glückstadt edierte er seine Plinius-Ausgabe (6 Bände in den Jahren 1866–1872). Er wirkte auch als Stadtvertreter und sorgte für Rekonstruktion des abzureißenden Rathauses. Schon 1871 gründete er den „Glückstädter Arbeiterbildungsverein“ mit, der Lehrlingen, Gesellen und jungen Arbeitern Bildung vermitteln wollte und als Bollwerk gegen den wachsenden Einfluß der sozialistischen Arbeiterbewegung gedacht war. Dann folgte nach wenigen Aufsatzveröffentlichungen sein zweites Hauptwerk: Die „Geschichte der holsteinischen Elbmarschen“, die aus zahlreichen Quellen der Region geschöpft war. Kennzeichnend für den Rang der Regionalgeschichte jener Zeit ist, daß er keinen Verleger fand und sein Werk unbeirrt im Selbstverlag 1891/92 herausgab. Parallel richtete Detlefsen sein Augenmerk auf „Altertümer“, also kunst- und kulturgeschichtlich bedeutsame Sachzeugnisse aus der Geschichte der Region: 1893 veröffentlichte er einen „Aufruf zu einer culturgeschichtlichen Ausstellung für die holsteinischen Elbmarschen“ gemeinsam mit Theodor Ahsbahs (landwirtschaftlicher Rentier), Heinrich tho Aspern (Goldschmied), J. J. Augustin (Buchdrucker), Brandes (Bürgermeister), Dr. A. Halling (Sanitätsrat) und C. Hardessen (Möbelfabrikant). Der Aufruf war erfolgreich, denn vom 18. bis 25. Februar 1894 wurde die erste Ausstellung im Rahmen der Festversammlung der landwirtschaftlichen Vereine des südwestlichen Holsteins in Glückstadt im „Franschen Garten“, einem dortigen Gasthaus, gezeigt. Sie hatte 3.000 Besucher. Danach kam die Sammlung in ein Zimmer des Rathauses, um 1898 in dem ehemaligen Logengebäude neben dem Wasmer-Palais in der Königstraße untergebracht zu werden. Detlefsen betrieb das Museum bis 24. August 1910. Er hatte sich am 24. Januar 1909 beim Schlittschuhlaufen sein rechtes Bein gebrochen und laborierte an den Folgen. Er starb am 21. Juli 1911 und wurde auf dem reformierten Friedhof in Glückstadt beerdigt. Seine Ehefrau Minna geb. Kramer, die am 13. Januar 1847 geboren wurde, starb am 8. Januar 1931 und wurde neben dem Gatten beerdigt.

Sein wissenschaftlicher Nachlaß kam an seinen Freund Dr. A. Halling, von wo aus er nach dessen Tod zerstreut wurde; geringe Reste befinden sich noch heute in der Bibliothek des Detlefsen-Gymnasiums in Glückstadt – vgl. K.-J. Lorenzen-Schmidt, Nachlaß Detlefsen, Glückstadt, in: Archiv für Agrargeschichte der holsteinischen Elbmarschen 4 (1982), S. 188–191; ein Teil der von ihm gesammelten Manuskripte gelangte in die Handschriftensammlung der Kieler Universitätsbibliothek und von dort zum Teil in die Handschriftensammlung des Landesarchivs in Schleswig.

Veröffentlichungen (nur mit Bezug auf Schleswig-Holstein; zu den anderen Publikationen s. den Nachruf von Reimer Hansen in der ZSHG):

- Chronik von Glückstadt, ausgezogen aus der Stormarnschen und Hardeshörnischen Chronica Hieronymi Sauckij, hrsg. v. D. Detlefsen, Glückstadt 1886
- Das Zuchtgebiet, in: Gestütbuch der holsteinischen Marschen, [hrsg. v. G. Ahsbahr], Kiel 1886
- Aus den Chroniken der Holsteinischen Elbmarschen, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 18 (1888), S. 197–265
- Liste der aus den oberen Klassen des [Glückstädter] Gymnasiums abgegangenen Schüler, in: Programm des Königlichen Gymnasiums zu Glückstadt, Glückstadt 1889, S. 13–16
- Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, 2 Bände, Glückstadt 1891 und 1892 [Nachdruck: Kiel 1976]
- Geschichte des Königlichen Gymnasiums zu Glückstadt, in: Programm des Königlichen Gymnasiums zu Glückstadt, Glückstadt 1890, 1891, 1892, 1895, 1897, 1898, 1904
- Johann Rists geschäftliches Treiben als gekrönter Poet und kaiserlicher Pfalz- und Hofgraf, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 21 (1891), S. 265–293
- Ein Namensverzeichnis von Itzehoer Einwohnern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 23 (1893), S. 237–250
- Ein Wevelsflether Missale mit Urkunden zur Geschichte des Kirchenackers u. a., in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 25 (1895), S. 59–98
- Ein Namensverzeichnis von Heiligenstedtener Einwohnern aus der Zeit um 1500, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 25 (1895), S. 99–118
- Die Rittergeschlechter der holsteinischen Elbmarschen, insbesondere der Wilstermarsch, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 27 (1897), S. 171–190

- Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 31 (1901), S. 115–136
- Über den Marschmergel. Ein Beitrag zur Frage über die Entstehung der Elbmarschen, in: Die Heimat 8 (1898), S. 148–152
- Ein Beitrag zur Geschichte des Bettels (nach einem Rechnungsbuch der Armenverwaltung des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör aus dem 17. Jahrhundert)
- Die Rolle der Großen Herzhorner Brandgilde vom Jahre 1650, hrsg. v. D. Detlefsen, in: Programm des Königlichen Gymnasiums zu Glückstadt Ostern 1902, Glückstadt 1902, S. 1–16
- Geschichte des Kirchspiels Herzhorn, zugleich ein Beitrag zur Kenntnis des „hollischen“ Rechtes, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 33 (1903), S. 1–112
- Verbesserungen und Bemerkungen zu den schleswig-holsteinischen Regesten und Urkunden, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 35 (1905), S. 242–251
- Das friesische Recht zu Elmshorn, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 35 (1905), S. 37–55
- Die städtische Entwicklung Glückstadts unter König Christian IV. in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 35 (1905), S. 191–256
- Eine unedierte Urkunde des Klosters Uetersen aus dem Jahre 1319, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 35 (1905), S. 238–241
- Entstehung und Entwicklung unserer Marschen, in: Die Heimat 15 (1905), S. 53–60
- Glückstadt, das heutige im alten. Ein Fremdenführer. Den Freunden der Heimatkunde gewidmet, Glückstadt 1906
- Geschichte der katholischen Gemeinde in Glückstadt, in: Kirchenblatt 8 (1907), Nrn. 1 und 2
- Die Anfänge Itzehoes, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 40 (1910), S. 325–337
- Hermann Allmers und Detlef Detlefsen. Briefwechsel, hrsg. v. Rudolph Koop, Hamburg 1959

Literatur und Nachrufe:

- Reimer Hansen, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Detlef Detlefsen + 21. Juli 1911, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 43 (1913), S. 411–418
- Wilhelm Jensen, Detlefsen, in: Die Heimat 32 (1922), S. 61–63
- Wilhelm Jensen, Detlefsen, in: Heimatbuch des Kreises Steinburg, hrsg. im Auftrage des Kreisausschusses von der Heimatbuch-Kommission, Band 3, Glückstadt 1926, S. 268–271

- Ernst-Adolf Meinert, Professor Dr. Detlef Detlefsen. Werk und Leben, in: Detlef Detlefsen, hrsg. v. Verein der Freunde und Förderer des Detlefsenmuseums e.V. Glückstadt, Glückstadt 2. Aufl. 1996 (Glückstädter Museumshefte 1)
- Arnold Lühning, Festrede, in: 100 Jahre Detlefsenmuseum. 15 Jahre Verein der Freunde und Förderer des Detlefsenmuseums. Festakt am 10. Dezember 1994, hrsg. v. Verein der Freunde und Förderer des Detlefsenmuseums e.V. Glückstadt, Glückstadt 1994 (Glückstädter Museumshefte 6)

Klaus Bielenberg

Klaus Bielenberg wurde am 18. April 1868 in Klein Wisch (Wewelsfleth) als Sohn eines Landpächters geboren. Nach seiner Schulzeit machte der begabte Junge eine Ausbildung zum Volksschullehrer durch, die damals aus Präparate und Seminar bestand. Seine erste Lehrerstelle trat er in Süderau an, wo er bis 1900 blieb, um dann eine besser besoldete Stelle als erster Lehrer und Organist in Borsfleth anzutreten.

Schon in seiner Süderauer Zeit hatte er sich – angeregt v. a. durch die Elbmarschen-Geschichte von Detlefsen – mit der Geschichte des Kirchspiels Süderau befaßt. Daraus entstand ein Manuskript, das – bereits nach seinem Weggang nach Borsfleth – in Krempe durch die Druckerei von Caspers gedruckt und verlegt wurde. In Borsfleth erlebte er den Neubau eines Schulgebäudes mit zwei Klassenräumen und Wohnungen für den ersten und zweiten Lehrer. Der Ausgang des Ersten Weltkrieges und die Veränderung der politischen Verhältnisse müssen den tief nationalistischen und konservativen Bielenberg wie viele seiner Zeitgenossen tief getroffen haben. So wurde er starker Verfechter einer heimatümelnden Hinwendung zu seinem Wohnort und der denselben umgebenden Landschaft. Die ideologische Grundlage für das regionalgeschichtliche Engagement wird im „Heimatsbuch für den Kreis Steinburg“, dessen erster Band 1924 erschien, kurz umrissen: „Die Not der Zeit hat auch bei uns im meerumschlungenen Land ein tiefes Besinnen auf die Werte der Heimat geweckt.“ (S. V) Aus der mystischen Heimat sollten die Kräfte für das „Gesunden“ einer „kranken“ Gesellschaft kommen. Die Gesellschaft hatte sich – nach den wirren Vorstellungen der enttäuschten Monarchisten und Weltreichs-Chauvinisten – durch die sozialdemokratisch majorisierte Revolution von 1918 mit zersetzenden Erregern infiziert und bedurfte nun einer Kur, bei der nur die „gesunden“ Kräfte möglichst rückwärtsgewandter Heimattümelei hinreichend

zu ihrer heilenden Aufgabe befördert werden mußten. Programatisch wird diese ganze Haltung in der Programmschrift für den 4. Heimattag der Krempermarsch 1930 – von Bielenberg maßgeblich mit organisiert – formuliert: „Jeder spürt den Druck der Sorge, der sich immer fester auf uns legt. Soll er uns zu Boden zwingen? Niemals. ‚Wer Mut hat leistet Widerstand‘ heißt der Wahlspruch der Kremper Marsch. Aber wer Widerstand leisten will, der muß auch wissen, woher er die Kraft nimmt, muß wissen, daß die Quelle der Kraft in der Erhaltung und Erneuerung unseres Volkstums liegt. Das lehrt uns die Vergangenheit. Sie lehrt uns, daß wir in Not kamen, wenn wir uns selbst verloren, daß wir frei wurden, wenn wir uns frei machten von allem, was undeutsch war. So ist es auch heute noch, nur daß die Gefahr tiefer sitzt als früher. Großstadt und Maschine marschiert aufs Land, verdunkelt unser Volkstum und bedroht unsere Seele. Hier müssen wir die Reihen schließen... als ‚eines Blutes Brüder‘.“ (Wilhelm Kahlke, in: Festschrift zum Heimattag der Marsch in Borsfleth am 27. Juli 1930.) Von hier aus war es selbstverständlich nur ein kleiner Schritt zum Nationalsozialismus, der die hier angesprochenen nationalistischen, völkischen und rassistischen Vorstellungen mit seiner verquastenen „Blut-und-Boden“-Ideologie bestens bediente. In den Erinnerungen des Bauernsohns, Bielenberg-Schülers und späteren NSDAP-Ortsgruppenleiters Herbert Hellmann liest man über Bielenbergs frühes Engagement für den Nationalsozialismus: „Als Deutschland immer tiefer sank und alles zu verfallen schien, trug der Volksschullehrer Klaus Bielenberg den Glauben in seinem Herzen und bekannte sich öffentlich zum Führer und seiner Bewegung... So mancher Volksgenosse wurde durch diesen kerndeutschen, aufrichtigen Charakter aufgerichtet und ihm Weg und Ziel gezeigt.“ (H. Hellmann, S. 20).

Klaus Bielenberg starb am 24. August 1936 in Borsfleth und wurde auf dem dortigen Kirchhof beerdigt.

Jenseits seiner starken ideologischen Bindung an die rückwärtsgewandten Elemente sind seine regionalgeschichtlichen Arbeiten brauchbare Zusammenstellungen, die zu erheblichem Teil auf Quellenstudien beruhen und auch heute noch Bestand haben.

Veröffentlichungen:

- Süderau. Ein Beitrag zur Heimatkunde, Krempe 1903
- Stammbaum der Familie Franzenburg nebst einigen Bemerkungen über die Entwicklung und Geschichte derselben von 1624–1906, Glückstadt 1907
- Wege und Verkehrswesen, in: Heimatsbuch des Kreises Steinburg, hrsg. im Auftrage des Kreisausschusses von der Heimatsbuch-Kommission, Band 1, Glückstadt 1924, S. 229–247

- Das Schulwesen, in: Heimatbuch des Kreises Steinburg, hrsg. im Auftrage des Kreisausschusses von der Heimatbuch-Kommission, Band 1, Glückstadt 1924, S. 275-320
- Das Entwässerungswesen, in: Heimatbuch des Kreises Steinburg, hrsg. im Auftrage des Kreisausschusses von der Heimatbuch-Kommission, Band 2, Glückstadt 1925, S. 297-332
- Ivenfleth – Borsfleth, in: Festschrift zum Heimattag der Marsch in Borsfleth am 27. Juli 1930

Literatur:

- Herbert Hellmann, Menschen der Wasserkante. Menschen der Krempermarsch im Kampf 1920 bis 1940, Borsflether Wisch 1940, S. 19-20

Wilhelm Ehlers

Geboren am 1. Juli 1877 als Sohn eines Lehrers in Jarrenwisch bei Wesselburen. Wilhelm stand schon als 12jähriger dem Vater im Unterricht helfend zur Seite, besuchte nach der Konfirmation die Präparandenanstalt Kiel, danach von 1896-1899 das Lehrerseminar in Eckernförde. Seine erste Lehrerstelle erhielt er in Hoptrup (ehem. Krs. Hadersleben/Nordschleswig), kam dann nach Bad Bramstedt und anschließend nach Pinneberg, um 1912 Rektor der Altstädter Mädchen-Bürgerschule in Rendsburg zu werden. 1923 wurde er zum Schulrat für den südlichen Kreis Steinburg in Glückstadt berufen, wo er auch seinen Wohnsitz nahm, den er bis zum Lebensende beibehielt.

Seit 1907 war Ehlers schriftstellerisch tätig und veröffentlichte Aufsätze über schleswig-holsteinische Dichter, v. a. aber über Reformpädagogik. Seit 1909 arbeitete er an einem Heimatbuch für den Kreis Pinneberg, wurde aber durch die Teilnahme am Ersten Weltkrieg unterbrochen. Schon 1921 erschien von ihm die „Deutsche Volksgeschichte“ in der Reihe „Schaffender Unterricht – Heimatgeschichte im Unterricht“. Es schlossen sich zahlreiche Werke für den Unterricht an. Seine „Geschichte und Volkskunde des Kreises Pinneberg“ aus dem Jahre 1922 stand unter dem Motto: „Jugendkraft und wahre Volksbildung erwächst nur auf dem Boden der Heimerde.“ Die Vorstellung, daß die „Heimerde“ irgendwelche besonderen Wirkungskräfte für die geistige Bildung hätte, war dieser Zeit nicht fremd, sondern wurde allenthalben propagiert. Insbesondere sollte mit Heimatgefühl und -liebe den Zerfallserscheinungen einer „modernen“ Zeit begegnet werden. Ich gehe nicht davon aus, daß Ehlers zu den direkten Gegnern der Weimarer Republik gehörte – jedenfalls exponierte er sich als solcher nicht, denn sonst hätte er 1923 wohl kaum Schul-

rat werden, also eine exponierte Rolle in der staatlichen Schulaufsicht übernehmen können. Jedenfalls mißtraute er den neuen Verhältnissen und hoffte, mit regionalgeschichtlicher Arbeit der befürchteten Entfremdung der Menschen von der „bergenden Heimat“ entgegenzuarbeiten. Seine Aktivitäten waren allerdings in den 1920er Jahren sehr von seinem Engagement für neue Schulbücher geprägt, so daß kein Raum für regionalgeschichtliche Arbeiten blieb. Das änderte sich erst in den 1930er Jahren, als sich ihm weitere Arbeiten für Schulbücher verschlossen.

Als ich Ehlers' Arbeiten aus den 1930er Jahren las, gewann ich den Eindruck, es bei ihm mit einem überzeugten Nationalsozialisten zu tun zu haben. Alle seine Manuskripte waren voll von „Blut-und-Boden“-Metaphern.

Immerhin bemerkte ich in der Autobiographie des Lehrers Johann Ohrtmann eine Passage, die Ehlers in etwas anderem Licht erscheinen läßt: Ehlers hatte 1933 eine Beschwerdeschrift über den Lägerdorfer Schulleiter Hörlyk aus nationalsozialistischer Feder zur Stellungnahme erhalten und „kam mit dem Bus über Itzehoe nach Lägerdorf, allerdings nur bis zur Dorfgrenze, denn dort lauerte ihm der neue Bürgermeister Wingerath mit SA-Männern auf. Wingerath holte ihn aus dem Bus und brachte ihn mit brachialer Gewalt mit dem nächsten Bus nach Itzehoe zurück. Nun war Schulrat Ehlers ein rüstiger Fußgänger. Am nächsten Tag gelangte er zu Fuß über Krempe von der anderen Seite ins Dorf! Gemeinsam mit dem Rektor kam er zu mir. Er hatte jedoch wenig Hoffnung, etwas gegen den Anschlag . . . unternehmen zu können. Einstweilen überließ er mir aber . . . [das] Schreiben mit der Bitte, eine Abschrift anzufertigen – dem Schulrat in Glückstadt (als zweiter Schulrat im Kreis Steinburg) standen zu damaliger Zeit kein Büro und keine Schreibmaschine zur Verfügung. – Etwa fünfzehn Jahre später zeigte Ehlers mir mit Stolz die Beschwerdeschrift, die er für mich aufgehoben hatte.“ (J. Ohrtmann, Sind Kriege notwendig? Lebenserinnerungen eines Pazifisten und Schulmannes, Kiel 1995, S. 201.)

Gleichwohl hat Ehlers, der ohnehin jeglicher Form von emotionaler Heimmattümelei nahe stand und dem auch vielfältig Ausdruck verlieh, eine starke Annäherung an die Ideologie des Nationalsozialismus vollzogen, wie aus seinen Schriften dieser Ära deutlich hervorgeht.

1947 war er an der Neugründung der bereits 1921 ins Leben gerufenen Detlefsen-Gesellschaft in Glückstadt beteiligt und als Schriftführer aktiv bis zu seinem Tode am 10. April 1962. Die Gesellschaft hat postum seine Geschichte Herzhorns herausgegeben. Sein Sohn Detlev zehrte noch jahrelang von der Publikation der Manuskripte seines Vaters unter eigenem Namen; er

gab auch einige Manuskripte des Vaters unter dessen Namen zum Druck, was ihm als langjährigen Herausgeber des „Jahrbuchs für den Kreis Pinneberg“ leicht möglich war.

Ehlers war ein enorm fleißiger Regionalhistoriker. Anders als Wilhelm Jensen (s. u.) suchte er kaum die Ebene der Provinz bzw. des Bundeslandes Schleswig-Holstein für seine regionalgeschichtlichen Forschungsergebnisse. Hier beschränkte er sich auf die Mitarbeit in der Monatsschrift „Die Heimat“, damals v. a. ein Blatt von heimatkundlich interessierten Lehrern für ebensolche. Allerdings erarbeitete er Schulbücher für das Land. Sein Publikationsschwerpunkt lag im Kreis Pinneberg und in den Elbmarschenregionen des Kreises Steinburg. Zahlreiche seiner Arbeiten haben Bestand und können heute noch immer mit Gewinn verwertet werden. Leider litt Ehlers unter dem Spleen, Detlefsen Fehler nachweisen zu müssen.

Nun ist Detlefsens Geschichte der holsteinischen Elbmarschen mit Sicherheit kein kanonisches Werk, das sich jeder Kritik entziehen könnte. Aber schon bald nach dem Erscheinen dieses Grundlagenwerkes wurde deutlich, welche Quellen Detlefsen nicht gesehen hatte und – auch nicht gesehen haben konnte, weil sie noch unzugänglich waren. Hier behutsam anzusetzen ist nach wie vor geboten. Allerdings sollte das in gebührender Achtung vor der herausragenden Leistung des Altmeisters geschehen und nicht mit dem triumphierenden Unterton, der manche Arbeiten von Ehlers als unangenehm beckenmesserisch erscheinen läßt.

Veröffentlichungen zur Regionalgeschichte:

- Aus dem Tagesleben des „Kuhjungen“, in: Die Heimat 20 (1910), S. 20–21
- Der Russenwinter 1813/14. (Aus der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Rantzau), in: Die Heimat 24 (1914), S. 108–113
- Die Geschichte der Schulen in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Rantzau, in: Jb. Pinneberg, 1920, S. 111–137
- Vom Soldaten zum Schulmeister. Lebenserinnerungen des Lehrers H. Münster aus Luthorn, + 1855, in: Jb. Pinneberg, 1921, S. 101–118
- Geschichte und Volkskunde des Kreises Pinneberg, hrsg. (und zum überwiegenden Teil verfaßt) auf Anregung des Kreislehrerverbandes von W. Ehlers, Elmshorn 1922 [Nachdruck: Rellingen 1977]
- Zur Geschichte der Eindeichung der gräflichen Wildnis bei Herzhorn 1615, in: Die Heimat 44 (1934), S. 212–215
- Besitzwechsel adeliger Güter in der Kollmar-Marsch, in: Die Heimat 47 (1937), S. 150–151

- Vier Jahrhunderte Dorfgilde in Süderauerdorf 1537–1937, in: Jb. der Elbmarschen 1 (1938), S. 23–34
- Die Kirche in Herzhorn, in: Die Heimat 48 (1948), S. 69–75
- Der Hof Dölling in Neuendorf im Jahrhundert der „Großen Kriege“ 1580–1727, in: Jb. der Elbmarschen 2 (1939), S. 29–50
- Reet und Stroh als Material zum Dachdecken, in: Die Heimat 49 (1939), S. 178–179
- Die Bauern der Kollmar-Marsch wehren sich gegen die Übergriffe adeliger Junker, in: Jb. der Elbmarschen 3 (1940), S. 13–22
- Überfälle von Schweden auf das holsteinische Elbufer 1676, in: Die Heimat 50 (1940), S. 25–28
- Pinneberg erhält Fleckensgerechtigkeit, in: Jb. der Elbmarschen, 1941, S. 55–57
- Nachrichten über das letzte Jahrhundert des Ochsenmarktes zu Wedel und über den Schauenburger Zoll zu Ulzburg, in: Jb. der Elbmarschen, 1941, S. 43–52
- Vom „Backhaus“ in den holsteinischen Elbmarschen, in: Die Heimat 51 (1941), S. 40–43
- Urkundliche Nachrichten über das „Sommerhaus“ in der Kreller und Kollmar-Marsch, in: Die Heimat 51 (1941), S. 43–45
- Das Schaubuch der Herzhorner Kirchenschleuse als Urkunde alten Brauchtums, in: Die Heimat 51 (1941), S. 107–111
- Ein Notgericht auf dem Herzhorner Kirchhof – 1621, in: Die Heimat 54/55 (1948)
- Franz Rehbein. Das Leben eines Landarbeiters, Schulausgabe von W. Ehlers, Rendsburg 1949
- Ein Lesebuch für Schleswig-Holstein (hrsg. gem. m. August Lorenz), 4 Bände, Braunschweig-Kiel-Berlin-Hamburg 1950
- Dat Märchen vun „Witt’n Wulf“, so as mien Grootmoder dat vertell, in: Die Heimat 57 (1950), S. 124–125
- Waldfrevel und Waldverwüstung während des kaiserlichen Krieges (1627–29) in den Forsten der Grafschaft Pinneberg, in: Die Heimat 58 (1951), S. 343–345
- (gemeinsam mit Heinrich Lüth) Das Land zwischen Nord- und Ostsee. Ein Wegweiser für den Heimatkundeunterricht im 3. und 4. Schuljahr, Braunschweig-Berlin-Hamburg-Kiel 1952
- Nachrichten vom „Toback-Drincken“ in der Elbmarsch, in: Die Heimat 60 (1953), S. 113–115
- Aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit. Erzählungen und Quellen zur Landesgeschichte (hrsg. gem. mit Wilhelm Arens), Braunschweig-Kiel-Hamburg 1953–1954
- Gründung von Landschulen in holsteinischen Kirchspielen, in: Die Heimat 61 (1954), S. 125
- Das Amt Hatesburg im Spiegel des amtlichen Bruchregisters. Ein Auszug aus dem „Hatesburgischen Amptregister de Anno

- 1601" (Landesarchiv A.X.156), in: Die Heimat 61 (1954), S. 323–326; erneut in: Jb. Pinneberg 24 (1991), S. 65–69
- Wie das Wirtshaus „Grill“ seinen Namen erhielt. Ein Personenname wird Ortsbezeichnung, in: Die Heimat 63 (1956), S. 86–88
 - Ein Armeebefehl aus dem Heere Wallensteins. Gegeben Rendsburg, den 18. Januar 1628, in: Jb. Rendsburg, 1956, S. 59–71
 - Zur Geschichte des Anbaus der Kartoffel. Eine Anregung zum weiteren Suchen, in: Die Heimat 64 (1957), S. 302–303
 - „Kornspeicher“ in Herzhorn und in der Kollmar-Marsch. Ein Nachruf für diese verschwundenen Gebäude, in: Die Heimat 65 (1958), S. 211–216
 - Ein Rantzau-Stein in der Kollmar-Marsch, in: Die Heimat 65 (1958), S. 233–235
 - 300 Jahre Gemüsebau in der Wildnis bei Glückstadt, in: Steinburger Jb., 1957, S. 65–90; 1958, S. 110–129
 - Aus den Tagen der schlimmen Sturmflut vom 7. Oktober 1756, in: Die Heimat 64 (1957), S. 228–231
 - Der Kornspeicher des Gutes Groß-Kollmar im Dorfe Bielenberg, in: Die Heimat 66 (1959), S. 248–250
 - Glaubhafte Berichte aus den Tagen der schlimmen Sturmflut am 7. Oktober 1756, in: Steinburger Jb., 1959, S. 60–84
 - Einige Beiträge zur frühen Geschichte der Kollmar Marsch, in: Steinburger Jb., 1960, S. 37–56
 - Kalender der Sturmfluten zwischen Stör und Seesterau, in: Steinburger Jb., 1961, S. 111–121
 - Die Ausbesserung des Deiches zu Bielenberg nach den Sturmfluten 1751 und 1756, in: Steinburger Jb., 1961, S. 122–138
 - Eine neue Deichkarte für die Kollmar-Marsch, in: Steinburger Jb. 6 (1962), S. 51–54
 - Ein Nachtwächter wird im Dorfe Hetlingen angestellt, in: Die Heimat 70 (1963), S. 332–333
 - Herrschaft Herzhorn, in: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Band 1: Schleswig-Holstein und Hamburg, hrsg. v. O. Klose, Stuttgart 2. Aufl. 1964, S. 113–114
 - Herzhorn. Die Geschichte des Kirchspiels und der Herrschaft Herzhorn. Ein Beitrag zur politischen und wirtschaftlichen Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, (Glückstadt/Itzehoe 1964)
 - Die Familie des Pächters der Hetlinger Schanze, Dietrich Möller, überarbeitet v. D. Ehlers, in: Zeitschrift für niederdeutsche Familienkunde, 40 (1965), S. 185–189
 - Ein Pächter der Insel Hetlinger Schanze kaufte 1805 ein, in: Die Heimat 72 (1965), S. 189–190
 - Ein Elmshorner Walfänger brannte. „Stadt Altona“ in Gefahr am 20. Februar 1838, in: Jb. Pinneberg, 1967, S. 153–156

- Zur Geschichte der Kornwindmühle des ehemaligen adligen Gutes Klein-Kollmar, in: Archiv für Agrargeschichte der holsteinischen Elbmarschen 7 (1985), S. 73–95
 - und Dieter Beig, Die Zerstörung des Pinneberger Schlosses und die Affäre von Suhm: Landdrost und Amtsverwalter müssen an der Dingstätte Wohnung nehmen, in: Jb. Pinneberg, 1986, S. 51–66
 - Von der Verwaltung und den Beamten der Grafschaft Pinneberg, in: Jb. Pinneberg 27 (1994), S. 35–58
- Literatur und Nachrufe:
- F. Michaelsen, Schulrat Wilhelm Ehlers zum Gedächtnis, in: Steinburger Jb., 1963, S. 65–67
 - Gottfried Ernst Hoffmann, Geleitwort, in: Wilhelm Ehlers, Herzhorn, (Glückstadt/Itzehoe 1964), S. IX–XV.

Wilhelm Jensen

Wilhelm J. wurde am 12. September 1882 in Bækken (Ksp. Rinkebæk) als Sohn eines Lehrers geboren. Er kam schon bald nach Rendsburg, wo er 1903 sein Abitur ablegte und das Studium der Theologie aufnahm. Nach Vikariaten kam er im Juli 1910 als Pastor nach Sankt Margarethen, dessen Kirchspielsgeschichte er bearbeitete und 1913 veröffentlichen konnte, wofür ihn 1922 die Kieler Universität zum Dr. phil. promovierte. Auf seine Anregung wurde 1922 der „Heimatverein der Wilstermarsch“ gegründet, der mehrere kleine Veröffentlichungen herausgab, so u.a. Auszüge aus dem 1728 in Leipzig zuerst gedruckten „Denk-Mahl von den hohen Wasser-Fluthen“ des Wilsterschen Pastors Gregor Culemann (1926). Seine maßgebliche Mitarbeit am „Heimatbuch des Kreises Steinburg“, seine Edition des „alten Ratsbuchs der Stadt Wilster“ (gemeinsam mit Heinrich Kochendörffer) und seine Beiträge in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte“ zu Themen der Elbmarschengeschichte machten ihn bekannt. Auch nachdem er 1933 Pastor in Wandsbek geworden war, ließ ihn die Geschichte dieser Region nicht los, wie sich 1938 bei der von ihm initiierten Edition „Aus alten Itzehoer Archiven“ zeigte. Aber er arbeitete sich auch in die Stormarner Geschichte ein, und veröffentlichte mehreres zur Geschichte dieser alten Landschaft, wie er auch die im Krieg leider vernichteten beiden Archive (Stormarner Kreisarchiv und Wandsbeker Kirchenarchiv) aufbaute. Sein besonderes Interesse galt seit jeher der Kirchengeschichte, namentlich der Geschichte der Reformation, für die er Wesentliches erarbeitete. Seine kirchengeschichtlichen

Arbeiten wurden 1948 durch Verleihung des theologischen Ehrendoktorats durch die Kieler Universität gewürdigt. Unermüdlich war er für die seit 1949 wieder erschienene „Zeitschrift des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte“ tätig. Noch 1958 erschien sein Buch über die „hamburgische Kirche und ihre Geistlichkeit seit der Reformation“; der Tod am 6. März 1960 unterbrach seine Korrekturarbeiten an seinem Werk über das Hamburger Domkapitel in der Reformationszeit. – Seine vielen und vielfältigen Arbeiten für die Geschichte der EM zeichnen sich durch Sachlichkeit „sine ira et studio“ aus. Sie sind in aller Regel noch heute gültig.

Veröffentlichungen:

s. Rudolf Bülck, Bibliographie Pastor D. Dr. Wilhelm Jensen, in: Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte II, Band 11 (1952), S. 267-274

Literatur und Nachrufe:

- Geerd Spanjer, Ein Leben zwischen Königsau und Elbe, in: Die Heimat, 67 (1960), S. 138;
- Walter Frahm, Meine Begegnungen mit Pastor D. Dr. Wilhelm Jensen, in: Jb. des Alstervereins, 1960, S. 5–8;
- Johannes Rickers, Pastor i. R. D. Dr. Wilhelm Jensen zum Gedächtnis, in: Steinburger Jb., 1961, S. 73–75;
- Gottfried Ernst Hoffmann, Pastor D. Dr. Wilhelm Jensen, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, 85/86 (1961), S. 11–16

Johannes Claus Christian Rickers

Rickers wurde am 10. Februar 1893 als Sohn eines Hauptlehrers in Altona-Ottensen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er Theologie und Philologie in Kiel, nahm als Soldat am Ersten Weltkrieg teil und bestand danach sein erstes theologisches Examen in Kiel. Während seiner Vikarszeit in Altona studierte er drei Jahre an der neu gegründeten Hamburger Universität Deutsche Volks- und Altertumskunde, Geschichte, Germanistik und Philosophie. Seine Amtseinführung in Krummendiek erfolgte 29. Juli 1923. Kurz vor seiner Einführung in Krummendiek schloß er am 25. Juli 1923 die Ehe mit Helene Aurelie Dorothee Lübcke.

Vierzig Jahre lang blieb er seiner Gemeinde treu, bis er 1963 in den Ruhestand ging. 1947 war er an der Neugründung der bereits 1921 ins Leben gerufenen Detlefsen-Gesellschaft in Glückstadt beteiligt und als stellvertretender Vorsitzender aktiv. 1952 wurde

auf seine Anregung der 1900 bereits von Wilhelm Jensen gegründete „Heimatverein der Wilstermarsch“ als „Verein für Heimatforschung und Volkstumspflege in der Wilstermarsch“ neu gegründet – er hatte jedoch über Rickers Tod 1965 hinaus keinen Bestand.

Schwerpunkte seiner vornehmlich in der Wilstermarsch betriebenen regionalgeschichtlichen Arbeit waren Hausforschung und Holländerforschung (Deiche, Dialekte, Fliesen). Ähnlichkeiten sind in allen Marschen – also auch zwischen den niederländischen und den Nordseemarschen – festzustellen. Sie können jedoch nicht als Beweis eines Ursprungs aller dieser Erscheinungen in den heutigen Niederlanden gedeutet werden. Der Wunsch, möglichst viele Elemente der Landschaftsgestaltung, des Hausbaus, der Wohnkultur und der Rechtsgebräuche auf Holländer zurückzuführen, ist angesichts der Quellenarmut für die Besiedlungsgeschichte der holsteinischen Elbmarschen verständlich. Die Beweise für eine kulturelle Dominanz niederländischer Einwanderer in der Kolonisationsphase sind jedoch schwer zu erbringen. Gegenwärtig dürfte es richtig sein, den Anteil der Niederländer bei der Besiedlung der holsteinischen Elbmarschen eher zu relativieren. – Seine Ansätze zur Hausforschung sind über umfangreiche Fotosammlungen (Rickers war ein recht guter Fotograf) und wenige Aufsätze nicht hinausgekommen. Die Fotosammlungen sind heute im Besitz des Landesamtes für Denkmalpflege in Kiel.

Veröffentlichungen:

- Siethwende, in: Die Heimat 44 (1934), S. 39–43
- Zur Hausgeographie der holsteinischen Elbmarschen und des angrenzenden Geestrandes, in: Die Heimat 48 (1938), S. 200–203, S. 230–241, S. 264–274; 49 (1939), S. 37–44, S. 81–83, S. 174–177, S. 230–237
- Welchen Anteil hatten die Niederländer an der Besiedlung Nordwestdeutschlands?, in: Jb. der Elbmarschen 2 (1939), S. 85–90
- Bauernhausformen und Scheunentypen der holsteinischen Elbmarschen und angrenzender Geestgebiete, in: Jb. der Elbmarschen 3 (1941), S. 21–42
- Eine neue Schau der niedersächsischen Hausgeschichte, in: Die Kunde, 1943, S. 50 ff.
- Neues zum Problem der „Siethwenden“, in: Die Heimat 56 (1949), S. 54–62 und 229–232
- Das norddeutsche Bauernhaus, in: Das deutsche Malerblatt, 1955, S. 49 ff.

- Orts- und Flurnamen niederländischer Abstammung im Raume der Niederelbe und ihre Bedeutung für das Holländerproblem in unseren Marschen, in: Steinburger Jb., 1957, S. 104–123
- Der Stand der Hausforschung in den holsteinischen Elbmarschen, in: Zeitschrift für Volkskunde 54 (1958), S. 253–277
- Noch ein paar Ähnlichkeiten zwischen der Elbmarsch und den Niederlanden. I: Die Lindenschirme, in: Steinburger Jb., 1958, S. 70–78
- Die Bauernhausformen der holsteinischen Elbmarschen mit dem Blick auf Dithmarschen, in: Dithmarschen, 1962, S. 45–53
- Noch ein paar Ähnlichkeiten zwischen der Elbmarsch und den Niederlanden. II: Die bürgerlichen Fachwerkhäuser mit den steinernen Massivgiebeln, in: Steinburger Jb., 1963, S. 82–106
- Die Museumsstube aus Rumfleth, in: Steinburger Jb., 1963, S. 120–123
- Friesische Bauernhäuser im Kreise Rendsburg, in: Heimatkundliches Jb. für den Kreis Rendsburg 14 (1964), S. 99–125
- Krempe, Krummendiek, Wewelsfleth, Wilster, in: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Band 1: Schleswig-Holstein und Hamburg, hrsg. v. O. Klose, Stuttgart 2. Aufl. 1964, S. 140–141, 142, 270–271, 272–273

Literatur und Nachrufe:

- Paul Holtorf, Pastor Rickers 70 Jahre alt, in: Steinburger Jb. 8 (1964), S. 32–35
- Paul Holtorf, Zum Gedenken [an Johannes Rickers], in: Steinburger Jb. 10 (1966), S. 40–41

Beurteilung

Allen hier genannten Erforschern der holsteinischen Elbmarschen ist gemein, daß sie sich eng auf den mikroregionalen Rahmen bezogen. Blicke über die Grenzen ihres Forschungsgegenstandes hinaus gönnten sie sich bei der Beschäftigung mit der Mikroregion nicht. Das ist noch am verständlichsten bei D. Detlefsen, zu dessen Lebzeiten die Landesgeschichte in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckte. Viel problematischer ist diese Regionalborniertheit bei den anderen Autoren. Selbst J. Rickers hat es bei seinem „Forschungsschwerpunkt“ Holländer in den Elbmarschen nie zu einer systematischen Durcharbeitung der niederländischen Forschungsliteratur gebracht; schon der Blick auf die niedersächsischen Elbmarschen oder gar die Wesermarschen galt wohl als extravagant. Alle Autoren haben überregionale Vergleiche – außer in absolut dilettantischen Ansätzen – nicht ange-

stellt. Eine isolierte Betrachtung der holsteinischen Elbmarschen kann aber nur zu Kurzschlüssen und abenteuerlichen Erklärungen von Phänomenen führen, die auf einheimischer Quellengrundlage nicht zu deuten sind. Die holsteinischen Elbmarschen stellen nur einen sehr kleinen Teil des die Ostküste der Nordsee von Südjütland bis Belgien säumenden See- und Flußmarschengürtels dar. Nur vor dem Hintergrund der strukturellen Gemeinsamkeiten können die Besonderheiten dieser Mikroregion richtig erfaßt und gedeutet werden.

Die genannten Autoren haben unsere Kenntnis der Geschichte der Elbmarschen in unterschiedlicher Weise bereichert. Im Grunde unangefochten steht der Nestor der Forschung, Detlef Detlefsen, noch über 100 Jahre nach dem Erscheinen seines Standardwerkes da. W. Ehlers und W. Jensen leisteten Beachtliches, sowohl hinsichtlich der von ihnen bearbeiteten Stoffmenge wie auch ihrer Publikationen. K. Bielenberg und J. Rickers blieben am ehesten im Kleinen, auch wenn letzterer sich gern „gesamtnordwestdeutsch“ gab und die niederländische Trumpfkarte ausspielte – mehr zum Erstaunen des Publikums im Kreis Steinburg als von der Fachforschung anerkannt. Dennoch: Die Werke der genannten Forscher bleiben Ansporn zu erweiterter und intensiver Erforschung dieses Gebietes.



Liliencron.

Detlev von Liliencron in Kellinghusen

Von
Karl-Heinz Roll (Kellinghusen)

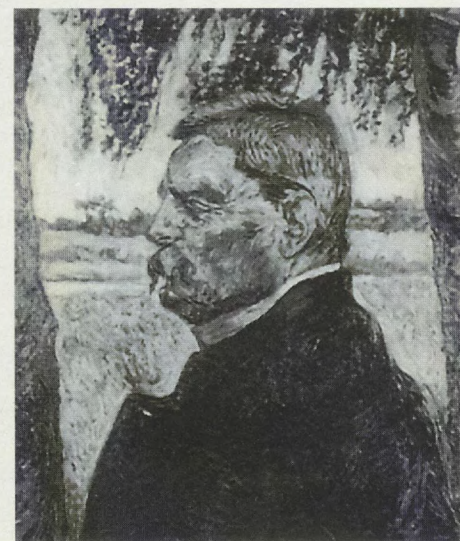
Im Jahre 1944 hat die Stadt Kellinghusen anlässlich des 150. Geburtstages von Detlev von Liliencron die „Liliencrontage 1994“ begangen.

Vielfach ist in unseren Steinburger Jahrbüchern über das Leben von Detlev von Liliencron und sein Wirken in und um Kellinghusen berichtet worden.

Der Verfasser erinnert an die Beiträge in den Jahren 1964, 1966, 1968, 1972, 1974 und 1997.

Erich Maletzke schrieb in der Illustrierten Wochenendbeilage (sh:z) am 28. Mai unter der Überschrift Armer Poet und „Bruder Lustig“: Detlev von Liliencron gilt als besonders schillernde Figur in der literarischen Szene des Landes. Bekannt geblieben ist er vor allem durch seine Balladen, aber auch durch seinen lockeren Lebenswandel, der sich in hohen Schulden widerspiegelte. Erst nachdem er als Offizier und dann als preußischer Verwaltungsbeamter gescheitert war, wurde er hauptberuflich zum Dichter.

Das diesjährige Jahrbuch behandelt das Thema „Historische Persönlichkeiten im Kreis Steinburg“. Im Privatbesitz des Verfassers befindet sich ein kleines Festbuch von 32 Seiten aus dem Jahre 1927 mit dem Titel auf der ersten Innenseite: „Der Gattin des Dichters und Frau Baronin Anna von Liliencron gewidmet“.



Armer Poet und „Bruder Lustig“ Detlev von Liliencron, Ölgemälde von Artur Illies, 1906.

Das diesjährige Jahrbuch behandelt das Thema „Historische Persönlichkeiten im Kreis Steinburg“.

Im Privatbesitz des Verfassers befindet sich ein kleines Festbuch von 32 Seiten aus dem Jahre 1927 mit dem Titel auf der ersten Innenseite: „Der Gattin des Dichters und Frau Baronin Anna von Liliencron gewidmet“.

Wie kam es zu diesem kleinen Festbuch von 1927?

Den vorliegenden Aufzeichnungen ist zu entnehmen: „Zu Pfingsten 1927 ging eine vom Bildungsverein und Magistrat der Stadt gemeinsam getragene Ehrung des unvergeßlichen Detlev von Liliencron vor sich. Zur Erinnerung an die bemerkenswerte Zeit, die der Dichter in Kellinghusen verlebte, wurde an dem Hause, darin er ehemals zugleich als Kirchspielvogt wirkte, ein von H.C. Delfs in Kellinghusen modelliertes und von Wilh. Rehmke daselbst gegossenes Bronze-Relief als dauerndes Erinnerungszeichen angebracht. Das Relief ist nach einer vom Photographen Detlef Vahlendick hierselbst im Jahre 1885 aufgenommenen Photographie entstanden, die der Dichter als sein Heidegängerbild bezeichnete.“ Nach Erich Maletzkes Beitrag erinnert an Liliencrons Geburtshaus in Kiel in der Kieler Herzog-Friedrich-Straße nur noch eine Gedenktafel in der heutigen Einkaufspassage Sophienhof. Anlässlich der Enthüllung der Gedenktafel am 5. Juni 1927 ließ der Bildungsverein unter dem Vorsitz von Dr. Wilhelm Schröder (Rensing) das kleine Festbuch herstellen.

In dem „Steinburger Jahrbuch 1997“ heißt es dazu:

„Der Schriftsteller Detlev von Liliencron (1844–1909) hielt sich von 1883 bis 1890 in Kellinghusen auf. Hier wirkte er zunächst als beamteter königlicher Kirchspielvogt, dann – nach dem freiwilligen Abschied aus dem Dienst – als freier Dichter.

Dienstwohnung und Büro des Kirchspielvogtes befanden sich in diesem Hause. Die Kirchspielvogtei Kellinghusen, einstmals ein eigener Verwaltungsdistrikt, umfaßte sechs um die Stadt Kellinghusen gelegene Dörfer mit etwa 1700 Einwohnern. Der Vogt unterstand dem Landrat und nahm dessen polizeiliche Befugnisse „vor Ort“ wahr. Nebenamtlich war Liliencron auch als Amtsanwalt beim Amtsgericht Kellinghusen und als Standesbeamter für die umliegenden Gemeinden tätig.

1927 wurde zum Andenken an den Dichter ein Bronzerelief, modelliert von dem Kellinghusener Künstler Hans Christian Delfs, an der Fassade angebracht.“

Im Schlußteil dieses kleinen Buches können wir u.a. lesen: „Der Abdruck der Denkschrift erfolgte mit freundlicher Genehmigung der Frau Baronin von Liliencron und der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Die Auslese und Zusammenstellung besorgten H.C. Delfs und W. Reimers von hier.

Kellinghusen

Dienstsitz des
Kirchspielvogtes
Detlev
von Liliencron

Neue Straße 13



Herr Christian Möller hierselbst steuerte in liebenswürdiger Weise das Dichterbildnis, eine bisher unbekannte Photographie aus schlimmsten Notjahren, ferner den im Faksimile wiedergegebenen Originalbriefumschlag bei.

Gleicherweise unbekannt, da in keinem Sammelwerk erhalten, ist der im Besitz von Frau W. Reimers hierselbst befindliche ihr von Liliencrons Hand geschriebene Festprolog zum 25jährigen Stiftungsfest eines Gesangvereins.“

Die Denkschrift – an Hermann Friedrichs

Die bereits kurz angesprochene Denkschrift vom 12. Juni 1888 hat folgenden Inhalt:

Liebster Freund! (...) Anliegend die „Denkschrift“. Sehen Sie zu, was sich machen läßt. So gehts nicht länger. (...)

Drei Sachen in der Denkschrift sind furchtbar: 1. Meine Bücher, 2. Meine Aerzte. 3. Mein Wirt.

Ich weiß, liebster Freund, daß Ihre Diskretion nur dem etwa Einblick – und auch dann nur, wenn es wirklich nötig ist – geben würde, von dem Sie erwarten können, daß er oder sie eine Persönlichkeit ist, die sie nicht falsch auffaßt. Nach meinem Tode, stürbe ich im Elend, wie es wohl sein wird, bitte ich diese Denkschrift irgendwo in einer gelesenen Zeitschrift zu veröffentlichen.
Ihr alter getreuer L.

Einer hier, der Herr Bürgermeister Jargstorff, ein famoser Mensch, kennt genau meine finanziellen Verhältnisse – wer kennt in meiner Heimat übrigens nicht „die Schulden des Herrn Barons“ – und würde sehr gern bereit sein, Unterhandlungen, Auskunft zu vermitteln, zu geben. Sollten Sie schreiben vielleicht, so lassen Sie von Sich aus einfließen, daß ich nicht zu den Dutzenddichtern gehöre. Als *Dichter* kennt mich hier Keiner. Sie wissen ja: Der Prophet usw.
Ihr D.

DENKSCHRIFT

Ich klage nicht deshalb, daß ich, durch meine Lage gezwungen, in ungeheurer Einsamkeit sitze, obgleich als erste Bedingung für einen Schriftsteller gilt, daß er mitten in der Welt stehen muß.

Ich klage nicht deshalb, daß ich, durch meine unglückselige Geldlage bedingt, auch nicht die kleinste Freude habe, auch nicht die kleinste Anregung, obgleich ein Dichter immerwährende Anregung haben müßte, soll er Dichter sein. Die Folge ist gänzliche Versumpfung und Austrocknung meines Geistes in den kleinlichen, erbärmlichen Verhältnissen meiner Umgebung.

Ich klage nicht, daß ich oft, *sehr* oft habe *wirklichen* Hunger erleiden müssen; in der Regel 3 Tage, einmal allerdings 5 Tage. Denn es ist eine unerläßliche Bedingung für einen Deutschen Dichter – ich meine hier nicht den Fabrikanten – daß er, hat er kein Geld, hungern muß. Deutschland würde im höchsten Grade empört sein, könnte es nicht ab und zu einen durch Hunger und Sorge wahnsinnig gewordenen Dichter ins Irrenhaus wandern lassen.

Ich klage nicht deshalb, daß ich täglich, stündlich mich herumschlagen muß, meiner Schulden wegen, mit Advokaten, den Gerichten, Offenbarungseiden; daß jeden Tag der Gerichtsvollzieher bei mir ist, obgleich ein Dichter feinfühlig ist und naturgemäß diese ewigen Belästigungen – schon allein die fortwährende Correspondenz mit meinen Gläubigern pp. – auf jede größere Hervorbringung von Werken in denkbar schlimmster Weise eingehend, zuschnürend, erstickend wirken müssen.

Ich klage *deshalb*: Der ewigen *Demütigungen* wegen! Ich kann es nicht mehr ertragen.

An die schließliche Bezahlung meiner Schulden, die sehr hoch beziffert werden müssen, denke ich durch eigene Kraft heranzugehen; aber es sind einige tausend Mark notwendig, soll ich überhaupt noch leben bleiben:

1) Nachdem eine fast 2jährige Krankheit mit schwerster Operation hinter mir liegt, in der Alles bezahlt ist, bleiben mir noch zu bezahlen:

a) mein hiesiger *treuer* Arzt, Herr Dr. Neber,

b) der große Meister in Kiel, mein Operateur, ebenfalls auch als Mensch ein herrlicher, Herr Docktor Neuber.

Der Gedanke daran, daß sie noch nicht bezahlt sind, ist mir ein unbeschreiblich peinlicher.

2) Mir wurde meine kleine Bibliothek – der Schulden halber – vom Gerichte pp. genommen: *Mein Handwerkzeug*. Sie ist für 500 M. noch zu haben; steht hier in Kellinghusen bei Herrn Julius Delfs, der sie angekauft hat. Ich selbst dürfte sie unter keinen Umständen wieder haben, da sie von den Gerichten, Gläubigern, auf der Stelle wieder verkauft würde. Gegebenen Falles müßte diese kleine Bibliothek von einem angekauft und mir leihweise solange überlassen werden, bis ich, nach Bezahlung meiner Schulden sie von diesem wieder käuflich erwerben könnte. Ach, wie sehne ich mich nach diesen Büchern.

3) Einige 100 M., um ganz *unerträgliche* scheußliche kleine Schulden bezahlen zu können: Postboten, armen Schuster, Waschfrau pp.

Das *Unerhörte*, mir ist's passiert: Nicht von meinem Verleger, nicht von meinen Freunden gehen die Kritiken über mich zu, sondern von meinen Gläubigern.

Jedes Mal dann ist ein erneuter gerichtlicher Angriff auf mich die Folge, weil die Gläubiger mich für reich durch meine Bücher geworden glauben. Ich bin mehr als ein Märtyrer. Außerdem kauft ja kein Mensch meine Bücher. Ich bin, im Gegenteil, meinem Verleger viel Geld schuldig.

Ich klage *nicht* an: Meinen Verleger, meine Verwandten, mein Vaterland. Hätten es in Deutschland einige reiche Leute gewußt, so hätten sie mir gern die Summe vorgestreckt.

Meinen Kaiser, mein Vaterland, die Armee, die ganze Jägerei liebe ich aus tiefstem innersten Herzen.

Meiner Ehefrau, Augusta, Freifrau von Liliencron, kann ich nur in unendlicher Dankbarkeit gedenken. Sie hat in unausgesetzter Liebe und Treue und Aufopferung mich nie verlassen, mit mir gehungert, unaufhörlich mich getröstet.

Nachschrift. Ganz unerhört quält mich auch eine jahrelange Schuld bei dem hiesigen Gastwirt W. Benthin. Es sind etwas über 400 M. Der Mann ist *selbst* deshalb sehr in Not.

Originalbriefumschlag – adressiert an Ch. Möller

Lieber Herr Ch. Möller,

Karl der Götter.

J. G. Stolz zum Möller Weg.

Mit der „Zeittafel“ aus dem Buch von Heinz Stolte mit dem Titel „Detlev von Liliencron: Leben und Werk“ schließt der Verfasser diese – nach seiner Ansicht – typisch Kellinghusener Betrachtung, seine Aufzeichnungen ab.

Zeittafel

- 1844 Friedrich Adolf Axel Freiherr von Liliencron am 3. Juni in Kiel geboren. Vater: Louis Ernst Freiherr von Liliencron; Mutter: Adeline geb. v. Harten.
- 1857 Tod seiner Schwester Emma, August Thomsen wird als Pflegesohn in die Familie aufgenommen. Freundschaftsbund Konkordia.
- 1861 Eintritt in die Realschule zu Erfurt.
- 1863 Eintritt in die Kadettenanstalt in Berlin.
- 1864 Teilnahme am Feldzug in Polen mit dem 37. westfälischen Füsilierregiment, stationiert in Posen.
- 1865 Beförderung zum Sekondeleutnant (14. Aug.).
- 1866 Teilnahme an der Schlacht bei Skalitz (27. Juni) im preußisch-österreichischen Krieg und erste Verwundung.
- 1869 Abkommandierung zu einem Lehrbataillon nach Potsdam.
- 1870 Teilnahme am deutsch-französischen Krieg. Am 8. Okt. Verwundung am Knie im Gefecht bei St. Remy.
- 1871 Adjutant und Meldereiter vom Januar bis 18. März. Rückkehr nach Deutschland u. Lazarettaufenthalt. Bekanntschaft mit Helene v. Bodenhausen.
- 1872 Tod seiner Mutter am 30. Sept.
- 1875 Ausscheiden aus der aktiven Offizierslaufbahn. Auswanderung nach Nordamerika. Dort Aufenthalte in Philadelphia, Chicago, Texas, New York.
- 1877 Rückkehr aus Amerika nach Hamburg.
- 1878 Heirat mit Helene v. Bodenhausen. Allmählicher Beginn seiner literarischen Tätigkeit. Das „erste wirkliche Gedicht“.
- 1879 „Glückes genug“. Rückkehr Helenes zu ihrer Mutter. Okt.: Beginn seiner Ausbildung für die Laufbahn als Kirchspielsvogt.
- 1880 Okt.: Militärische Übung als Oberleutnant d. R. in Hamburg. Finanzielle Hilfe bei Moritz Levy in Altona. Ballade „Wer weiß wo?“
- 1881 Publiziert: „H. W. Jantzen Witwe“, Novelle; „Märztage auf dem Lande“; „Die Musik kommt“. Am 16. Sept. Vorladung ins Hamburger Bezirkskommando, Klage wegen seiner Schulden, Levy hilft. „Auf eine Hand“.



Liliencrons letzte Wohnung in Kellinghusen – Kirchspielvogt ab 1. Oktober 1883 (Reproduktion: „Stör-Foto“ Hinz (Kellinghusen). Quelle: Stolte, Heinz: Detlev von Liliencron – Leben und Werk. Husum 1990, Seite 3 – Fototeil.

- 1882 Hardevogt auf Pellworm (1. März). Beförderung zum Hauptmann der Landwehr (d. R.) am 6. Mai. Gedicht „Verbannt“. Beginn der Arbeit an den Kriegsnovellen.
- 1883 Erscheinen des ersten Buches: „Adjutantenritte und andere Gedichte“. Ernennung zum Kirchspielvogt in Kellinghusen (1. Oktober).
- 1885 Scheidung der Ehe mit Helene. Ausscheiden aus dem Amt. „Knut der Herr“, Drama.
- 1886 „Eine Sommerschlacht“, „Der Trifels und Palermo“, Trauerspiel.
- 1887 Verheiratung mit Augusta Brandt. „Arbeit adelt“, Genrebild; „Breide Hummelsbüttel“, Roman.
- 1888 „Die Merowinger“, Trauerspiel; „Unter flatternden Fahnen“, Militärische und andere Erzählungen.
- 1889 „Gedichte“; „Der Mäcen“, Erzählungen.
- 1890 Reise nach München, Verkehr mit Otto Julius Bierbaum. „Der Haidegänger und andere Gedichte“.
- 1891 Jan.: Rückkehr von München, Übersiedlung nach Hamburg-Ottensen. „Krieg und Frieden“, Novellen.
- 1892 Scheidung der Ehe mit Augusta. Bezieht Wohnung in Altona (Palmaille 5).

- 1893 „Neue Gedichte“.
- 1895 „Kriegsnovellen“.
- 1896 „Poggfred, Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen“. Beginn des Erscheinens der „Sämtl. Werke“ (9 Bde. 1896 – 1900).
- 1898 Beginn zahlreicher Vortragsreisen. „Up ewig ungedeelt, die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848“.
- 1899 Verheiratung mit Anna Michael. „Mit dem linken Ellbogen“, Roman.
- 1901 Übersiedlung nach Alt-Rahlstedt. Ehrengelt Kaiser Wilhelms II. (jährlich 2000 Mark). „Aus Marsch und Geest“.
- 1903 „Bunte Beute“, Gedichte.
- 1904 „Poggfred, Kunterbuntes Epos in 24 Cantussen“ (2. Fassung). Öffentliche Feiern zu Liliencrons 60. Geburtstag. Die 15bändige Gesamtausgabe beginnt zu erscheinen.
- 1906 „Balladen-Chronik“.
- 1908 „Leben und Lüge, biographischer Roman“.
- 1909 Feier des 65. Geburtstages. Ehrendoktorwürde der Universität Kiel. Leichter Schlaganfall. Reise zu den Schlachtfeldern des Krieges 1870/71. Am 22. Juli Tod in Alt-Rahlstedt infolge einer Lungenentzündung.

Quellenangaben:

1. Foto-Reproduktion Armer Poet und „Bruder Lustig“ Detlev von Liliencron, Ölgemälde von Artur Illies, 1906 – Quelle: Schleswig-Holst. Kultur – Geschichte – Natur. Heft 1 + 2/99-C4124E.
2. Gripp, E.: Liliencron-Briefe (in Itzehoe wieder aufgetaucht); Steinburger Jahrbuch 1964, S. 123–125.
3. Spanjer, G.: Delef von Liliencrons Welt (Gedicht); Steinburger Jahrbuch 1966, S. 76–77.
4. Royer, Prof.: Liliencron als Offizier: ein verfehelter Beruf? Steinburger Jahrbuch 1968, S. 117–140.
5. Gripp, E.: Liliencron und Kellinghusen; Steinburger Jahrbuch 1972, S. 163–168 und ergänzend dazu S. 210.
6. Roll, K.-H.: Dichter und Soldat – Eine Skizze über das Leben Detlev von Liliencrons –; Steinburger Jahrbuch 1974, S. 146–150.
7. Schröder, Dr. (Rensing): Detlev von Liliencron – Aus seinem Werk und seinem Leben – Der Gattin des Dichters Frau Baronin Anna von Liliencron gewidmet – Verlag H.J.J. Hay, Kellinghusen, 1927 (Festbuch anlässlich Enthüllung der Gedenktafel am 5. Juni 1927)
8. Stolte, Heinz: Detlev von Liliencron: Leben und Werk/Heinz Stolte – Husum: Husum Druck- und Verlagsges. 1980.

Johann Hinrich Fehrs – niederdeutsche Dorfgeschichten zwischen Realismus und Heimatkunst

Von
Kay Dohnke (Hamburg)

Während einer mehr als 50 Jahre umfassenden Zeitspanne greift der Itzehoer Lehrer Johann Hinrich Fehrs zwischen 1860 und seinem Tod im August 1916 neben seiner anstrengenden Tagesarbeit als Vorsteher einer privaten Töchterchule unablässig zur Feder. Obwohl viele angefangene Manuskripte Fragment bleiben, gelangen doch außer drei Büchern mit hochdeutschen Versen und zwei teilweise plattdeutschen Lyriksammlungen vor allem vier Bände mit Novellen und Erzählungen sowie ein 470 Seiten starker Roman in niederdeutscher Sprache zur Publikation – ein Prosawerk, das aufgrund dieser ungewöhnlichen Literatursprache zwar von der allgemeinen Literaturwissenschaft ignoriert wird, aber für die Geschichte der niederdeutschen Literatur eine gewichtige Rolle spielt: Einerseits zählt Fehrs zu der relativ kleinen Gruppe von Autoren, die ihr Schreiben ernsthaft und mit hohem Anspruch betrieben, und andererseits finden sich in seinem erzählerischen Werk einige Texte, die kritischer Lektüre auch heute noch standhalten bzw. denen im bislang nicht näher beschriebenen Entwicklungsgang der niederdeutschen Literatur eine wichtige Stellung zugewiesen werden kann.¹

Die Jahre 1875/76 bilden für die Entwicklung von Johann Hinrich Fehrs' Werk einen wichtigen Abschnitt. Während Theodor Storm, Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller mit ihren Novellen die sich ihrem Ende zuneigende Epoche des Realismus prägen, sitzt Fehrs in dem kleinen Provinzstädtchen Itzehoe, fernab der literarisch-kulturellen Zentren, und versucht, als privater Leser wie auch als Rezensent für die *Itzehoer Nachrichten* diese Vorgänge im Blick zu behalten.² Seiner eigenen Schriftstellerei ist bislang nur mäßiger Erfolg beschieden: Obwohl die beiden hochdeutschen Versen *Krieg und Hütte* und *Eigene Wege* 1872 bzw. 1873 ein so renommierter Verlag wie Hoffmann und Campe in Hamburg verlegt hat und die Kritik sich wohlwollend äußert³, nimmt der Buchmarkt sie nicht an. Sie sind in Stil und Aussage zu konventionell, und auch Fehrs' übrige Lyrik, die er teilweise verstreut ver-

öffentlicht, wirkt in Ermangelung individueller Züge epigonal, obwohl er intensiv daran arbeitet und mit anderen Schriftstellern in seiner Region rege selbstkritische Diskussionen darüber führt.⁴ Ebenso sehr wie für die hochdeutsche Literatur jener Jahre interessiert Fehrs sich für dichterische Texte in niederdeutscher Sprache. Hier liegen die Verhältnisse anders: Es scheint, als hätten Fritz Reuter als humoristischer Erzähler und Klaus Groth als volksverbundener Lyriker sich den anspruchsvolleren Bereich der plattdeutschen Literatur untereinander aufgeteilt, außerhalb dessen mit wenigen Ausnahmen nur seichte Schreiberlinge und dilettantische Possenreißer produzieren. Diese Verwendung der plattdeutschen Sprache zum Zwecke der „niederden Komik“⁵ stößt Fehrs als Erzieher mit kleinbürgerlichem Bildungsideal besonders ab, zumal er sich dem Plattdeutschen verbunden fühlt. Schon als Junge hatte er in seinem unweit Itzehoes gelegenen Geburtsort Mühlenbarbek mehrfach den Dorfbewohnern aus Klaus Groths *Quickborn* vorgetragen, und auch für seine Präparandenzeit in Altona (1855–59) ist die Lektüre dieses Buches belegt.⁶ Während seiner Lehrertätigkeit in dem holsteinischen Ort Reinfeld bei Lübeck 1862/63 macht Fehrs die Bekanntschaft Joachim Mähls, dessen ab 1867 erscheinenden plattdeutschen Dorfgeschichten ihm durch den Autor persönlich nahegebracht werden. Berücksichtigt man zusätzlich noch, daß auch Fehrs' Freund Jürgen Friedrich Ahrens sowie die zeitweise bzw. ständig in Itzehoe lebenden Schriftsteller Johann Meyer und Paul Trede⁷ sich in ihren Texten der plattdeutschen Sprache bedienen, so wird ersichtlich, daß Fehrs auf vielfältige Weise Berührung mit der literarischen Verwendung der Sprache seiner eigenen Kindheit hat.

Seine publizistischen Äußerungen belegen, daß er sich in der Bewertung plattdeutscher Dichtungen an Klaus Groths Vorbild orientiert. Zu der von Groth betreuten Zeitschrift *De plattdütsche Husfründ* steuert Fehrs sogar Verse in niederdeutscher Sprache bei, die zwar humoristische Töne beinhalten, aber seiner Ansicht entsprechen, daß die plattdeutsche Sprache zwar tanzen solle, dabei aber nicht mit übelriechenden Schmierstiefeln auftreten dürfe.⁸ Er selbst benutzt die Mundart bislang nur für weniger anspruchsvolle Gelegenheitstexte.

Ins Jahr 1876 fällt dann ein besonderes Ereignis, das sich heute nur ungenügend rekonstruieren läßt. Sicher ist lediglich, daß Fehrs aufgrund einer Wette eine niederdeutsche Novelle verfaßt, und obwohl er bisher weder mit dieser Gattungsform noch mit dieser speziellen Literatursprache weitergehende Erfahrungen gesammelt hat, schreibt er sich mit *Lüttj Hinnerk* auf Anhieb in die Reihe der führenden niederdeutschen Autoren hinein. Als das Buch Ende 1877 auf dem Markt erscheint⁹, findet es bei der Kritik

überwiegend positive Aufnahme, und sogar der Vergleich mit Groth und Reuter wird gezogen.¹⁰ Bis heute gilt der Text als ein herausragendes Beispiel niederdeutscher Novellistik.¹¹

Getreu der Gattungskonvention eröffnet Fehrs seine Geschichte mit einem unerhörten Ereignis: Die verwitwete Bäuerin Greetjn Gripp aus dem Dorf Ilenbeck wählt sich den Knecht Klas Möller zum Mann, da sie mit der Bewirtschaftung ihres Hofes allein nicht fertig wird und ihr einziger Sohn Hinnerk - eben jener „Lüttj Hinnerk“ aus dem Titel der Novelle - aufgrund seiner Kleinwüchsigkeit zum Bauern nicht taugt. Das emanzipierte Handeln seiner Mutter stürzt den Jungen in einen unlösbaren Konflikt, der in der Sozialordnung Ilenbecks bereits latent angelegt ist: Im Dorf bilden die selbständigen Bauern die soziale Oberschicht, kontrastiert durch die große Gruppe der Kätner, Knechte, Mägde, Tagelöhner und Handwerker. Hinnerk lebt in der kindlichen Vorstellung, er würde schon noch wachsen und dann als Hoferbe die angesehene Stellung seines Vaters unter den übrigen Bauern einnehmen. Die Heirat seiner Mutter setzt dieser Illusion ein Ende: Der Knecht rückt an die Stelle des Bauern und wird aufgrund seiner körperlichen Stärke und Tüchtigkeit von den anderen akzeptiert.

Doch dieser soziale Aufstieg hat Konsequenzen: Hinnerk wird bewußt, daß er nie die ihm eigentlich zukommende Position erlangen kann, da seine soziale Degradation in der körperlichen Fehlentwicklung festgelegt ist. Für einige Zeit zieht er sich vor der endgültigen Austragung des Konfliktes zwischen seinem stolzen Selbstverständnis und der Geringschätzung vor allem durch seine Altersgenossen im Dorf in ein quasi gesellschaftliches Vakuum zurück, indem er auf die Mühle außerhalb des Ortes zieht und in idyllischer Abgeschiedenheit die persönliche Akzeptierung durch die Müllersfamilie genießt. Die unentrinnbare militärische Musterung zerstört auch diesen Traum, da hier die Kluft zu den langaufgeschossenen jungen Männern aus dem Dorf amtlich attestiert wird.

Aber noch gibt Hinnerk nicht auf: Durch intensives Training bereitet er sich auf das dörfliche Ringreiterfest vor, um dort allen einmal zu zeigen, daß auch er bei diesem Wettbewerb mithalten kann. Sein unerwarteter Sieg und Triumph über die stolzen Bauernsöhne wird ihm letztendlich aber zum Verhängnis, da einige rauhe Burschen ihn aus Rache für die erlittene Blamage übel quälen. An den Folgen dieser Aggression stirbt Hinnerk schließlich, da sein Durchhalte- und damit Überlebenswille gebrochen ist.

Die Novelle *Lüttj Hinnerk* bildet ein Gegenstück zu jener Gruppe konventioneller Dorfgeschichten, die weitgehend mit idealisierten Bauernfiguren besetzt sind, die Lösung individueller Konflikte

durch eine Orientierung der Protagonisten an der positiv bewerteten Dorfgemeinschaft vorführen und selbstverständlich ein „Happy-End“ haben. Eine wesentliche Bedeutung des Textes *Lüttj Hinnerk* liegt darin, daß Fehrs die Sozialordnung in ihrer Auswirkung auf das Individuum vorführt. Auf dem kleinräumig-provinziellen Schauplatz des Dorfes Ilenbeck wird die statische Gesellschaftsordnung zum sozialen Zwang, und da sich Hinnerk nicht in das starre Schema einfügt und die geltenden Normen mißachtet, wird er zum Außenseiter. Indem Fehrs seiner Hauptfigur die harmonistische Chance einer Aussöhnung nach dem siegreichen Ringreiten von vornherein nicht gibt, verdeutlicht er die Rücksichtslosigkeit der herrschenden Verhältnisse und macht Hinnerks Entfremdung von den Kindheitsbedingungen zu einem Hauptmotiv seiner Erzählung. Das läßt die Novelle aus heutiger Sicht modern erscheinen. Sie entspricht jenem Grundzug des Realismus, die Auflehnung eines autonom verstandenen Individuums gegen die realen Zustände literarisch darzustellen. Im Bereich der niederdeutschen Dichtung ist Fehrs' Text eine Novität, da hier bisher überwiegend die Dimensionen der literarischen Wirklichkeitskonstruktion in einer konservativen Idyllik begrenzt waren und die gesellschaftliche Realität unberücksichtigt blieb.

Schon in der frühen Rezeption der Novelle taucht als wichtiger Aspekt die Frage nach dem Realismus der Darstellung auf. Aussagen des Autors zufolge freuen sich viele Leser am Realismus der Geschichte.¹² Theodor Storm jedoch, dem Fehrs ein Exemplar des Buches zuschickt, findet den poetischen Charakter durch des Autors krasse Wirklichkeitsdarstellung gestört. Rohheiten, so sagt er, seien „kein Gegenstand für die Poesie“, und: „Mir ist bei Ihrer Dichtung, als sei Ihnen dabei eine *Wirklichkeit* im Wege gewesen, von der Sie versäumten sich frei zu machen.“¹³ Fehrs pariert diesen Vorwurf seines großen Vorbildes und verteidigt die Novelle: Rohheiten seien schließlich nicht der Gegenstand des Textes, sondern sein Baumaterial, und er könne die „Erzählung nur aus dem groben oder feinen Material bauen, welches eben vorliegt“.¹⁴ Zwei Eigenheiten der Novelle *Lüttj Hinnerk* sind noch zu beachten, da sie für Fehrs' späteres Erzählwerk bedeutsam sind: erstens der Bereich, aus dem der Autor Stoffe und Motive bezieht, und zweitens seine Hinwendung zum Genre der Dorfgeschichte bzw. Dorfdichtung. Untersucht man die Selbstaussagen des Schriftstellers zu seinem Werk, die er vornehmlich in seiner umfangreichen Korrespondenz gemacht hat, wird offenkundig, daß er seine Geschichten in starkem Maß auf eigenen Erlebnissen aufbaut und reale Personen und Schauplätze in fiktionalisierter Form verarbeitet. Besonders in seiner ersten Novelle stützt er die schriftstellerische Phantasie durch den Rückgriff auf die eigene Bio-

grafie. Hinter dem Schauplatz Ilenbeck verbirgt sich sein Geburtsort Mühlenbarbek in nahezu unveränderter Form, und für die Hauptfiguren gibt es reale Vorbilder. Fehrs schreibt hierzu an seinen Freund Heinrich Hansen:

„Als Knabe erlebte ich folgendes: Ein Schulkamerad, Hinnerk Ripp, ein kleiner verkümmerter Mensch von ca. 17 Jahren, erhängte sich im Pferdestall seines Bauern. Er wurde begraben, und die kleine Leiche fuhr bei dem Schuster in Mühlenbarbeck, wo ich mich just auf Besuch befand, in raschem Schritt vorbei. Zwei junge Burschen stürzten in die Werkstätte hinein und holten sich Feuer für ihre Pfeifen, dann stürmten sie lachend wieder davon und folgten mit unsicheren Schritten dem Sarg – sie waren angetrunken. Ich war damals ein Junge von 15–16 Jahren, aber es machte die Szene einen Eindruck auf mich, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten. – Nun lies „Lüttj Hinnerk“ und Du hast ein Bild, wie das äußere und innere Leben dieses Stackels sich in mir gestaltet hat: ein Menschendasein, das an seiner Unzulänglichkeit krankt und vergeht.“¹⁵

Ein autobiografischer Abriß verrät noch weitere Vorbilder: Hinnerks Mutter ist Fehrs' eigener Urgroßmutter nachempfunden, die auch über große Körperkräfte verfügte und in zweiter Ehe einen Knecht namens Möller heiratete.¹⁶ An anderer Stelle spricht Fehrs davon, daß man in der Kindheit den eigentlichen Lebensvorrat einnimmt bzw. daß ein Schriftsteller die Wirklichkeit bei der Produktion seiner Texte berücksichtigen muß.¹⁷

Wenn *Lüttj Hinnerk* auch Fehrs' Debüt mit einer Dorfgeschichte ist, handelt es sich dabei doch nicht um seinen ersten Versuch in diesem Genre. Schon seit der Kindheit durch das Vorlesen von Gotthelfs, Hebels und anderer Autoren Werke im Elternhaus mit bäuerlicher Epik vertraut, arbeitet Fehrs bereits seit Anfang der 1870er Jahre nebenher an einem hochdeutschen Dorfroman mit dem Titel *Die todte Anna-Cathrin*, einem Manuskript, das er nach Fertigstellung von *Lüttj Hinnerk* wieder aufnimmt, aber um 1886 endgültig beiseite legt. Auch hier ist der Schauplatz in Anlehnung an Mühlenbarbek gestaltet, und einige der Figuren werden in späteren Texten wieder auftauchen.¹⁸

Der Erfolg der Novelle ist Anlaß für Fehrs, sich weiter auf dem Gebiet der Dorfdichtung zu betätigen; die fikionalisierte Region seiner Herkunft hat sich als tragfähiger Schauplatz für anspruchsvolle Literatur erwiesen, und die dortige Bevölkerung scheint als Personal für die Darstellung realistischer Konflikte geeignet zu sein. Als niederdeutscher Autor sieht sich Fehrs allerdings nicht: Im Juli 1878 teilt er Klaus Groth mit, er werde sich künftig dem Hochdeutschen wieder mehr zuwenden¹⁹, und tatsächlich verwendet er das Plattdeutsche einstweilen nur für einen Teil seiner

lyrischen Produktion. Allerdings wird er keine hochdeutsche Dorfgeschichte mehr zum Abschluß bringen, denn ein zentrales Problem im Bestreben um realistische Darstellung bringt Fehrs in Schwierigkeiten mit der Sprache in seinen Texten: der Widerspruch zwischen der niederdeutschen Umgangssprache in Norddeutschland, wo er seine Erzählungen ansiedelt, und ihrer literarischen Wiedergabe in Form hochdeutscher Dialoge. Dieser Konflikt wird ersichtlich in einem Schreiben von Fehrs an Ahrens²⁰, der eine hochdeutsche Geschichte von Fehrs mit vermutlich niederdeutschen Dialogen wegen der uneinheitlichen Sprache kritisiert. Die fragliche Erzählung – *Dat Gewitter* – ist heute aber nur in einer niederdeutschen Fassung bekannt – Indiz dafür, daß Fehrs sich schließlich zugunsten des Niederdeutschen entscheidet. Zum Dorfroman existieren fünf kurze plattdeutsche Entwürfe des ersten Kapitels, und auch hier können Schwierigkeiten mit der Sprache den Abbruch des hochdeutschen Manuskriptes erklären. Im umgekehrten Sachverhalt hat Fehrs eine hochdeutsch skizzierte Erzählung später in niederdeutscher Sprache ausgeführt.²¹ Doch über den Hinweis zum Sprachkonflikt des Autors hinaus ist besagter Brief an Ahrens für die Entwicklung des Werkes höchst aufschlußreich: Fehrs erklärt dem Freund, die fragliche Geschichte sei Teil eines Zyklus, in dem die Hauptfigur später am Rande wieder auftauchen werde. In den folgenden Jahren von 1882 bis 1886 produziert Fehrs die in Anbetracht seiner großen beruflichen Belastung doch recht ansehnliche Zahl von elf Erzählungen und Novellen, die er teilweise in Kalendern und Zeitschriften erstveröffentlicht, dann Ende 1886 zu dem Erzählband *Allerhand Slag Lüd* zusammenstellt. 1890 legt er in *Allerhand Slag Lüd II* weitere vier längere Prosastücke vor, und das 1901 publizierte Buch *Ettgrön* versammelt neun plattdeutsche Geschichten, in denen der Zyklus teilweise fortgeführt wird.²²

Die hohen Erwartungen an Fehrs' weitere literarische Produktion, zu denen *Lüttj Hinnerk* die Berechtigung gab, erfüllt der Autor jedoch nicht. Vor allem die frühen, kurzen Stücke aus *Allerhand Slag Lüd I* entwerfen ein Bild der epischen Provinz Ilenbeck, das von der progressiven Perspektive der Novelle stark abweicht. Wesentlicher Unterschied ist die völlig andere Bewertung der sozialen Verhältnisse: Fehrs löst Ilenbecks Gesellschaftsordnung auf und wandelt sie zu einer harmonistischen Dorfgemeinschaft, in der die Protagonisten ihre Orientierung und Sinnerfüllung finden. Unübersehbar ist der erhobene Zeigefinger des Autors: Die kleinen Texte sind meist nur die Illustration eines moralischen Grundsatzes wie „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“, Lob der Nachbarschaftshilfe oder „Zähle dein Geld, bevor du es ausgibst“. Idealtypisch konstruierte Figuren (Lehrer, Pastor, Altbauer) geben

den in der sozialen Werteskala orientierungslosen Menschen (Kinder, Alkoholiker, Vertreter nicht-dörflicher Stände) Hilfestellung und sorgen für eine Integration in die homogen strukturierte Dorfgemeinschaft. Die in einem gesamtgesellschaftlichen und historischen Vakuum angesiedelten Handlungen weisen Fehrs' Tendenz zur Harmonisierung bzw. Ausblendung möglicher Konflikte auf. Kontrastiert man diese kurzen Erzählungen mit der Novelle *Lüttj Hinnerk*, wird eine starke Veränderung in den Schreibintentionen des Autors deutlich: Ließ die Sozialstruktur das Dorf für Hinnerk zur Anti-Heimat werden, in dem für seine Identität kein Raum war, so gerät Ilenbeck nun zu einer idyllischen Enklave, die für das orientierungslose Individuum Integrations- und Identifikationsmöglichkeiten bietet.

Zwischen 1885 und 1900 verringert Fehrs die regressive Tendenz seiner Erzählungen, indem er die schematische Konstruktion der erzählten Provinz Ilenbeck auflockert, verstärkt Individuen im Konflikt mit der Dorfgemeinschaft zeigt und die Handlungen an historische wie gesellschaftliche Referenzen anbindet.²³ Das hat die Reduzierung des Idyllencharakters Ilenbecks zur Folge, da durch die zaghaft angedeutete Abhängigkeit des Dorfes von der übrigen Welt auch die Negativwirkung von Provinzialität in die Darstellung einfließt.

Mit dieser Differenzierung der binnenliterarischen Welt geht auch eine Verbesserung der erzählerischen Qualität einher, da Fehrs einen Teil seiner die Fiktion bislang dominierenden Schematisierung aufgibt. Das Gros der bis ca. 1900 entstehenden Texte ist aber vom Range der Erstlingsnovelle noch weit entfernt. Läßt sich das „Erzählen mit erhobenem Zeigefinger“ in den frühen Zyklus-teilen leicht aus der Biografie des Autors erklären (Fehrs war schließlich Pädagoge), so liefert ein Blick auf Zeitgeschichte und die sozialen Bedingungen seines Lebens Hinweise, die die starke Veränderung innerhalb des Werkes verständlich machen.

Fehrs ist Zeuge einer der umfassendsten gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungen im Deutschland des letzten Jahrhunderts: Der rasche technische Fortschritt beschleunigt die Industrialisierung, was wiederum einen grundlegenden Wandel der Lebens- und Arbeitsbedingungen breiter Bevölkerungsschichten zur Folge hat. Landflucht, rasches Anwachsen der Städte mit unausbleiblichen sozialen Folgen sowie die zunehmende Proletarisierung von Handwerkern und Kleinbürgertum, zu dem auch Fehrs gehört, wirkt auf die Angehörigen dieser Schicht als Bedrohung. Wenn er sich auch in Ermangelung von Reiseanlässen kaum vor Ort in Hamburg, Berlin oder dem Ruhrgebiet ein unmittelbares Bild von den Entwicklungen machen kann, gibt es doch in Itzehoe genügend Informationsgelegenheiten.

Fehrs erlebt in seiner exponierten Stellung als angesehener Bürger des Landstädtchens²⁴, daß selbst hier oben im Norden die Auswirkungen der Vorgänge im Deutschen Reich spürbar sind: Der Verelendung begegnet er als Mitglied des Vereins zur Bespeisung bedürftiger Schulkinder, und die Bildungsprobleme der Arbeiter- und Handwerkerkreise versucht er durch seine Beteiligung an einer privaten Fortbildungsschule des Itzehoer Gewerbevereins zu verbessern, in deren Verwaltungsrat er mitarbeitet. Mangelndes Klassenbewußtsein und ein weit verbreiteter Kulturpessimismus der bürgerlichen Schichten lassen sich auch in Fehrs' Verhalten bzw. brieflichen wie literarischen Äußerungen erkennen. Anstatt die bereits angerissene soziale Spaltung in Ilenbeck konsequent weiterzuentwickeln, was politisch zu einer Parteinahme für die Benachteiligten und literarisch auf die Grundsätze des beginnenden Naturalismus hingeführt hätte, belebt Fehrs das konservative Ordnungsmodell einer vorkapitalistischen sozialen Gemeinschaft als funktionierender Organismus und hält dieses Idealbild seinen Lesern vor Augen. Ilenbeck bildet eine Gegenwelt zu der für Fehrs nicht überschaubaren, aber in allen Teilen existenzbedrohlich empfundenen Wirklichkeit. Das Genre der Dorfgeschichte als versuchtes „Abbild des vollen Lebens in der Beschränkung“ bietet die besten Voraussetzungen, unter vordergründiger Wahrung des Anspruches auf Realismus einige Lebensbereiche in der Fiktion einfach auszulassen, da hier ja nur ein eingeschränkter Wirklichkeitsbereich vorliegt und die Probleme der Zeit nur die nicht-provinziellen Räume zu betreffen scheinen.

Dem Umstand, daß auch die abgelegenen Regionen verstärkt in Abhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Zentren geraten, trägt Fehrs später zaghaft durch die vorsichtige Differenzierung seiner Erzählwelt Rechnung. Eine wirklich realistische Darstellung des Dorflebens hätte durchaus als Gegenbild zu den großstädtischen Verhältnissen funktioniert, aber Fehrs würde dann auch hier gewisse moderne Einflüsse akzeptieren müssen. Durch das Verlegen der Handlung der Einzeltexte auf den Zeitraum zwischen 1825 und 1850 nimmt er vielen Lesern die Identifikationsmöglichkeit. Nicht zuletzt deshalb mußten seine Erzählungen aufgrund ihres ahistorischen Charakters schon zur Zeit ihrer Publikation progressiveren Kreisen obsolet erscheinen.

Fehrs ist hierin kein Einzelfall, denn die meisten anderen niederdeutschen Autoren verhalten sich ähnlich: Im gleichen Maße, wie für sie die Entwicklung der Gegenwart ihre Überschaubarkeit und damit Sinnhaftigkeit einbüßt und die niederdeutsche Kultur gesellschaftlich an Boden verliert, werden sie auf fatale Weise aktiv. Statt sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen und dabei die niederdeutsche Literatur weiterzuentwickeln, bemühen

sie sich mit wenigen Ausnahmen, tradierte Formen zu stabilisieren, was im Endeffekt Stagnation bedeutet. Bereits jetzt gerät das Gros der niederdeutschen Literaturproduktion in eine Nische kultureller Bedeutungslosigkeit und wird zu einer sentimentalsten Feiabenddichtung.

Fehrs macht aus seinen Intentionen keinen Hehl, ja er gibt dem Leser seiner Bücher sogar noch deutliche Hinweise auf sein Kultur- und damit Gesellschaftsverständnis. Die Vorworte zu *Allerhand Slag Lüd* Band 1 und 2²⁵ spiegeln die grundsätzliche Einstellung des Autors wider:

„En goden Fründ, den ik mien Biller [und damit meint Fehrs die Erzählungen] al mal wiest heff, meen: ik schull doch Böker schrieven över Stadtlüüd un de vörnehme Gesellschaft – de Minschen op 'n Lann weern doch veelmals gor to unbehövelt, to groff un to ruuchmulig, dor weer ganz keen fiene Bildung. Na, wat is Bildung? De meisten meent dormit wieder nix as een Politur, oder een Prüük, de man opsetten deit, de aver von jeden Wind wegweiht warrn kann. Jawoll! op 'n Lann rüückt dat mitto en beetjen na 'n Kohstall un na Smeersteveln, ok is de Straat nich glatt as en Börgerstieg; aver büst mal an en Regendag in Hamborg west? Denn is de Dreck op 'e Straat so fien, o so fien, dat man sik vun nerrn bet baven beklackert, un wenn man sien Nees mitbröcht hett, so rüückt man dor ok nich luter Zittlröschen un Mariabettstroh. Verstah mi recht: ik bün en heel groten Fründ von de Bildung, de echt is un sik ümsett in Fleesch un Bloot; de hett man aver to'n lüttsten Deel ut Bökern un von Danzmeisters. De Wind aver un dat Schicksal weiht överall hin un schütt de Bööm, dat se woll mal scheef un krumm, aver wuddelfast warrt, oder dalstörrt un verolmt. So is dat Minschenhart woll ungefähr hier un dor datsülve, ob dat nu in de frische Landluft puckern deit oder in de dumpige Stadt.“²⁶

Im Vorwort zum zweiten Band von *Allerhand Slag Lüd* wiederholt Fehrs diese Positionsbestimmung: seine Geschichten höben sich ab vom Unfrieden, Streit und Lärm der Gegenwart; sie brächten zwar nichts von hoher Politik und hohen Prozenten, nichts von Titel und Tand, den man an Namen oder Brust hängen könne, hätten nichts zum Schief- und Krummlachen und wollten durchaus nichts wissen von der häßlichen Wut, die nun die Welt auf den Kopf stellen will – aber echte Treuherzigkeit, Einfachheit, Wärme und Herzlichkeit könnten sie verbreiten helfen und damit eine Antwort auf die Hast- und Ruhelosigkeit der Zeit geben.

In ähnlichem Zusammenhang bezieht Fehrs in einem Brief über *Allerhand Slag Lüd* aus dem Jahr 1894 auch die diesbezügliche Funktion der niederdeutschen Literatursprache ein, und es wird deutlich, daß sie mittlerweile für die Umsetzung seiner schrift-

stellerischen Intentionen unverzichtbar geworden ist: „Das Buch ist bei seinem Erscheinen ausgezeichnet aufgenommen, ist auch bereits über Schleswig-Holstein hinaus leidlich bekannt; schade ist nur, daß es mehr im Salon und in hochdeutschen Kreisen gelesen wird als dort, wo es eigentlich am Platze ist. Ich will ja nicht sagen, daß es nicht in den Salon gehöre; es ist gewiß ganz heilsam, wenn sich die gebildete oder gar verbildete Gesellschaft einmal umsieht nach dem einfachen Bauernvolk, bei dem neben mancherlei Thorheit doch viel Gesundheit und Natur zu finden ist. Aber dem arbeitenden Volk – ich meine hier vorzugsweise den sog. kleinen Mann, den Handwerker, Käthner, Arbeiter p.p. – , welches auch anfängt, nach Lektüre zu fragen, thun Bücher not, die ihm zeigen, was es an seiner schönen Muttersprache hat und was es leichtfertig wegwirft, wenn es sich absolut hochdeutsch geberden will.“²⁷

Jeder, der sich literarhistorisch ein wenig auskennt, weiß, worauf diese programmatischen Äußerungen abzielen: Die kontrapunktische Gegenüberstellung von Stadt und Land, echter und aufgesetzter Bildung, bildhaft verschlüsselt auch von gesund und krank, Herz und Kopf, schließlich Salon und Hütte unter eindeutiger Wertezuweisung verraten ein Denken des Autors, das in unmittelbarer Nähe zur Heimatkunstabewegung steht. Fußend auf kulturpessimistischen Schriften von Friedrich Lienhard, Julius Langbehn, Ernst Wachler und anderen bildet sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine kleine Gruppe konservativer Literaten und Publizisten, die in Opposition zum Naturalismus und jeglichen modernen Kulturströmungen eine verstärkte Hinwendung zum „Heimatlichen“ völkischer Prägung in der Literatur fordern.²⁸

Ihr Programm setzt sich im wesentlichen aus einer Reihe von Anti-Einstellungen zusammen: Antimodernismus, Antiintellektualismus, Antiliberalismus, Opposition gegen Naturwissenschaft, Technik, Stadt und Fortschritt sowie schließlich auch Antisemitismus bilden die Eckpunkte in den oftmals wenig klaren Forderungen. Fehrs, der schon früh einige dieser Punkte in seinen Texten realisiert, erfüllt durch den Aufbau seiner epischen Provinz eines der Ziele jener Bewegung: Wenn jede Region Deutschlands den dort lebenden Stamm in all seinen Eigenheiten unverfälscht literarisch darstellen würde, könnte die Leserschaft eine grundsätzliche Orientierung darin finden und wäre den modernen Kulturentwicklungen nicht schutzlos ausgeliefert. Fehrs' Werk wird deshalb schon früh in den Kreisen der Heimatkunstabewegung positiv zur Kenntnis genommen, wobei aufgrund des beschränkten Radius der niederdeutschen Literatursprache einer großräumigen Verbreitung seiner Bücher Grenzen gesetzt sind.

In zunehmendem Maß wird in den Rezensionen zu Fehrs' Büchern²⁹ ab 1900 der Aspekt der Heimatkunst hervorgehoben, vor allem natürlich in konservativen Kreisen, die die literaturkritische Rezeption niederdeutscher Texte ohnehin weitgehend bestimmen. Fehrs fühlt sich durchaus richtig eingeordnet, denn er versteht sich selbst als Heimatkünstler. Abgesehen von seiner Bekanntschaft mit Adolf Bartels, einem der wortreichsten Propagandisten der Bewegung³⁰, verbindet ihn eine enge Freundschaft mit Timm Kröger, der in seinen hochdeutschen Erzählungen als einer der frühesten Vertreter der Heimatkunstabewegung gilt. Aus den Briefen der beiden lassen sich weitere diesbezügliche Hinweise entnehmen, so u.a. Fehrs' Einschätzung des erfolgreichen Gustav Frenssen, den er nicht recht leiden kann und in dessen Büchern er die Echtheit der Darstellung vermißt.

Fehrs' Werk steht zur Entwicklung der Heimatkunstabewegung in einem eigenartigen Verhältnis. Schon mehr als zehn Jahre vor ihrer Hauptphase der Programmdiskussion – Karlheinz Rossbacher setzt hierfür die Zeit von 1895 bis 1905 an³¹ – verfaßt Fehrs seine ersten Erzählungen, die man als indirekte Vorwegnahme zentraler Programmpunkte einstufen kann. Als die Bewegung an Zuspruch gewinnt und in gewissem Sinn eine Schule bildet, erweitert Fehrs den engen Zuschnitt seines Erzählhorizontes bereits, und mit dem Jahr 1900, in dem die eigentliche Blütezeit der Heimatkunstabewegung beginnt, setzt Fehrs' dritte und letzte Schaffensperiode des Ilenbeck-Zyklus ein, in welcher er sich am weitesten von der schematisierten Idylle der Anfangsjahre entfernt. Außer Texten wie den Charakterstudien *Ehler Schoof* (1901) und *Leben un Dood* (1912)³² widmet er sich vor allem der Fertigstellung seines Romans *Maren*, den er schon um das Jahr 1886 begonnen hat, aber von langen Arbeitspausen unterbrochen nur schleppend weiterführen kann. Erst mit dem Eintritt in den Ruhestand gewinnt Fehrs ab 1903 die nötige Muße zur Vollendung seines Alterswerkes, mit dem er den Ilenbeck-Zyklus in einigen Teilen beschließen will.

Man merkt dem 1907 endlich publizierten Buch³³ seine schwierige Entwicklung über zwanzig Jahre hin deutlich an, denn Fehrs vermag es in Ermangelung eines Gesamtkonzeptes nicht, dem Roman eine geschlossene Form zu geben. Von zahlreichen Nebenhandlungen unterbrochen und in sich nicht stringent aufgebaut, wirkt *Maren* wie ein wenig strukturiertes Stück Langprosa, aus dem man ohne Schaden für das Leserverständnis einige Passagen streichen könnte. In dem Bestreben, ein umfassendes Zeit- und Lebensbild aus seiner epischen Provinz zu geben – bezeichnenderweise führt das Werk den Untertitel *En Dörproman ut de Tied von 1848/51* – verliert Fehrs den roten Faden der Handlung

mehrfach aus den Augen. Seine narrativen Kompetenzen reichen für die Bewältigung dieser Großform der Prosa nicht aus.

Die Haupthandlung des Romans ist schnell umrissen: Maren Boysen kommt mit ihrer Nichte Maria nach Ilenbeck auf den Hof des reichen Bauern Paul Struck, um die Heirat der beiden auszurichten. Maria verliebt sich jedoch in den Leutnant Magnus von Sterlau, der zu den im Dorf einquartierten Truppen gehört, die an der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark teilnehmen. Da eine finanzielle Hilfe Strucks für den in Schwierigkeiten befindlichen Hofbesitzer Boysen der eigentliche Grund für die nun gefährdete Heirat mit dessen Tochter ist, tritt Maren an die Stelle ihrer Nichte. An zahlreichen Beispielen zeigt Fehrs im Verlauf des Romans, wie sich das zielstrebige Handeln Marens positiv für das Dorf auswirkt. Die Heldin stirbt schließlich bei der Geburt ihres ersten Kindes. In den Nebenhandlungsteilen widmet sich der Autor zur Hauptsache Figuren, die schon aus früheren Erzählungen bekannt sind; beziehungsweise nutzt er sie zur Einbringung von historischem Kolorit.

In den Texten der dritten Werkphase ab 1900 erreicht Fehrs eine Öffnung der anfänglich als hermetisch abgeschlossen dargestellten Provinz Ilenbeck. Durch die Anbindung an die historischen Vorgänge um die schleswig-holsteinische Erhebung gewinnt er wesentliche Wirklichkeitsbereiche für die Handlung hinzu. Den engen Kreis der Dorfbevölkerung erweitert er durch das Einbeziehen von Personen aus anderen Gegenden des deutschen Reiches, die nicht – wie in früheren Erzählungen – als Fremde pauschal mit negativen Eigenschaften belegt waren, sondern die nun auch positive Impulse in das Dorfleben bringen. Das Rekurren auf authentische zeitgeschichtliche Ereignisse macht Ilenbecks Abhängigkeit von politischen Zentren wie Kopenhagen oder Kiel deutlich. Das bedeutet – literarisch wie politisch – das Ende der autonomen Provinz.

Das Ideal einer sozialen Gemeinschaft, welches ursprünglich in der Ilenbecker Dorfordnung repräsentiert war, läßt Fehrs jedoch nicht völlig fallen. Er erweitert die Konstruktion, so daß nun das Vorbild einer nationalen Gemeinschaft in Gestalt von Schleswig-Holsteins Anschluß an den Deutschen Bund favorisiert wird. Zaghaft wertet er auch die Großstadt wieder auf und knüpft damit an *Die todte Anna-Cathrin* an. Waren es dort die Bildungsmöglichkeiten, die die Stadt dem Dorf voraus hatte, so ist der Autor nun insgesamt mit dem Fortschritt versöhnt, solange dieser nicht zu schnell vor sich geht. Auch der letzte Abschnitt des Ilenbeck-Zyklus, nämlich die Texte der Jahre 1901 bis 1913, sind aufgrund zahlreicher inhaltlicher und struktureller Elemente zur Heimatkunst zu rechnen, wobei Fehrs hier eine literarisch anspruchsvolle

Verarbeitung gelingt. Er unterscheidet sich darin wohltuend von zahlreichen anderen niederdeutschen Prosaautoren wie Friedrich Freudenthal oder Gustav Stille, deren mangelnde schriftstellerische Fähigkeiten nur eine wenig individuelle Umsetzung der Heimatkunstprogrammatik zulassen. Die Erstlingsnovelle *Lüttj Hinnerk* hebt sich aber deutlich vom gesamten späteren Erzählwerk des Autors ab, und es ist letztendlich nicht schlüssig zu erklären, wie Fehrs zu der ausgesprochen modernen Perspektive in diesem Text gekommen ist.

Innerhalb der niederdeutschen Erzählliteratur nimmt Fehrs' Ilenbeck-Zyklus eine herausragende Stellung ein. Ähnlich wie Bernhard Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (1843) hängen die einzelnen Erzählungen und Novellen sowie der Roman durch eine wiederholte Verwendung von Schauplätzen, Personen und Motiven untereinander zusammen. Um sein Bestreben nach literarischer „Ganzheit“ im Sinne von Objektivität als Überwindung vereinzelter, subjektiver Eindrücke und Schilderungen zu verwirklichen, entwickelt der Autor eine besondere Technik des kumulativen Erzählens, d. h. er verbindet die Einzeltexte nicht nur durch gleiche Merkmale der jeweils erzählten Welt, sondern verknüpft sie zusätzlich durch Anspielungen auf in früheren Texten ausgeführte Ereignisse und Handlungen. So virtuos das kumulative Erzählen auch zur Erreichung einer textübergreifenden Gesamterzählstruktur gehandhabt zu sein scheint, so wenig funktional ist es für den Leser in Anbetracht der Einzelveröffentlichung Fehrscher Texte in Kalendern und Zeitschriften. Ohne weitere Werkkenntnis bleiben einige Anspielungen nicht entschlüsselbare Leerstellen. Trotzdem hat Fehrs mit dem Ilenbeck-Zyklus für die niederdeutsche Literatur wohl die facettenreichste Erzählwelt geschaffen, und es finden sich darin einige sehr lesenswerte Prosastücke, die auch weitere eingehende Untersuchungen wert sind.

- 1 Sämtliche Texte des Verfassers liegen in der sechsbändigen Edition *Sämtliche Werke in zeitlicher Reihenfolge* vor (Hamburg/Neumünster: Verlag der Fehrs-Gilde bzw. Edition Fehrs-Gilde 1986–1993; im folgenden SW); jeder Teilband umfaßt einen detaillierten Kommentar zur Werkentwicklung sowie Quellen und Dokumente zur Entstehung und Wirkung der Texte. Über Autor und Werk informiert ferner der Studienband *Johann Hinrich Fehrs – ein Erzähler der Provinz*, hrsg. v. K. Dohnke u. A. Ritter, Heide 1986. Fehrs' Nachlaß wird in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel aufbewahrt.
- 2 Die zwischen 1875 und 1915 entstandenen Rezensionen liegen gesammelt in Band 4.2 der *Sämtlichen Werke* vor.
- 3 Siehe die diesbezüglichen Texte und Dokumente im Anhang zu SW Band 5.

- 4 Die im Nachlaß befindliche Korrespondenz mit Jürgen Friedrich Ahrens legt hiervon Zeugnis ab. Als weitere wichtige Quelle siehe J. H. Fehrs, *Briefe an Heinrich Hansen*. Hrg. v. d. Fehrs-Gilde. Kiel 1929.
- 5 J. H. Fehrs: *Klaus Groth und seine Dichtungen* (1878), in: SW 4.1, S. 24–72; Zitat S. 27.
- 6 Vgl. J. H. Fehrs, *Briefe an Heinrich Hansen*, Kiel 1929.
- 7 Joachim Mähl (1827–1909), niederdeutscher Erzähler und Lyriker aus Niendorf/Holstein. Jürgen Friedrich Ahrens (1834–1914), Gewerbeschuldirektor aus Bünzen, Gelegenheitslyriker. Johann Meyer (1829–1906), niederdeutscher Lyriker und Dramatiker aus Wilster; vgl. Kay Dohnke, Schriftsteller im Kreis Steinburg, Folge 5, in: *Steinburger Jahrbuch* 1982 (Itzehoe 1981), S. 220–228. Paul Trede (1829–1908), Verfasser hoch- und niederdeutscher Lyrik und Prosa aus Brokdorf; vgl. Kay Dohnke, „...ein Berufsschriftsteller bin ich nie gewesen.“ Leben, Werk und Wirkung des schleswig-holsteinischen Regionalautors Paul Trede (1829–1908), in: Waldtraut Feldtmann (Hrg.), *Paul Trede. Ausgewählte Werke*. Neumünster 1993. S. 397–426.
- 8 J. H. Fehrs an Jürgen Friedrich Ahrens, Itzehoe 1884. Die Texte sind abgedruckt in SW 5.
- 9 Itzehoe: Nusser 1877.
- 10 K. Hasselmann, Rezension zu *Lüttj Hinnerk*, in: *Itzehoer Nachrichten* 20.12.1877. Wieder abgedruckt in SW 1, S. 330–332.
- 11 Vgl. auch Claus Schuppenhauer, Lüttj Hinnerks Tod – Schicksal, Unfall oder Totschlag. In: C. S., *Plattdeutsche Klassiker 1850–1950*. Leer 1982. S. 61–90.
- 12 J. H. Fehrs an Klaus Groth, Itzehoe 31.12.1877; vgl. SW 1, S. 336.
- 13 Theodor Storm an J. H. Fehrs, Husum 20.1.1878; vgl. SW 1, 336–337.
- 14 J. H. Fehrs an Theodor Storm, Itzehoe Januar/Februar 1878; vgl. SW 1, 337–341.
- 15 J. H. Fehrs an Heinrich Hansen, Itzehoe 8.3.1904; vgl. SW 1, S. 326–327.
- 16 *Aus der Jugendzeit* (1908), in: SW 4.1, S. 217–235.
- 17 J. H. Fehrs an Heinrich Hansen, Itzehoe 23.9.1906.
- 18 Der Text des Romanfragmentes sowie der Kommentar zu seiner Entstehungsgeschichte sind in SW 4.1 abgedruckt.
- 19 J. H. Fehrs an Klaus Groth, Itzehoe 18.7.1878.
- 20 J. H. Fehrs an Jürgen Friedrich Ahrens, Itzehoe 30.11.1882; vgl. SW 1, S. 349–350.
- 21 Vgl. *Fru Sorrow* in SW 4.2, S. 346–355 bzw. 649f.
- 22 Die Texte aus *Allerhand Slag Lüd* Band 1 sind in SW 1, jene aus *Allerhand Slag Lüd* Band 2 und der Sammlung *Ettgrön* in SW 2 abgedruckt.
- 23 Zu Fehrs' Ilenbeck-Zyklus vgl. Kay Dohnke, Ilenbeck – Realität und Fiktion einer „erzählten Provinz.“ Entwicklung, Struktur und Referenz von J. H. Fehrs' erzählerischem Werk, in: *Johann Hinrich Fehrs – ein Erzähler der Provinz*. Heide 1986. S. 93–142.
- 24 Vgl. Manfred Koch: *Johann Hinrich Fehrs – Schriftsteller, Pädagoge, Bürger. Eine Biographie 1838–1916*, in: *Johann Hinrich Fehrs – ein Erzähler der Provinz*. Heide 1986. S. 9–76.
- 25 Vgl. SW 1, S. 278–281 u. SW 2, S. 417–418.
- 26 *En Woort för den, de 't lesen mag* (1886), in: SW 1, S. 278–281.

- 27 J. H. Fehrs an Heinrich Hansen, Itzehoe 8.12.1894; vgl. SW 1, S. 374.
- 28 Zur Heimatkunstbewegung vgl. Karlheinz Rossbacher, Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Stuttgart 1975; Kay Dohnke, Heimatliteratur und Heimatkunstbewegung, in: Handbuch der deutschen Reformbewegungen. Hrg. v. Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke. Wuppertal 1998. S. 481–493.
- 29 Vgl. die Dokumentenanhänge in SW 2 und 3.
- 30 Zu Bartels siehe Thomas Rösner, Adolf Bartels, in: Uwe Puschner u.a. Hrg., Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. München 1996, S. 874–894.
- 31 Rossbacher, wie Anm. 28, S. 13f.
- 32 SW 2 bzw. 3.
- 33 Zur Entstehungsgeschichte von *Maren* vgl. den Kommentar zu SW 3.

Professor Johannes Harder

Ein Kunsthandwerker aus Kellinghusen

Von

Elke Dammann (Kellinghusen)

Die Nachforschungen nach seinem Lebensweg waren zunächst etwas schwierig, doch konnten Nachkommen von Johannes Harder schließlich weiterhelfen.

Am 20. August 1877 wurde Johannes Harder als erster Sohn der Eheleute Johannes Harder und Anna, geb. Mesch, in Kellinghusen geboren. Der Vater war Zimmermann und betrieb einen fürs damalige Kellinghusen typischen Holzstapelplatz. Johannes Harder sen. schied früh freiwillig aus dem Leben. So lag es an der Mutter, die Kinder allein zu erziehen und auf den rechten Weg zu bringen. Das gelang ihr mit Weißnäherei, und sie eröffnete später ein Handarbeits- und Weißnähergeschäft in der Neuen Straße.

Zunächst besuchte der Sohn bis 1887 die Volksschule, war aber so begabt, daß die Mutter dafür sorgte, daß er bis 1893 auf eine Private Realschule wechseln konnte.



Johannes Harder und seine Frau Auguste, geb. Böttiger

Zu Ostern 1893 kam er als Lehrling zu Tischlermeister Engel in Kellinghusen, erwies sich während seiner Ausbildung sehr talentiert, so daß ihm der Kellinghusener Bildungsverein 1894 und 1895 eine Prämie für sehr gute Leistungen gab, eine weitere Prämie 1897 für sehr gute Leistungen im Freihandzeichnen.

Johannes Harder bestand seine Gesellenprüfung nach drei Lehrjahren mit „sehr gut“ in der praktischen als auch in der theoretischen Arbeit. Nach Pfingsten 1897 siedelte er nach Hamburg und arbeitete in der Möbelfabrik Rothermundt.

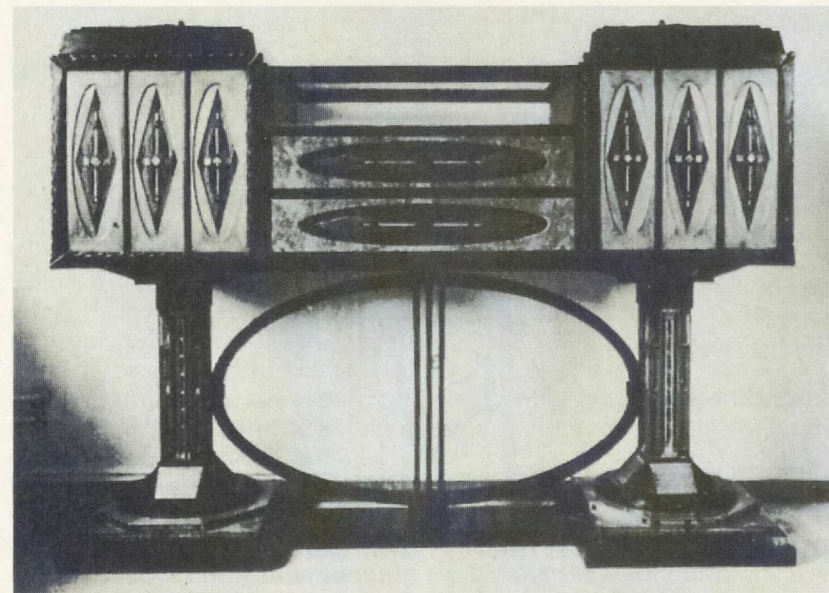
Von 1897 bis 1898 studierte er, wahrscheinlich mit Hilfe eines Stipendiums der Stadt Kellinghusen, an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg. Seine Unterrichtsfächer belegen: Figurenzeichnen, Entwerfen von kunstgewerblichen Gegenständen, Möbelentwürfe, Zimmereinrichtungen, Stil-, Formen- und Farbenlehre, Heraldik, Schattenkonstruktionen usw. Der Fleiß wird auch hier mit „sehr gut“ bewertet.

Johannes Harder geht dann nach Berlin auf die Königliche Kunstschule und arbeitet unter Prof. Eckmanns Aufsicht an Aufträgen von Möbeln und ganzen Zimmereinrichtungen, zeichnete mit am Arbeitszimmer für den Großherzog von Hessen, dem Schlafzimmer der Kaiserin auf ihrer Jacht – Iduna –, auch an einem Musikzimmer, welches der neuen Hochschule für Musik zum Geschenk gemacht wurde und welches auf der Pariser Weltausstellung 1900 ausgestellt war.

Zu Ostern 1901 beendete Harder seine Ausbildung und machte sich in Berlin als kunstgewerblicher Zeichner selbständig – allerdings nur wenige Monate. Ein halbes Jahr arbeitete er als Möbelarchitekt in Halle und erfuhr rein zufällig von einer Neueinrichtung einer Fachklasse in Krefeld. Weil er sich für fähig genug hielt, bewarb er sich in den schwierigsten Fächern – Ornamentzeichnung, Linearzeichnen, Projektionslehre usw., wovon er auch das Kuratorium der Schule überzeugen konnte. Eine solche Auffassung blieb nicht ohne Wirkung auf die gewerblichen Schulen der Stadt. Harder suchte jede Gelegenheit, sich in seiner Tätigkeit zu vervollständigen.

Vom 15. 6. bis 8. 8. 1903 besuchte er einen Meisterkursus für Tischler in Köln. 1906 bat er um Urlaub, weil er Arbeiten für die in Dresden später berühmt gewordene dritte Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung vorantreiben wollte. Es verwundert nicht, daß die Schule seine Leistungen hoch schätzte.

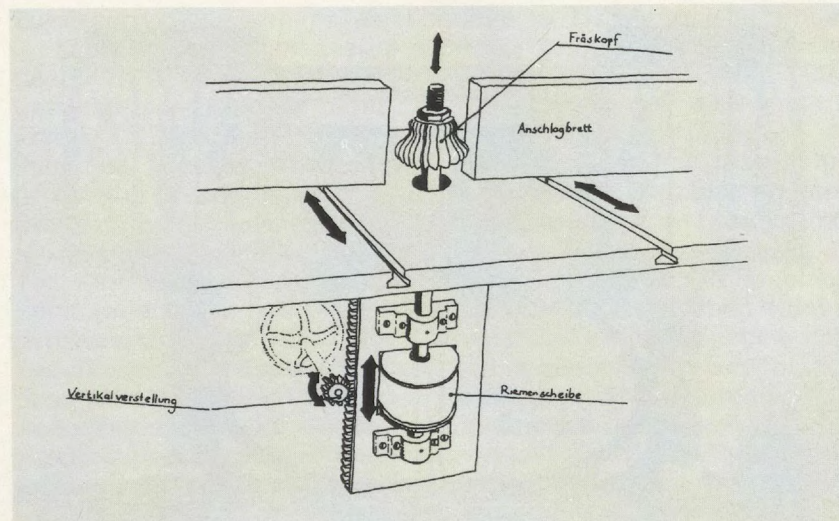
Johannes Harder heiratete am 20. 8. 1904 Auguste Böttiger und kaufte für seine wachsende Familie ein Haus. Für sich selbst richtete er eine Werkstatt für Kunstoffschlerei ein. Seine eigenen Werke reichten vom Gartenpavillon über Dielenschränke und Sitzmöbel bis zur Kleinkunst. Er war bekannt durch seine Intarsienarbeiten



Zu den Arbeiten von Johannes Harder gehören kunsthandwerkliche Kleinobjekte ebenso wie Möbel oder komplette Innenausstattungen. Nur sehr wenige dieser Stücke sind bis heute bekannt und erhalten geblieben. Das Charakteristische seiner Arbeiten wird neben den erhaltenen Gegenständen auch durch schriftliche Äußerungen z.B. in dem von ihm verfaßten Buch „Intarsia“ und insbesondere durch die Arbeiten seiner Schüler vermittelt: Harder lehrte über 30 Jahre an der Kunstgewerbeschule in Krefeld. An seinen Arbeiten lassen sich sowohl Einflüsse des Jugendstils als auch – in späteren Jahren – der Bauhausbewegung ablesen.

Die Arbeiten Johannes Harders sind durch die sogenannte Krefelder Frästechnik gekennzeichnet, die er entwickelte. Seine besondere Spezialität war das Anfräsen schlichter oder farbighauszusammengesetzter Hölzer, gewellte Kanten und Durchbrucharbeiten an den Werkstücken. Er schätzte besonders exotische Hölzer. Außerdem gestaltete er häufig Einlegearbeiten: Intarsien aus Holz, Perlmutter, Elfenbein oder Messing wurden ebenso eingesetzt wie Halbedelsteine.

Den oben abgebildeten Kabinettschrank schenkte Johannes Harder 1911 der Stadt Kellinghusen für das neu erbaute Rathaus. Es ist das einzige bekannte Stück von ihm, das sich im öffentlichen Besitz befindet.



Fräsmaschine der Werkstatt Harder (Erinnerungsskizze)

und Fräsformen, durch Verwendung edler Hölzer und Mineralien. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches stand auch die Schule in Krefeld vor der Aufgabe, völlig neu anzufangen, ohne allerdings zu wissen, woher Geld und Materialien kommen sollten. Harder stellte den Antrag auf vorzeitige Pensionierung. Doch seinem Antrag wurde nicht entsprochen. Harder wurde befördert, 1922 zum Oberlehrer, 1923 zum Lehrer der Fachklasse für Möbel und Hausrat mit dem Titel zum Professor, 1925 zum Leiter dieser Fachklasse. Er wurde auch kommissarischer Schulleiter und verwaltete dieses Amt jahrelang. In einer damaligen Zeitungskritik stellte man anerkennend fest, „daß Professor Harder während seiner dreißigjährigen Tätigkeit rund 600 heutige Meister in ihrem Fache ausgebildet hat, und wer die Arbeiten seiner Schüler gesehen hat, dem ist ohne weiteres verständlich, daß hier eine Persönlichkeit arbeitet, zu der immer noch ehemalige Schüler kommen und Rat holen“! Harder kam dann später zurück nach Kellinghusen und starb nach einer schweren Krankheit am 22. August 1948 in der Preußersstraße.

Quellenangabe:

Auszüge aus: Beiträge zur Kunst und Kulturgeschichte Nordelbingen.
Zu danken ist Herrn Wolfgang Reschke, Itzehoe.
Mit freundlicher Unterstützung von Familie Scriba aus Gengenbach, der ich hiermit sehr herzlich danke.

Wer war Professor Heinrich Siewers?

Von
Elke Dammann (Kellinghusen)

Wer war eigentlich Professor Heinrich Siewers?

Kaum einer der heutigen Kellinghusener Bürger kann sich an den alten Herrn mit seinem schlohweißen Haar und dem vornehmen Kinnbart erinnern. Die Verfasserin dieses Berichts, Elke Dammann, hatte aber das große Glück, ihn persönlich zu kennen.

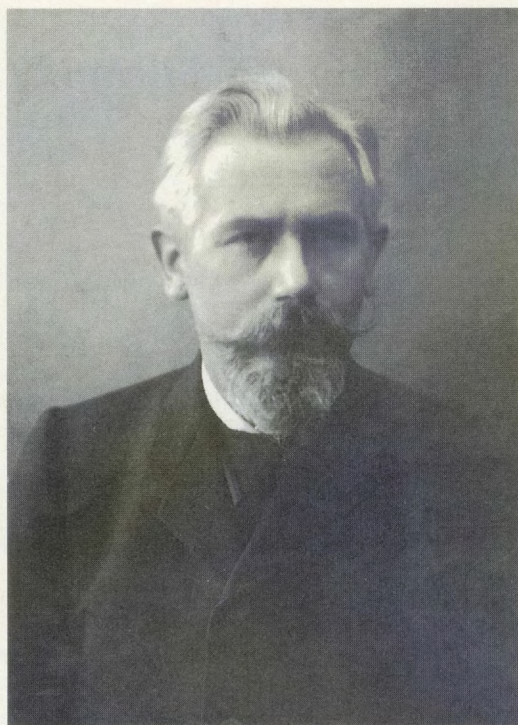
Häufig, um nicht zu sagen täglich, war er auf seinen Spaziergängen in der Overndorfer Lieth und zwischen Ziegeleiweg und Gartenstraße anzutreffen.

Der herrliche Garten auf seinem Grundstück am Ziegeleiweg wurde von Heinrich Siewers liebevoll betreut, und ganz besonders widmete er sich der Blumenzucht. Er züchtete Maiglöckchen, die er zwecks Parfümherstellung nach Amerika verkaufte.

Ebenso bemühte er sich um die Aufzucht von Tulpen, auf deren Farbstellung er ganz besonders stolz war. Elke Dammann, geb. Wilkens, beschreibt die Farbe als ganz dunkelrot, welches fast schwarz anmutete.



Elterlicher Hof von Prof. H. Siewers, mit Altenteilerhaus



Professor Heinrich Siewers

Die Verfasserin erinnert, daß einmal Kinder in seinem Garten herumtrollten und die wertvolle Züchtung ruinierten. Darüber war Professor Siewers sehr, sehr traurig; die ganze Arbeit für ein Jahr war zunichte gemacht.

Heinrich Siewers erblickte im Jahre 1861 in Overndorf als eines von neun Kindern des Hufners und Ziegelei-besitzers Daniel Siewers und seiner Ehefrau Catharina geb. Delfs das Licht der Welt. Der Vater war auch Klostervogt von Overndorf, das damals dem Kloster Itzehoe unterstellt war. Heinrichs Bruder Julius erbte später den Hof, Gustav betrieb eine

Bäckerei und Konditorei in Overndorf, Emil ging nach Oberschlesien und wurde Diplomingenieur, Hans studierte Medizin und verstarb jung. Die Schwestern Minna und Berta verstarben ebenfalls in jungen Jahren. Emma, eine Kunstmalerin, führte dem Bruder Heinrich mit der anderen Schwester Ida den Haushalt.

Heinrich Siewers verließ seine Heimatstadt und studierte Maschinenbau. Bereits 1899, mit 38 Jahren, unterrichtete er die Studenten an der Ingenieurschule in Dortmund. 1903 wurde er aufgrund seiner besonderen Fähigkeiten zum Professor ernannt. Der Jungeselle Siewers führte zu der Zeit ein durchaus standesgemäßes Haus in der Winterfeldstraße 30 in Dortmund.

Seine Schwestern Ida und Emma besorgten den häuslichen Teil. Neben seiner Tätigkeit als Dozent befaßte sich Heinrich Siewers mit der Weiterentwicklung bestimmter Maschinen.

Aus den Papieren des Kaiserlichen Patentamtes in Berlin geht hervor, daß im April 1906 in Dortmund die Patentschrift Nr. 186222 von Heinrich Siewers herauskam. Diese beschreibt eine Doppelschieber-Steuerung mit umsteuerbarem Antrieb. Darin heißt es:



Ida und Emma Siewers auf dem Weg zur Villa

„Ein Nachteil der gebräuchlichen Umsteuerungen mit einem Schieber besteht in der ungünstigen Dampfverteilung bei kleinen Füllungen. Eine bessere Dampfleistung wird erreicht, wenn die Umsteuerung in bekannter Weise als Doppelschieber-Steuerung ausgebildet wird.“ Dazu folgt dann eine genaue Beschreibung seiner Erfindung.

Am 26. September 1907 wurde ihm ein Patent für Gaserzeuger für teerfreies Gas vom Kaiserlichen Patentamt bescheinigt. Es gab aber auch Anmeldungen, die vom Patentamt abgewiesen wurden mit der Begründung, daß es in ähnlicher Weise so etwas schon gab.

Für Patente mußten schon damals erhebliche Gebühren entrichtet werden. blieb dann nur zu hoffen, daß man für seine Erfindungen so schnell wie möglich einen Käufer fand!

1926 kehrte Heinrich Siewers als Ruheständler nach Kellinghusen zurück. Hier hatte sein Vater bereits 1909 damit begonnen, auf dem Grundstück am Ziegeleiweg eine stattliche Villa zu errichten. Doch als das Haus 1910 bezugsfertig war, starb Daniel Siewers. Daraufhin wurde seine Witwe Catharina als Grundstücksbesitzerin eingetragen. Sie verstarb 1914 im Ziegeleiweg. Von dieser Zeit an waren Emma, Berta, Minna, Heinrich und Ida Siewers zu gleichen Teilen Nutznießer des gesamten Anwesens. Berta und Minna sind, wie schon anfangs erwähnt, relativ jung gestorben.



Obstgarten am Ziegeleiweg mit Villa im Hintergrund

Im Jahre 1930 wurden Heinrich, seine Schwester Ida und die Nichte Ella aus der Gartenstraße zu gleichen Teilen als Eigentümer eingetragen.

Die unverheiratete Schwester Ida hat ihren Bruder bis an sein Lebensende betreut. Mit 92 Jahren starb Professor Heinrich Siewers am 10. Oktober 1953.

Das schöne Haus mit dem herrlichen Garten und alten Baumbestand erbte die nächste Generation, die es noch im gleichen Jahr an Willi Laue aus Rosdorf verkaufte.

Der neue Besitzer teilte das Anwesen am Ziegeleiweg in Parzellen auf und verkaufte davon Bauplätze.

Quellenangabe:

Auszüge aus dem kaiserlichen Patentamt, Berlin, mit freundlicher Unterstützung der Familie Stafe und Frau Ute Siewers, Lübeck.

Wenzel Hablik und das Hand-Werk

Einflüsse des Künstlers auf Itzehoeer Meister

Von
Hans Walter Scheel (Itzehoe)

Wer als kleiner Gymnasiast die Bänke der ehrwürdigen Kaiser-Karl-Schule zu Itzehoe drückte und bei allen feierlichen Anlässen in der Aula dieser Anstalt auf drei wandfüllende Monumental-Gemälde blicken durfte – das Feuerbild direkt hinter dem Rednerpult war immer wieder faszinierend –, für den war der Künstler jener Gemälde, nämlich Wenzel Hablik, schon damals eine feste Itzehoeer Größe. Wenn darüber hinaus im Elternhaus – natürlich im sogenannten guten Zimmer – noch ein expressionistisches Blumenbild mittlerer Größe desselben Künstlers Zeugnis ablegte von der Zuwendung der Eltern zu eben diesem ungewöhnlichen Itzehoeer Bürger, dann war man schon von Kindesbeinen auf den richtigen Weg gebracht, um diesem genialen wie unbequemen Menschen Wenzel Hablik Verständnis und Anerkennung entgegenbringen zu können. So war es mir vor 50 Jahren ergangen.

Vor 35 Jahren dann, inzwischen erwachsen geworden, entdeckte ich zufällig im Keller des Itzehoeer Hauses Talstraße 14 – der ehemalige Besitzer Wenzel Hablik war längst verstorben –, daß wohl nur wenige seiner Kunstwerke einen Käufer gefunden hatten: eine sehr große Anzahl seiner Gemälde lagerte dort, ordentlich aufgereiht und Rücken an Rücken angeordnet; sie warteten alle – so schien es mir damals – geduldig auf den erlösenden Augenblick der Wiederentdeckung, und das seit Mitte der dreißiger Jahre. – Für mich war dieser Anblick zugegebenerweise etwas desillusionierend.

Doch die Renaissance der Wertschätzung dieses Künstlers und seiner Werke begann schon damals, nämlich Mitte der sechziger Jahre mit einer Ausstellung durch Martin Urban im Schleswiger Landesmuseum. Später dann wurde durch seine beiden Töchter Susanne und Sibylle die Stiftung ins Leben gerufen, und im Jahre 1981 ehrte der Künstlerbund Steinburg im neuen Itzehoeer Kunsthaus Reichenstraße diesen bedeutenden Künstler unserer Stadt mit einer großen Ausstellung seiner umfassenden Werke. Wenzel Hablik war, wie wir alle wissen, posthum ein großer Durchbruch des Verstehens und der Wertschätzung gelungen. Damit war für

den eingangs erwähnten Gymnasiasten, nämlich für mich, die ursprüngliche Sicht jetzt wieder ins richtige Lot gebracht: Wenzel Hablik war zu seiner Zeit eben doch ein beachtenswerter Künstler unserer Stadt gewesen und ist es im verstärkten Maße auch heute immer noch.

Soweit zu meinem persönlichen Verhältnis zu diesem ungewöhnlichen Menschen, welches geprägt war durch Schule, Elternhaus und eigenes Erleben. Später hat mich die Fragestellung bewegt, ob dieser geniale Künstler auch zu seinen Lebzeiten die unmittelbaren Mitbürger von seinen Ideen und Vorstellungen hat begeistern können. Oder konkreter gefragt: haben einige Itzehoeer Handwerksmeister und sonstige Kunstschaffende seine Entwürfe als Designer aufgegriffen, haben sie sich die Ideen von Wenzel Hablik zu eigen gemacht und von sich aus weitergetragen, haben sie seine Vorstellungen als revolutionär begriffen und ihm nachzueifern versucht? Im Folgenden werde ich versuchen, diese Fragen anhand einiger mir bekannter Beispiele exemplarisch zu beantworten.

Wir wissen, daß in der Handweberei auf dem Holzkamp durch das Wirken seiner Frau Lisbeth Hablik-Lindemann viele Arbeiten nach seinen Vorschlägen und Ideen entstanden sind. Wir wissen auch, daß die Itzehoeer Firma Soetje seinerzeit nach seinen Entwürfen Tapeten hergestellt und vertrieben hat und daß die Kunst- und Möbeltischlerei C.H.R. Schwinkendorf nach Plänen und Zeichnungen von Hablik Möbel hergestellt hat. Auch Arbeiten in einigen Itzehoeer Geschäfts- und Bürgerhäusern im Bereich Design und Architektur sind bekannt, ebenso wie seine Vorstellungen in Richtung „Gesamt-Kunstwerk“.

Doch zurück zur Fragestellung nach den Handwerksmeistern und sonstigen Kunstschaffenden vor Ort: wer von ihnen hat sich begeistern lassen von den Ideen des Wenzel Hablik, wer hat Arbeiten nach seinen Vorstellungen oder Entwürfen ausgeführt? Ich kann diese Frage nur beispielhaft, nicht allgemein beantworten und sage: ja, es gibt eine Reihe mir bekannter Arbeiten, welche eindeutig nach den Ideen, Entwürfen oder Vorstellungen dieses vielseitigen Künstlers hier in Itzehoe entstanden sind, und zwar in den Jahren 1920 bis 1930, und welche seine avantgardistische Handschrift zeigen.

Diese mir bekannten Arbeiten will ich auf den folgenden Seiten beschreiben, erläutern und bildlich darstellen. Hierbei ist die Tatsache sehr interessant, daß die Schöpfer dieser Arbeiten jeweils einen direkten Kontakt zu Wenzel Hablik hatten; wohnten bzw. arbeiteten sie doch in unmittelbarer Nähe zum Holzkamp bzw. zur Talstraße.

Mir sind folgende Arbeiten Itzehoeer Kunsthandwerker bekannt:

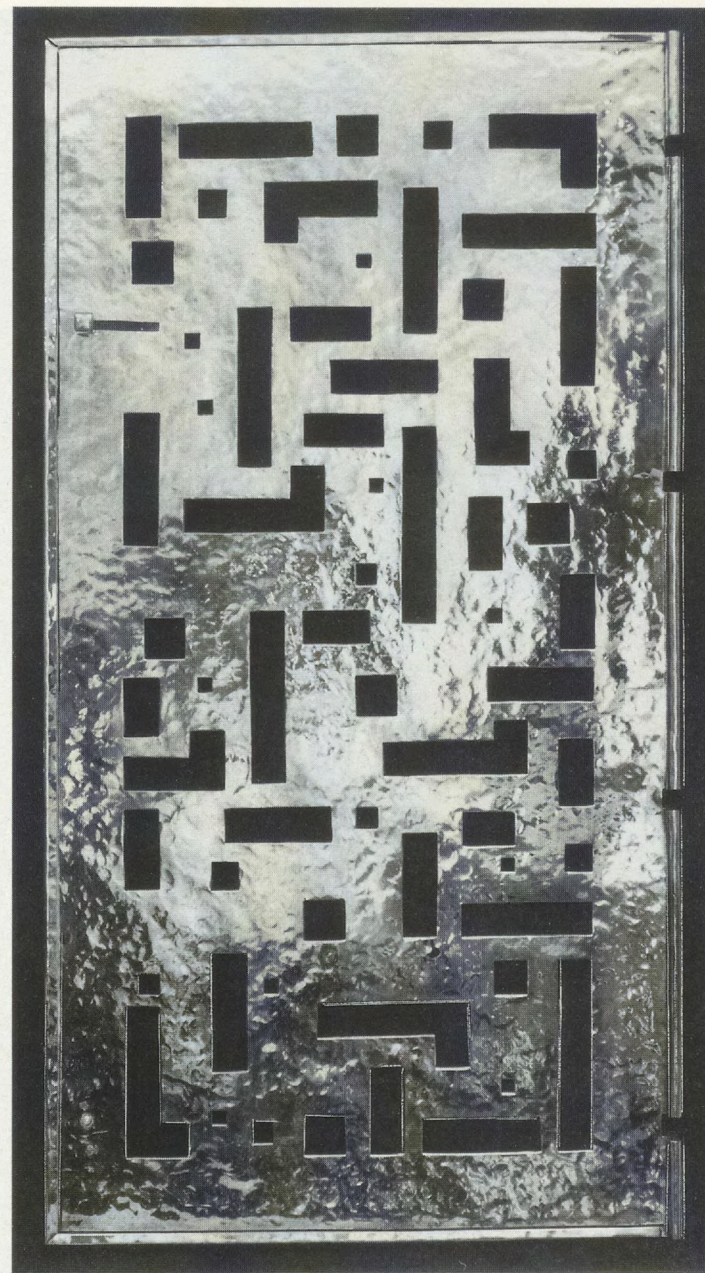


Bild 1: Ofentür ca. 1920, Entwurf: W. Hablik, Ausführung: G. Scheel

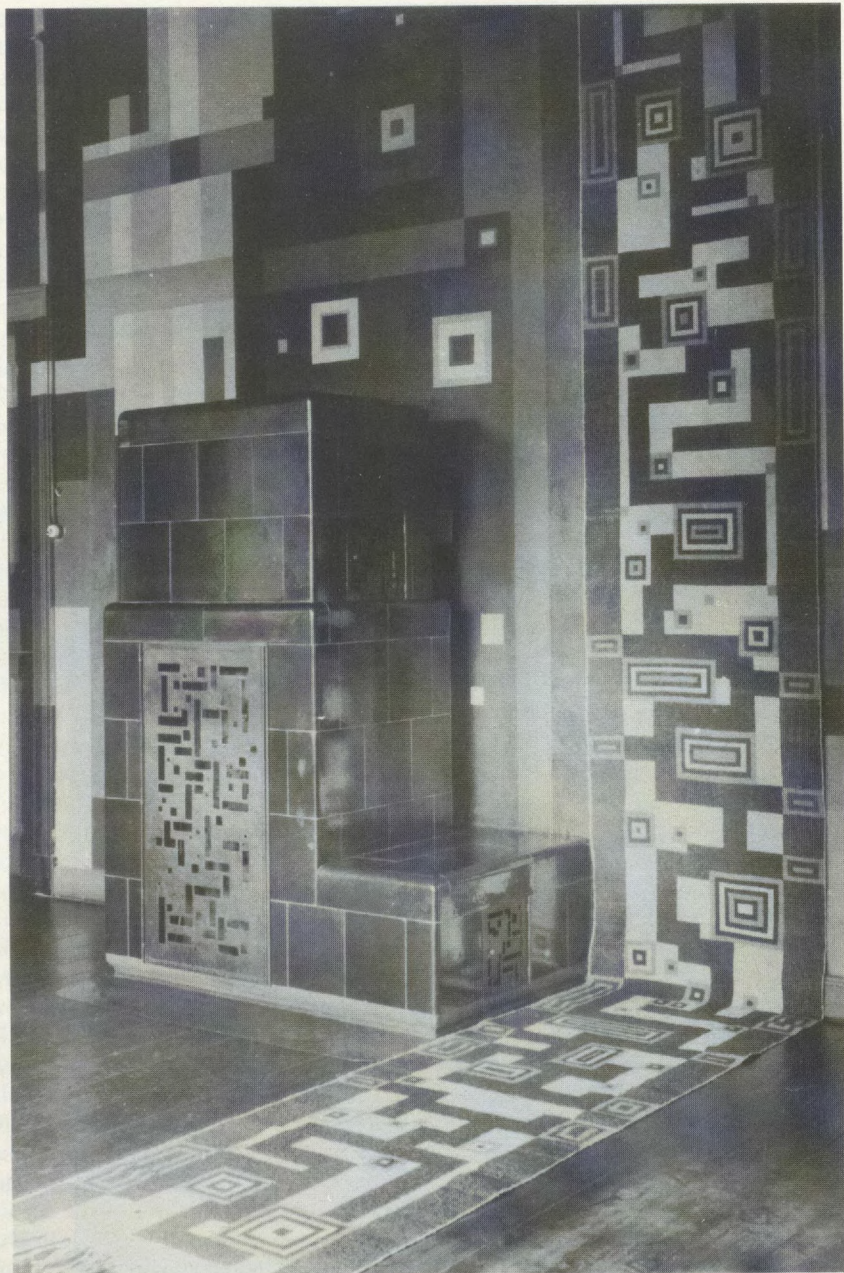


Bild 2: Eßzimmer Hablik, Talstraße 14, Itzehoe, ca. 1925

Kunstschlossermeister Georg Scheel (1866–1931)

Viele schöne Kunstschlosser-Arbeiten an Itzehoer Gebäuden und Kirchen stammen aus der Werkstatt von Georg Scheel, so das Tor zum Klosterhof, das Portal am Rundschaugebäude, der Marienleuchter in der Heiligenstedtener Kirche etc. Alle diese Arbeiten sind im traditionellen Stil entworfen und wurden mit Hammer und Meißel auf dem Amboß im rotglühenden Zustand aus Schmiedeeisen plastisch geformt. Die Schlosserwerkstatt befand sich in der unteren Hindenburgstraße, also keine 200 Meter entfernt von der Handweberei Hablik-Lindemann und auf halbem Weg zur Talstraße.

Von ganz anderer Machart und Qualität ist die dargestellte Schmucktür aus Messing, welche die Feuerungs- bzw. Reinigungsöffnungen von Kachelöfen verschloß, wie es das Bild 1 zeigt. Hierbei handelt es sich um eine Ofentür aus dem Besitz von Frau Elsbe Junge, in deren Haus um 1920 mehrere Kachelöfen nach Entwürfen von Hablik erstellt worden sind, wie auch in anderen Itzehoer Häusern oder im Haus des Künstlers. Diese sich alle ähnelnden Ofentüren waren in zweidimensionaler Darstellung strukturiert durch eine Vielzahl von quadratischen oder rechteckigen Durchbrüchen und wirkten sehr avantgardistisch durch den ständigen Wechsel von glänzendem Metall und dunklen Durchbrüchen. Die geometrischen Figuren der Messingtüren sind in direktem Zusammenhang zu sehen zu den Tapeten-Entwürfen der Firma Soetje aus jenen Jahren und den Wandteppichen der Handweberei Hablik-Lindemann. Das Bemühen um ein „Gesamtkunstwerk“ ist hierbei nicht zu übersehen, wie es Bild 2 zeigt, wobei es sich hier um das Eßzimmer von Wenzel Hablik im Hause Talstraße 14 handelt.

Diese oben beschriebenen Ofentüren wurden alle von Georg Scheel, meinem Großvater, hergestellt. Man kann sich unschwer vorstellen, daß es für einen Schlossermeister traditioneller Art nicht leicht war, sich auf diese Art des Kunsthandwerks einzustellen. Es gab keine formende Schmiedearbeit am glühenden Eisen, keine Bögen, Abzweige oder Durchführungen; lediglich Aussparungen im Flachmaterial, mit Hammer und Meißel herausgeschlagen, mit der Feile nachgearbeitet; das waren die darstellenden Elemente und reduzierten somit die schöpferische Arbeit des Kunsthandwerkers auf fast nur graphische Effekte. Daß es trotzdem aus heutiger Sicht künstlerisch interessante Darstellungen geworden sind, spricht für den Schöpfer dieser Entwürfe, nämlich Wenzel Hablik.

Formal ähnliche Arbeiten (Kompositionen genannt) aus jener Zeit kann man finden bei Theo van Doesburg (1918), Piet Mondrian

(1921) oder Kurt Schwitters (1923), wobei die „Komposition in schwarz und weiß“ von Doesburg eine erstaunliche Ähnlichkeit aufweist zu den oben vorgestellten Ofentüren. Daß Mondrian und Doesburg u. a. im Jahre 1917 die Gründer der Zeitschrift „De Stijl“ gewesen sind, stellt eine zusätzliche Querverbindung dar.

Klempner- und Installateurmeister Max-Andreas Lohse (1901–1987)

Von der alteingesessenen Klempnerei Lohse im unteren Sandberg konnte man über die St.-Jürgen-Straße direkt zum Holzkamp hinunterblicken, wo die Handweberei Hablik-Lindemann ihren Betrieb hatte. Der Betrieb wurde seinerzeit in der zweiten Generation von Max-Hinrich Lohse geführt, wobei die dritte Generation mit dem Sohn Max-Andreas Lohse schon bereitstand, welcher im Jahre 1931 seine Meisterprüfung in Altona ablegen wollte. In den Jahren zwischen 1928 bis 1933 wurden in der Klempnerei Lohse nach den Entwürfen von Wenzel Hablik Lampen, Zier- und Schaustücke aus Messing hergestellt. So lag es dann auch nahe, daß das Meisterstück von Max-Andreas Lohse nach einem Entwurf von Wenzel Hablik ausgeführt wurde.

Das Bild 3 zeigt dieses Meisterstück, eine sechseckige, wohlproportionierte Deckenleuchte aus Messing-Profilen mit Milchglas-Füllungen. Die Flächen dieser schön ausgeformten Lampe sind begrenzt durch ebene Messing-Winkel mit aufgesetzten Verzierungen. Die Lampe besticht insgesamt durch ihre klare, geometrische Form aus Rechtecken und Dreiecken, darüber hinaus auch durch die Raffinesse, daß aus der ebenen Fläche sich zusätzlich noch ein erhabenes Sechseck herauswölbt. Eine ähnliche Lampe, wenn auch ohne dieses Sechseck, befindet sich noch heute im Hablik-Haus, Talstraße 14.

Diese Meister-Arbeit aus dem Jahre 1931 ist als sehr „modern“ einzustufen und hat ihre geistige und formale Heimat in den Vorstellungen des Bauhauses bzw. der Art-Deco-Bewegung jener Jahre. Sie ist auch heute noch mit Freude anzusehen.

Architekt Dipl.-Ing. Otto Bruhn (1897–1942)

Direkte Hausnachbarn waren sie in der Talstraße, der Künstler Wenzel Hablik und der Architekt Otto Bruhn, wenngleich von unterschiedlichem Alter. Beide hatten eine ähnliche Profession, nämlich Häuser und Räume zu gestalten. Eine große Anzahl schöner Backsteinhäuser, in den Jahren um 1930 in Itzehoe ent-

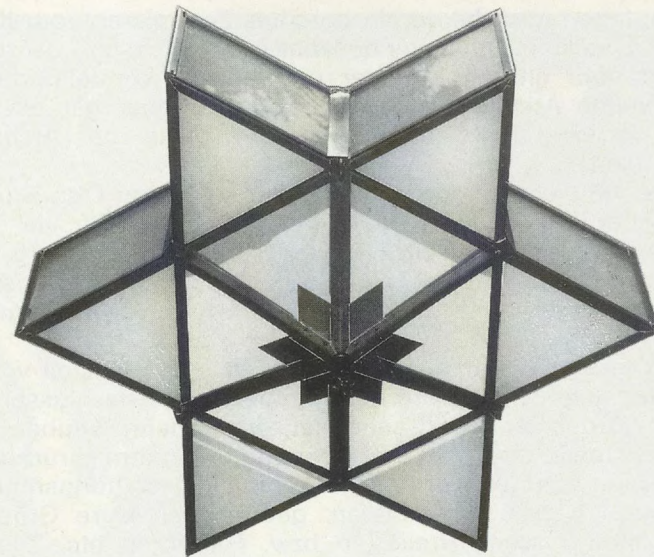


Bild 3: Deckenleuchte 1931, Entwurf: W. Hablik, Ausführung: M. A. Lohse

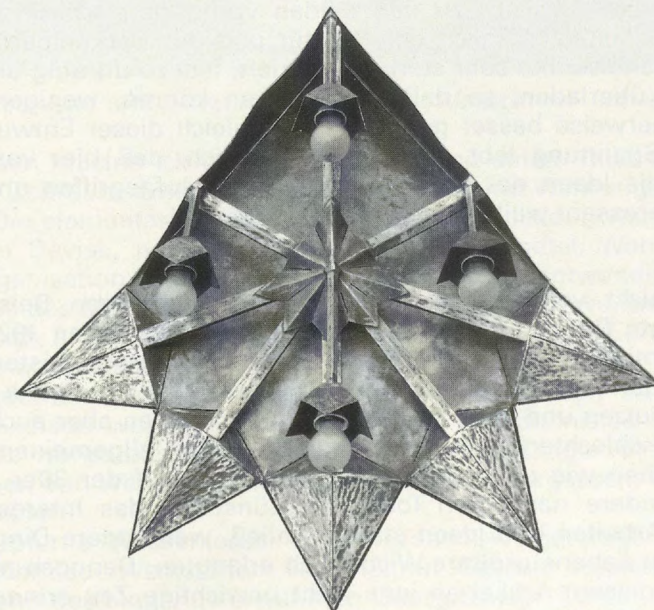


Bild 4: Wandleuchter 1927, Entwurf: W. Hablik, Ausführung: H. Scheel

standen, legen noch heute ein beredtes Zeugnis ab vom Können dieses Architekten. Durchaus denkbar ist es auch, daß der jüngere Architekt vom älteren Künstler und dessen Vorstellungen von einer „Neuen Architektur“ beeindruckt war oder gar beeinflusst worden ist; ich denke hierbei an den Zyklus der Architektur-Radierungen.

Im Jahre 1927 entstanden nach dem Entwurf von Otto Bruhn für die Itzehoeer Friedhofskapelle in der Brunnenstraße vier Wandleuchter aus Messing, welche in der Werkstatt von Georg Scheel gefertigt wurden. Zur gleichen Zeit sind auch Glasfenster im Jugendstil für diese Kapelle von Otto Bruhn entworfen und ausgeführt worden.

Das Bild 4 zeigt einen dieser Leuchter, welche seinerzeit von meinem Vater Helmut Scheel in der väterlichen Kunstschlosserei hergestellt worden sind und sehr viel später beim Neubau dieser Friedhofskapelle als „nicht mehr benötigt“ von ihm zurückgenommen werden konnten. Formal sind typische Gestaltungsmerkmale von Wenzel Hablik zu erkennen: geometrisch klare Grundform mit Strahlen-Büschel, Dreiecken bzw. Fünfecken etc. Zusätzlich sind diese Elemente nochmals in einer zweiten Ebene wiederholt, um letztlich als gezackte Lampenschirme etc. in einer dritten Ebene erneut dargestellt zu werden.

Im direkten Vergleich zu den beiden vorherigen schlichten und klaren Arbeiten, nämlich der Ofentür und der Deckenleuchte, ist diese Wandleuchte sehr stark strukturiert, fast zu unruhig und formal zu überladen, so daß man denken könnte, weniger wäre möglicherweise besser gewesen, wenngleich dieser Entwurf aus seiner Spannung lebt. Dennoch glaube ich, daß hier von Otto Bruhn die Ideen des Wenzel Hablik direkt aufgegriffen und von ihm interessant weiter entwickelt worden sind.

Diese nicht vollständige, sondern an nur wenigen Beispielen orientierte Darstellung zeigt, daß in der Zeit zwischen 1920 und 1930 zumindest eine Bereitschaft bei den erwähnten Meistern und Architekten bestand, die Ideen des Wenzel Hablik für eigene Arbeiten zu nutzen und auch zu realisieren. Wir wissen aber auch, daß mit Verschlechterung und Veränderung der allgemeinen wirtschaftlichen wie politischen Situation im Verlauf der 30er Jahre, insbesondere nach dem Tode des Künstlers, das Interesse an seinen Arbeiten und Ideen stark nachließ, weil andere Dinge des täglichen Lebens größere Wichtigkeit erlangten. Dennoch möchte ich mit diesem Artikel an jene nicht unwichtige Zeit erinnern, in welcher Handwerker, Kunsthandwerker und Architekten offen waren für die Ideen des Wenzel Hablik.



Bild 5: Teekessel 1947, Entw.: H. Scheel, Ausfg.: Werkstätten H. Scheel GmbH

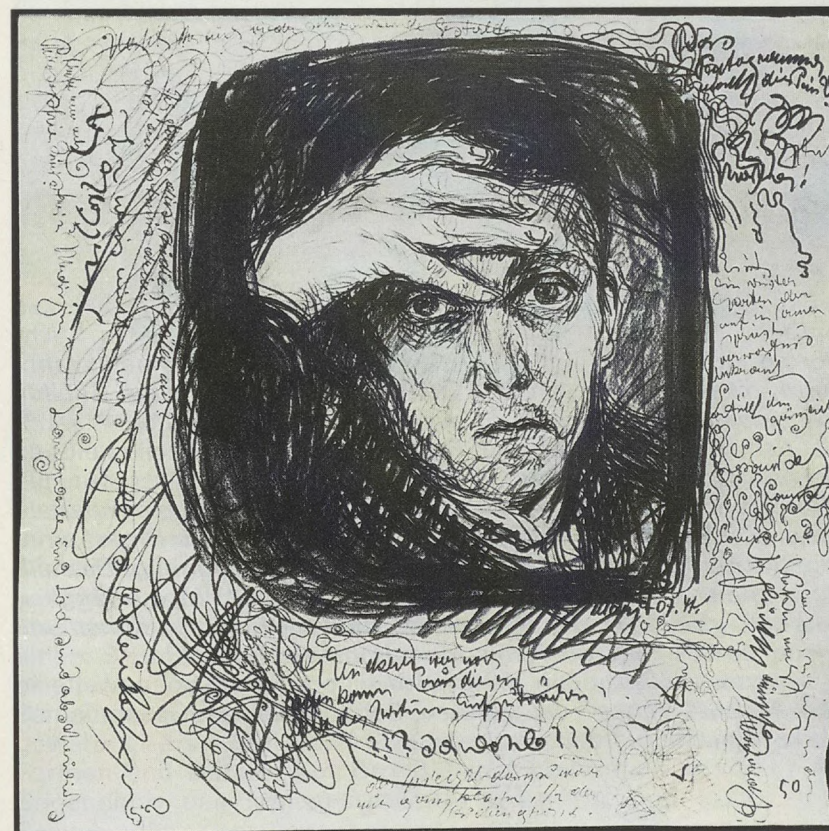
Schließen möchte ich diese Betrachtung mit einem Blick auf den kurzen Zeitraum zwischen Kriegsende 1945 und Währungsreform 1948. Die elementaren Dinge des Lebens zu meistern, war seinerzeit die Devise, nämlich Arbeitsplatz, Lebensmittel, Wohnraum; die Organisation dieser Aufgaben war die lebensnotwendige Zielvorgabe des Menschen. 13 Jahre nach dem Tod von Wenzel Hablik hatte sich nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa die Welt total verändert, es hatten sich Abgründe ungeahnter Dimension geöffnet. War hier etwa noch Platz für Design im Wohnbereich, hätte wohl jeder zu dieser Zeit verständnislos gefragt. Doch es waren bescheidene Lücken für diese Dinge vorhanden, die Ideen von Wenzel Hablik waren nicht ganz vergessen, wie das Bild 5 zeigt:

Der kupferne Wasserkessel z.B. wurde 1947 gefertigt in den Kunstschmiede-Werkstätten von Helmut Scheel, meinem Vater und Sohn des eingangs erwähnten Georg Scheel. Da es in dieser Zeit keine Möglichkeiten gab, dem eigentlichen Betriebsziel nachzugehen, nämlich Zentralheizungen zu installieren, wurde der

Betrieb über Wasser gehalten mit der Herstellung von Kunstschmiedearbeiten, wobei das Ausgangsmaterial, nämlich Messing- oder Kupferblech, aus Munitions-Kartuschen herrührte. Rund 100 Mitarbeiter hämmerten damals an den Werkbänken; die produzierten Kunstschmiedearbeiten wurden auf der in dieser Zeit noch sehr im Aufbau begriffenen Hannover-Messe ausgestellt und verkauft. Wenzel Hablik hätte sicher Gefallen gefunden an der klassisch-schlichten Gebrauchsform des Kessels und hätte zu jener Zeit – weit vor der Renaissance seiner allgemeinen Wertschätzung späterer Jahre – feststellen können, daß sein Bemühen um schlichte Formen nicht ganz vergeblich gewesen sei. Daß in den folgenden Jahren auf der Hannover-Messe die regelmäßige Sonderschau „Die gute Industrieform“ gerade diese Vorstellungen bis zur Perfektion hin weiterentwickelte, sei nur der Vollständigkeit halber nachgetragen. Wenzel Hablik würde diese Entwicklung im Industrie-Design auch als sein Verdienst verstanden haben.

Wenzel Hablik 1881 – 1934

Von
Wolfgang Reschke (Itzehoe)



Selbstbildnis, Tusche, 1907

Wenzel Hablik lebte als Maler, Grafiker und Kunsthandwerker in Itzehoe, das er 1907 kennenlernte und in dem er bis zu seinem Tod im Jahre 1934 blieb. Hier schuf er ein umfangreiches Werk, welches im wesentlichen erhalten geblieben ist.

Wer Wenzel Hablik anhand seiner Werke, theoretischen Abhandlungen, Tagebücher und Briefe kennenlernen will, muß nach

Itzehoe kommen, in die schleswig-holsteinische Provinzstadt. Man hört manchmal die Meinung, die Provinz sei nicht der geeignete Ort für einen Künstler, der sich durchsetzen und seine Höchstform finden will. In seiner Anfangszeit in Itzehoe empfand Hablik ähnlich; er machte Ansätze zur Flucht, ist dann aber doch geblieben. Er fand Wege, wie er, trotz der Abgelegenheit seines Standortes, in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus präsent sein konnte: durch rege Korrespondenz, durch Reisen, mit Ausstellungen. Seine Werke sah man sowohl in Hagen/Westfalen als auch in Königsberg, Kiel, Prag oder Wien. Schon sehr früh nahm er teil an so bedeutenden Ausstellungen wie denen der Berliner Secession (1909) oder des Deutschen Werkbundes (Köln 1914). Sein Radierzyklus „*Schaffende Kräfte*“ wurde 1912 neben grafischen Arbeiten von Gauguin, Picasso, Kandinsky, Kokoschka gezeigt, in Herwarth Waldens Berliner Galerie „*Der Sturm*“.

Aber hierbei handelte es sich meist um die Präsentation von Einzelwerken, und das war nicht Habliks eigentliches Ziel. Er wollte vielmehr seine Werke in einen größeren Zusammenhang gestellt sehen, sie sollten sich in das Ensemble eines Gesamtkunstwerkes einfügen. Worum es dabei ging, beschreibt er einmal in Stichworten so: „*Nicht ‚Bildermaler‘, [nicht] eine Plastik, einen Wohnraum, einen Garten, sondern alles in ein vollkommenes Gebilde aus einem Guß – womöglich der Bau einer ganzen Stadt – wenn nicht anders – wenigstens auf Papier!*“¹ An anderer Stelle heißt es als Antwort auf die Frage ‚Was erstreben Sie in Ihrer Kunst?‘: „*Durchführung des ‚Gesamtkunstwerks‘, den Bau. Keine ‚Spezialisierung auf einzelnen Gebieten – alles Können in den Dienst einer organischen Gesamtheit stellen. Vielseitigkeit Bedingung. Deshalb Durchbildung aller Handwerke im gleichen Sinn. Meine Tätigkeit erstreckt sich über die Handwerke hinweg zur sog. Kunst und wieder zurück zur Einheit mit allem Handwerklichen.*“²

Aus diesen Äußerungen ergibt sich eine enorme Spannweite in den Anforderungen, die an den Schöpfer eines Gesamtkunstwerkes gestellt werden.

Die Anfänge

Von seiner Herkunft her brachte Wenzel Hablik gute Voraussetzungen für die Beherrschung des Handwerks mit. Er wurde am 4. August 1881 in Brück geboren, einer kleinen Stadt in den Bergen Böhmens, das damals zum Vielvölkerstaat der k. k. österreichisch-ungarischen Donaumonarchie gehörte. Sein Vater war Tischlermeister, und der Sohn sollte in seine Fußstapfen treten. Schon mit 14 Jahren, ausgebildet in der väterlichen Werkstatt, legte Hablik die Meisterprüfung für das Tischlerhandwerk ab. Aber wegen



Brüxer Berge, Öl, 1913

einer erheblichen Armverletzung auf Grund eines Unfalls änderte er seinen Berufsweg. Dennoch blieb er dem Handwerk sein Leben lang eng verbunden. Er sah es als unverzichtbare Grundlage für künstlerische Tätigkeit an und vertrat den Gedanken der Gleichwertigkeit von Handwerk, angewandter und freier Kunst.

Nachdem er kurze Zeit als Porzellanmaler, danach als Zeichner bei einem Baumeister und Geometer gearbeitet hatte, besuchte er mit staatlicher Unterstützung von 1898 bis 1902 die Fachschule für Tonindustrie und verwandte Gewerbe in Teplitz-Schönau. Dort gewann er erste Preise bei Schulwettbewerben im Entwerfen von Formen und Dekors. Auf Grund seiner Leistungen erhielt er ein Stipendium des Ministeriums für Unterricht und Kultur zum Besuch der Kunstgewerbeschule des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Kunstgewerbe in Wien. An dieser Schule studierte er von 1902 bis 1905.

Der Kristall

Seine freie Zeit neben Studium und Geldverdienen widmete der Student einer Idee, die mehr und mehr in ihm Gestalt annahm: daß nämlich der Bergkristall die Keimzelle einer kommenden



Schaffende Kräfte, Blatt 20, Radierung 1909

Architektur, der Kristallarchitektur, sein könne. Ausgangspunkt dieser Vorstellung war ein Jugenderlebnis, und zwar der Fund einer Kristalldruse, welche sich für ihn plötzlich auf magische Weise in ein Bergschloß verwandelte.

„Merkwürdig ist es auch mit meinen Schlössern! Eine unüberwindliche Macht zwang mich einst, nach Kristallen zu laufen (da ich in einem einmal besessenen Bergkristall ein Schloß sah), und zwingt mich, nun diesen winzigen Formen nachzugehen. Ich sehe sie dabei fast greifbar ins Unendliche wachsen, ich sehe Schlösser, wo andere nur einen nackten Berg oder Fels sehen [...] Was gäbe ich darum, diesen Traum gut schreiben zu können (ich halte ihn für bedeutend für eine künftige Generation) [...] Nicht, daß ich mich nach den vergangenen Zeiten (der großen Burgen und unbezwingbaren Festen) sehnen würde, aber dem Menschen etwas vor sein Gewissen hinstellen, das ihm die Idee eines Gemeinsamen Strebens zu Gunsten eines Weltwerkes ver-

anschaulicht, ihm diese Möglichkeit aufdrängt, das wäre meine Ansicht.“³

Seit 1902 entwickelte er in Zeichnungen eine Gebirgsarchitektur aus der Urform des Kristalls heraus, auch wenn sein Lehrer von Myrbach darüber spottete. Es entstanden erste Gemälde zum Thema und zugleich der Plan, die entscheidenden Gedanken einmal in Form eines Märchenbilderbuchs vorzutragen. Hablik verlor dieses Ziel nicht aus den Augen, aber es trat doch in den Hintergrund, als er 1905 Wien verließ und nach Prag ging, um auf dem Gebiet der freien Malerei weiterzukommen.

In Prag studierte er von 1905 bis 1907 an der Akademie der Künste, und zwar bei Franz Thiele an der Spezialschule für figurative Malerei. Wichtiger als das Ausbildungsprogramm der Schule wurden für ihn die Anregungen, die er aus dem regen Kunstbetrieb der Stadt erhielt. Die Galerien ermöglichten die Begegnung mit modernen Kunstrichtungen und großen Malerpersönlichkeiten, mit Munch, mit van Gogh, mit den aktuellen Tendenzen in Frankreich, die in Prag schon sehr früh auf Ausstellungen vorgeführt wurden. Hablik verarbeitete die Erfahrungen und fand einen eigenen expressiven Stil, wobei er den Gegenstand auflöste und aus leuchtenden Farbflecken und kraftvoll gesetzten Farbstrichen eine autonome malerische Bildordnung entwarf.



Signet, um 1910

Itzehoe

1907 beendete Wenzel Hablik sein Studium in Prag und schloß damit seine Ausbildung ab. Er begab sich auf die Suche nach dem Ort, an dem sich eine Existenz aufbauen ließ. Ein Malerkollege, Otto Ewel, lud ihn nach Dresden ein, weil er den Plan hatte, mit Hablik zusammen in Königsberg eine private Kunstschule zu eröffnen. Dieser Plan wurde später nicht verwirklicht.

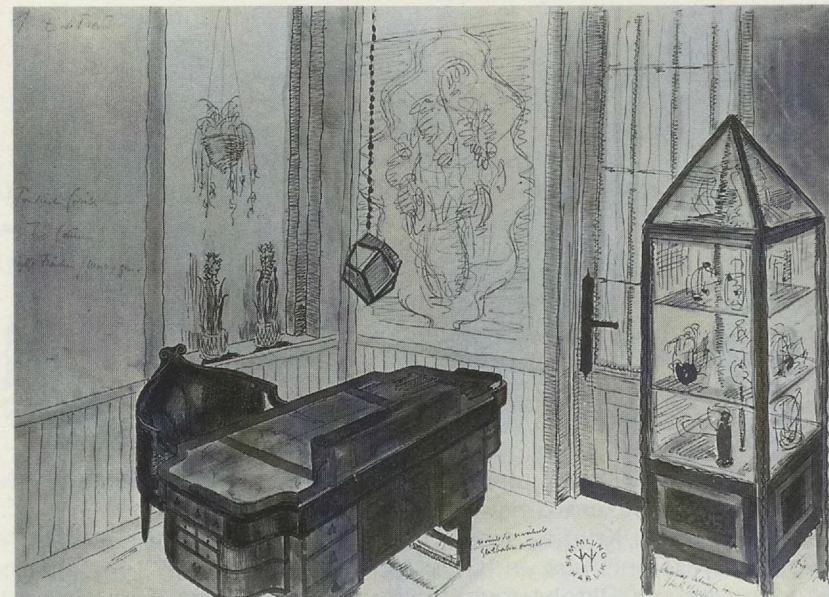
In Dresden lernte Hablik den Herausgeber der einflußreichen Literaturzeitschrift „Der Kunstwart“, Ferdinand Avenarius, kennen, der ihn einlud, als Gast der Kunstwart-Stiftung einige Wochen in seinem Haus in Kampen auf Sylt zu verbringen. Auf der Reise dorthin, über Stettin, Königsberg, Kopenhagen, sah Hablik zum erstenmal das Meer; es wurde neben dem Gebirge ein Hauptthema in seinem Werk.

Auf der Rückreise von Sylt begegnete Hablik im Oktober 1907 auf Helgoland Richard Biel, einem Holzkaufmann aus Itzehoe, der ihn

zu sich nach Hause einlud und dann zum Bleiben aufforderte. Richard Biel verschaffte dem jungen Mann Aufträge, ermöglichte ihm, für die künstlerische Arbeit Materialien zu beschaffen, sorgte für eine erste Einzelausstellung (Itzehoe 1908) und wurde der väterliche Freund und Mäzen des Künstlers. Er förderte die Herausgabe der Radiermappe „*Schaffende Kräfte*“, die 1909 erschien und welche die bisherigen Gedanken zum Kristall in der ersehnten Form des Märchenbuches vorstellte.

Seit Wenzel Hablik in Itzehoe war, fühlte er sich frei, mit dem Aufbau des eigenen Werks in allen seinen Facetten zu beginnen. Dazu gehören vor allem die oft großformatigen Gemälde, an denen er intensiv arbeitete, die Nächte hindurch, auch in dem Gefühl, schon zu viel Zeit versäumt zu haben. Von der Intensität des Schaffens, zugleich aber auch des Lebens und Erlebens geben Tagebuchnotizen vom 14. und 15. August 1908 einen Eindruck: „*Es ist zwei Uhr nachts. Ich habe mein Sternenbild vollendet bei einer Petroleumlampe. – Sonntag. Ich bin wie neugeboren. Mein Sternenbild ist fertig und gut. Neues, anderes Leben spricht daraus. Ich habe mich neu geschaffen, und alle Gefahr ist abgeschüttelt. 15. August nachts. Eben ein Meerbild begonnen. Vom Sturm gepeitschte, ungeheure Wogen, wie ich sie nie gesehen – wohl aber die gleiche Gewalt trage ich in mir. Ich habe lange gesucht, der furchtbaren Kraft, die in letzter Zeit meine Brust erfüllte, Gestalt zu geben. Durch die Befreiung, die mir heute geworden, indem ich mich entschlossen habe, mich um Ewel und seine Schule samt dem gräßlichen Kleinkram nicht mehr zu kümmern, brach's endlich los mit ungeheurer Gewalt. So stark, daß kein Werkzeug mir genügte, die Farbe aufzutragen, und ich einfach mit der ganzen Hand in die Farbe griff, wie ich sie aus der Tube gepreßt, um sie auf die Leinwand zu schmieren. Ganz von selbst begann sich die Leinwand in ein wogendes Meer zu verwandeln – die einzige Form, die ich für die tausend Gefühle meines Innern brauchen konnte. Das tiefste Schwarz und das reinste Weiß bilden die Grundtöne, und selbst diese beiden Kontraste scheinen mir noch zu schwach zu sein, das auszudrücken, was ich sagen muß, wenn ich nicht sterben soll. Die Leinwand war eigentlich für Papas [Richard Biels] Porträt bestimmt. Aber nicht um eine Welt hätte ich noch warten können, und wieder mußte die Lampe leuchten. – Niemals aber auch hat jemand vor mir das Meer so gemalt wie ich. Niemals kann es jemand heißer geliebt haben, besser, tiefer gefühlt. Wenn es ein Lebewesen wäre – es müßte mich geboren haben.*“⁴⁴

Die Gemälde zeigen, bei aller Impulsivität des Farbauftrags, größere Ordnung des Bildaufbaus als bei den Prager Bildern. Sie bewahren die Flächenhaftigkeit und schwingende Rhythmik des



Zimmer der Frau, Federzeichnung aquarelliert, August 1919

Jugendstils, gesteigert bis ins Ornamentale, sind aber auch, jeweils dem Thema folgend, erfüllt von expressiver Ausdruckskraft. Wenzel Hablik erweist sich als ein Maler zwischen Jugendstil und Expressionismus. Er selbst hätte auf die Festlegung auf einen Ismus keinen Wert gelegt: „*Ich weiß, daß alle ‚isten‘ und ‚ismusse‘ nur Handschriftenproben sind, die jeder große Künstler schreiben kann, wenn er ihrer bedarf, ein Erleben zu notieren.*“⁴⁵

Neben der Malerei arbeitete Hablik auch auf dem Gebiet des Textildesigns, und zwar für die Meldorfer Museumsweberei. Deren Leiterin, Elisabeth Lindemann, seine spätere Frau, hatte er schon 1907 kennengelernt und mit ihr sogleich eine Zusammenarbeit vereinbart.

Sein Hauptziel konnte Wenzel Hablik verwirklichen, als er in Itzehoe und Umgebung Aufträge erhielt, Innenräume im Sinne des Gesamtkunstwerks zu gestalten. Als die bedeutendste Leistung muß die völlige Umwandlung des Innern im Hause seines Mäzens Richard Biel in der Breitenburger Straße angesehen werden (1911). Alle Räume wurden an Wänden und Decken abwechslungsreich mit Holz verkleidet, selbst die Türen. Die Möbel in den Zimmern waren aus edlen Hölzern gefertigt, in den Füllungen reich gemasert und durch Ausnutzung der unterschiedlichen Farbigekeit der Hölzer kostbar verziert. In diesem Umraum arran-

gierte der Künstler ein eigens für diesen Ort durchgestaltetes Ensemble, das alles umfaßte: von der Lampe an der Decke über die Bilder an den Wänden bis zum Stoffbezug auf den Stühlen und zum Besteck auf dem Tisch. Es zeigte sich, daß ein so aufwendig eingerichtetes Interieur, das sich nur vermögende Bürger leisten konnten, eine Atmosphäre verbreitete, die an das Verhalten der Bewohner Ansprüche stellte: Das Umfeld erzog den Menschen.

1917 heirateten Elisabeth Lindemann und Wenzel Hablik. Sie bauten sich eine gemeinsame Existenz in Itzehoe auf. Elisabeth Hablik beendete ihre Tätigkeit in Meldorf und gründete die Itzehoer „Handweberei Hablik-Lindemann“. Die neuerworbene Villa aus der Gründerzeit (Talstraße 14) wurde das Wohn- und Arbeitshaus der Eheleute. Ihr gemeinsames Schaffen konnten sie mitten im Kriegsjahr 1918 in der Ausstellung „Wenzel und Elisabeth Hablik – Malerei und Weberei“ zeigen, und zwar im Altonaer Museum. Die Präsentation von freier und angewandter Kunst war unter dem Gedanken des Gesamtkunstwerks konzipiert.⁶

Gegen Ende des Krieges schuf Hablik Gemälde im Stil des Revolutionsexpressionismus. In „Zerstörung“ (August 1917) gestaltete er noch vor der Oktoberrevolution in Rußland den Zusammenbruch der alten Ordnungen, im „Weg des Genius“ (2./3. November 1918) während der beginnenden Revolution in Deutschland die Situation im Umbruch. Das Bild zeigt Menschen auf der Suche, unterwegs in einer gefährlichen Landschaft, zwischen Klippen und neben Abgründen, in die man stürzen kann. Auf einer fernen Höhe, die nur unter unsäglichen Mühen zu erreichen ist, erscheint zwischen steilen Berggipfeln eine Kristallarchitektur wie der Ort der Erlösung. Damit ist ein Thema angeschlagen, das in der utopischen Architektur des Expressionismus in Deutschland ab 1918 eine große Rolle spielen sollte.

Der „Arbeitsrat für Kunst“ in Berlin

Mit den revolutionären Vorgängen im November 1918 trat in der Tat die grundsätzliche Wende ein, auf die Wenzel Hablik bei Beginn des Krieges 1914 gehofft hatte. Das Kaiserreich brach zusammen, und Deutschland wurde Republik. Die Anstöße kamen mit dem Matrosenaufstand aus dem Norden, die zentralen Ereignisse fanden in Berlin statt. Dort in der Hauptstadt tagten die Arbeiter- und Soldatenräte, welche die Revolution trugen, und dort wurde auch nach deren Vorbild noch im November ein „Arbeitsrat für Kunst“ gegründet, der die künstlerischen Kräfte zum Neuaufbau der Gesellschaft sammeln wollte.



Arbeitsrat für Kunst, Holzschnitt, wahrscheinlich von H. M. Pechstein, 1918

Dieser Arbeitsrat für Kunst war eine Gruppierung, die ihrem Geiste nach nur im Berliner Raum entstehen konnte. Sie nahm Ideen auf, die Literaten, Künstler und philosophisch interessierte Intellektuelle der Hauptstadt seit der Jahrhundertwende entwickelt hatten. Es waren in den unterschiedlichsten Gruppen unablässig Reformideen und Gesellschaftsmodelle durchdiskutiert worden, mit denen man dem autoritären Staat und dem Materialismus der Zeit ein Ende bereiten wollte.

Wenzel Hablik wurde Mitglied im Arbeitsrat für Kunst und schickte Arbeitsproben für eine von der Gruppe geplante „Ausstellung für unbekannte Architekten“ ein. Auf letzteres antwortete der Architekt Walter Gropius am 10. Februar 1919: „Ihr uns eingesandter Entwurf hat allseitiges Interesse erweckt. Wir haben Sie einstimmig gewählt [...] teilzunehmen. [...] Die Ausstellung wird nur eine kleine Anzahl radikal gerichteter Architekten umfassen.“⁷ Habliks Teilnahme war der Einstieg in eine Aktivität, mit der die Berliner Künstler hofften, im Verlauf des revolutionären Prozesses die geistige Situation der Gesellschaft von Grund auf zu ändern. Das Endziel war die Herausbildung des neuen Menschen.

Mit außerordentlichem Einsatz machten sich die Künstler, die einem solchen sozialromantischen Konzept zustimmten, an die Arbeit, unter ihnen Wenzel Hablik. Man veranstaltete Ausstellungen, gab Manifeste, Zeitschriften, Bücher heraus, hielt Vorträge, um für die neue Idee zu werben. Aber es stellten sich sehr schnell Rückschläge ein. Im Verlauf der politischen Entwicklung wurde die Organisationsform einer Räterepublik, welche das Zusammenwirken selbstbestimmter Zentren möglichst ohne Eingriff des

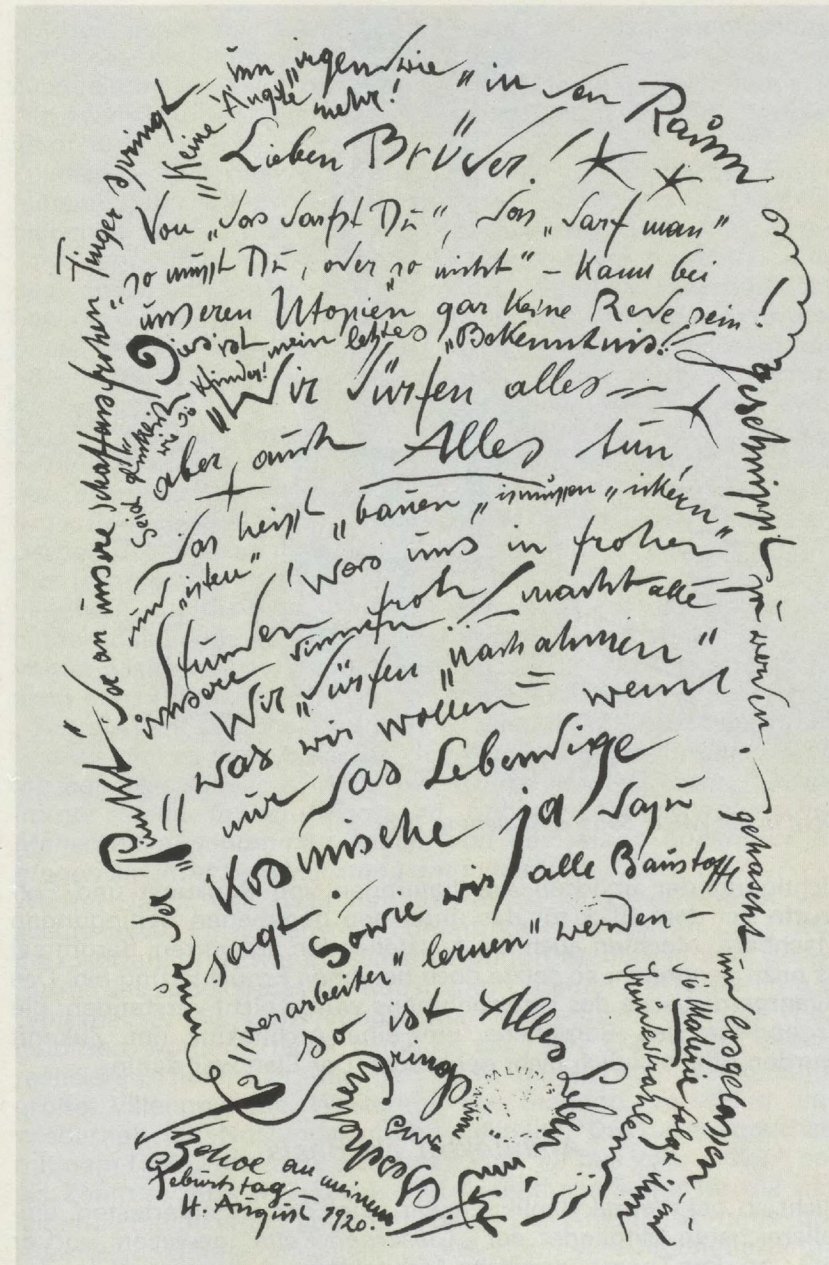
Staates erstrebte, verworfen. Dem Arbeitsrat für Kunst gelang es nicht, im politischen Bereich Einfluß zu gewinnen. Der Versuch, eine Änderung des Bewußtseins von oben her einzuleiten, zeigte kaum Wirkung. Innerhalb der politischen Revolution hatte die avantgardistisch gesonnene Gruppe des Arbeitsrats keinen Erfolg gehabt; man hoffte auf Einfluß bei einer erwarteten zweiten, geistigen Revolution, ab Mitte 1919. Die Künstler zogen sich zurück.

„Die gläserne Kette“

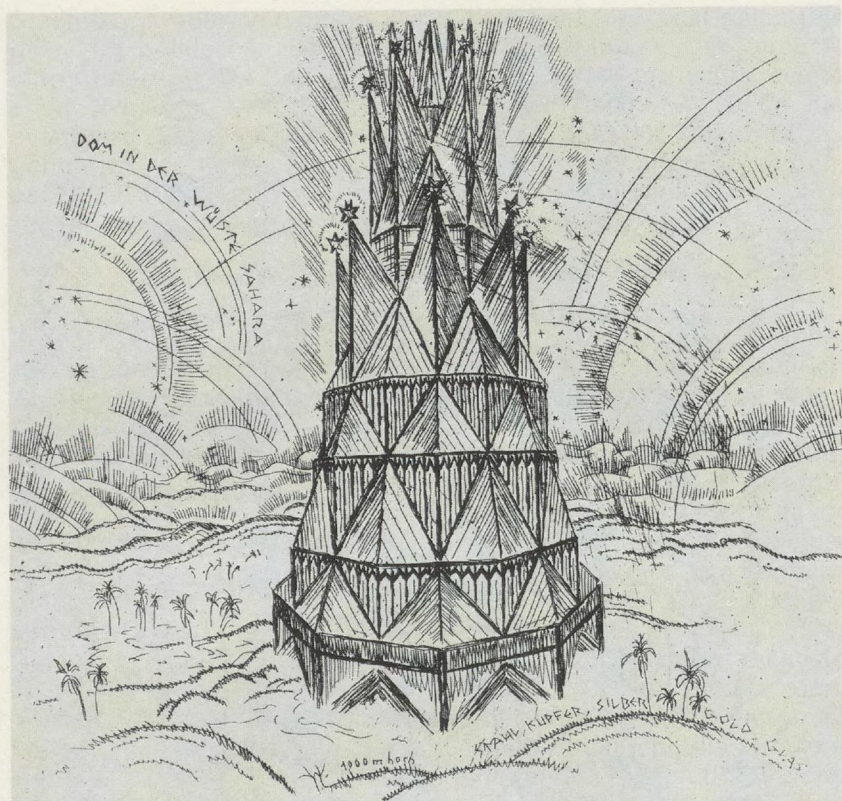
Bruno Taut schrieb die Teilnehmer der „Ausstellung für unbekannte Architekten“ an und gründete mit ihnen und anderen Architekten und Künstlern im Dezember 1919 „Die gläserne Kette“. Diese Gruppe hatte ihr Zentrum in Berlin; die Mitglieder wohnten verstreut über ganz Deutschland, von Insterburg (Hans Scharoun) bis Berchtesgaden (Hermann Finsterlin) und Itzehoe (Wenzel Hablik). Nach den aktivistischen Unternehmungen der Zeit davor arbeitete man jetzt im Stillen, als eine Art Geheimbund, der die Architektur der Zukunft im Verborgenen vorbereitete, um sogleich gültige Lösungen vorlegen zu können, wenn der Zeitpunkt gekommen war.

Die zwölf Mitglieder der Gruppe stellten sich ihre Gedanken in Form von Rundbriefen in loser Folge zu. Zunächst meinte man, Vorbilder für eine Neugestaltung in der Vergangenheit finden zu können: in der Kathedrale des gotischen Mittelalters, die aus dem Gemeinschaftswerk der Bauhütte entstanden war, oder in den Tempeln des Orients. Dann setzte sich die Meinung durch, man müsse tabula rasa machen und bei der reinen Urform beginnen. Das bevorzugte Symbol für einen Neuanfang wurde der Kristall: Urbild für Reinheit, Klarheit, Ordnungsprinzip in der Natur. Besonders Wenzel Hablik vertrat diesen Gedanken, und er konnte dabei auf Skizzen und Überlegungen aus zurückliegenden Jahrzehnten verweisen. Er erweiterte sein Konzept, indem er auch organische Formen aufnahm, als Ausdruck der im Menschen lebenden Kräfte, und schuf Zeichnungen, in denen sich natürliche und künstliche Vegetation mischen: Sinnbild der vereinigten „schaffenden Kräfte“ in der Natur und im schöpferischen Menschen.

Ergebnisse ihres Nachdenkens führte die „Gläserne Kette“ der Öffentlichkeit in der Ausstellung „Neues Bauen“ unter der Schirmherrschaft des Arbeitsrates für Kunst vor. Das Echo war negativ. Die Kritiker sahen die ausstellenden „imaginären Architekten“ in Wolkenkuckucksheimen verschwunden, ohne Kontakt zum Boden, verloren in Spielereien auf dem Papier. Man forderte die Berück-



Brief vom 4. August 1920 an die „Gläserne Kette“



Dom in der Wüste Sahara, Radierung 1925

sichtigung der üblichen Anschauungen von Baukunst und Entwürfe mit dem Blick für das unter den gegebenen Bedingungen Machbare. Mochten auch die Ausstellenden antworten, darum sei es nicht gegangen, so setzte doch bei ihnen Ernüchterung ein. Das Avantgardistische des Unternehmens wurde nicht verstanden; die Ergebnisse des Bemühens um eine Architektur der Zukunft wurden offensichtlich nicht gebraucht. Der Elan war dahin.

Architektur als Basis

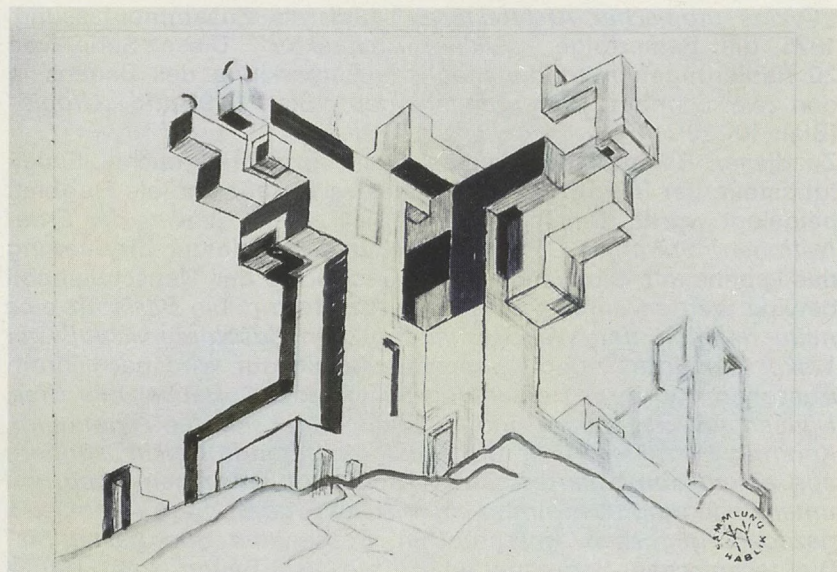
Nicht so bei Wenzel Hablik. Er war einer der engagiertesten, einflussreichsten Mitglieder der „Gläsernen Kette“ gewesen, und er ließ von dem Thema utopische Architektur nicht so schnell ab, das für ihn ja ein Hauptthema war. Es entstanden Gemälde zu einem

„Cyklus utopischer Architekturen“ und, als Zusammenfassung, 1925 die Radierfolge „Cyklus ‚Architektur‘“. Diese Serie von 20 Radierungen zeigt die mögliche Entwicklung des Bauens in den zwei Schritten „Übergangsbauten“ (Blatt 1–9) und „Utopie“ (Blatt 10–20).

Zu diesen Radierblättern gehört auch ein umfangreicher Einleitungstext, der in Form eines Manifestes verfaßt und als Flugblatt beigelegt wurde. Der Text wendet sich an die „Völker der Erde! Nationen! Stämme! Geschlechter!“ und ruft sie zur Erneuerung des Lebens auf. Die Wende in der Geschichte der Menschheit soll bewirkt werden durch „Eine neue Architektur, die Basis für eine neue Religion und Weltanschauung, den Zusammenschluß der Völker der Erde“⁸, und diese neue Architektur wird nach ihrem Aussehen und ihrer Herstellung beschrieben: „Häuser aus Glas, Häuser aus Eisenbeton und Glasguß, Stahl, Kupfer, Aluminium, Keramik, Porzellan. Nicht mit ‚Fensterscheiben in Oelkitt‘, sondern aus einem kombinierten Guß – aus dem jeweiligen Baugrund unter Beifügung bestimmter chemischer Ergänzungen – geblasen, gezogen, gegossen, geschmolzen, geschnitten und gestampft.“ Die technischen Bedingungen für solches Bauen sieht Hablik gegeben; nur die Beschränktheit des Blicks auf das Heute verhindert das Erkennen der Möglichkeiten von morgen.

Immer wieder erlebte Hablik, daß seine Ideen für Utopien, also für nicht durchführbar erklärt wurden. Solchen Kritikern erwiderte er: „Seit die Welt besteht, sind viele Utopien ‚Wirklichkeit‘ geworden und werden es noch jeden Tag. [...] Wirklichkeit gewordene Utopie ist jede Maschine. [...] Alles war einmal Idee – Utopie –! Wann immer Ideen faßbare Form im Gehirn eines schöpferischen Menschen angenommen haben, von demselben Augenblick an gingen sie ihrer Verwirklichung entgegen.“⁹

Wenzel Hablik war nicht nur theoretisch tätig, sondern er versuchte auch, Einsichten und Forderungen der Zeit in die Praxis umzusetzen, und zwar an seinem Wohnort Itzehoe. In dem ersten Aufruf des Arbeitsrates für Kunst vom Dezember 1918 waren u. a. „Volkshäuser als Vermittlungsstätten aller Künste an das Volk“ gefordert worden. Hablik bemühte sich, um 1920 diese Idee zu realisieren, indem er das der Stadt geschenkte, leerstehende große Villengebäude Westerhof als Standort vorschlug und wiederholt ein Nutzungskonzept aufstellte. Das umfangreichste mit dem Titel „Volkshaus – aus dem Volk, für das Volk“ (1923)¹⁰ sah als Zentrum eine Volksküche und Aufenthaltsräume für die notleidende Bevölkerung vor. Dem sollten sich Arbeits-, Vortrags- und Ausstellungsräume anschließen, außerdem eine Jugendherberge, die Jugendliche zu freiwilliger Arbeit für die Gemeinschaft (Straßen- und Deichbau, Landschaftspflege, Erntearbeiten) zu-



24,0 x 32,0

Wohnhaus
dreier Familien • Das Innere formt das Äußere •

Wie ein Haus" ! (was ist das ?)

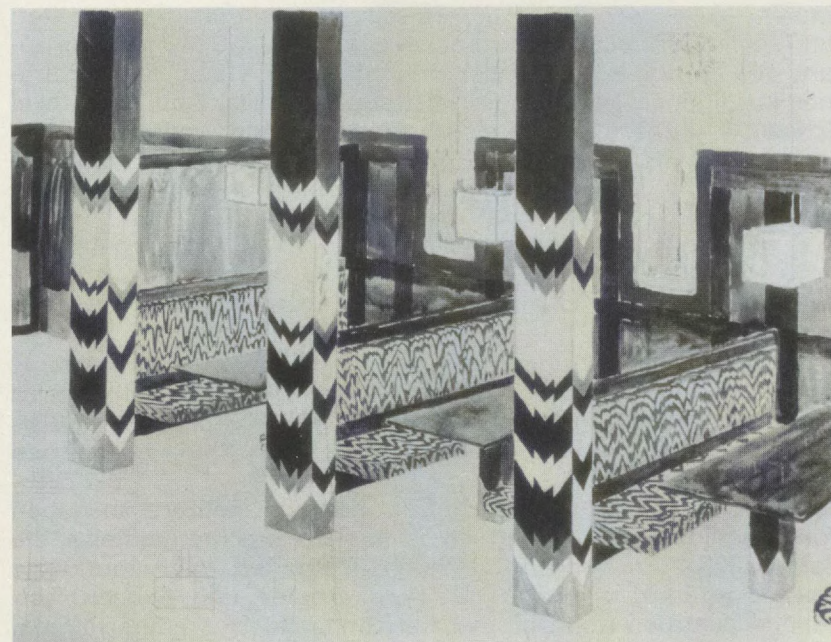
Wohnhaus
dreier Familien • Das Innere formt das Äußere •

Wie ein Haus" ! (was ist das ?)

Wohnhaus
dreier Familien • Das Innere formt das Äußere •

Wie ein Haus" ! (was ist das ?)

Wohnhaus dreier Familien, Bleistift aquarelliert, 1921



Entwurf für die Innenausgestaltung des Central Hotels Itzehoe, Aquarell

sammenführte. Als Fernziel war auch an den Aufbau einer Siedlung gedacht. Für eine Nutzung in diesem Sinne gab es in der Stadt „viel Stimmung“¹¹, aber kein Geld.

Ein weiterer Versuch, neue Formen zu entwickeln, betraf die Innenarchitektur. In der allgemeinen Notlage nach dem Krieg war an das Neubauen von Häusern nicht zu denken. Aber „man kann (um ein Beispiel zu nennen) das dümmste Haus – die blödsinnigsten Innen-Räume – in etwas Sinnvolles umwandeln“.¹² Hablik tat das, indem er die Farbe, die ein wichtiges Element der Kristallarchitektur war, in die Innenräume hineinbrachte. Die Räume wurden, soweit sich das machen ließ, ihres Charakters von „Wohnkisten“ entkleidet, indem man starkfarbige Mäanderbänder nebeneinander über die Wände laufen ließ, dann in die Decke hinein und wieder zurück. Dadurch wurde der Gegensatz von Tragen und Lasten aufgehoben. Weiterhin veränderte sich der Raumeindruck dadurch, daß durch Farbeinsatz bestimmte Stellen als Lichtzonen herausgehoben oder als Plätze für Mobiliar akzentuiert wurden. Diese farbliche Gestaltung von Innenräumen, die Hablik nur in Itzehoe vornahm, war ein Vorstoß in eine kommende Wohnwelt und ist als ein Beitrag zur Erprobung von „Übergangs-

bauten“ zu sehen. Bis in die Einzelheiten wurden neugestaltet: der Tapetenausstellungsraum der Firma Soetje (1921), das Restaurant des Zentral-Hotels in der Breiten Straße (1922), das Eßzimmer im eigenen Haus in der Talstraße (1922) (s. Abb. im Artikel Scheel). Bruno Taut zeigte sich beeindruckt und wollte über den Tapetenraum in seiner avantgardistischen Zeitschrift „Frühlicht“ berichten. Die Itzehoeer Bürger reagierten auf den Hoteiraum mit Ablehnung und mieden ihn.¹³

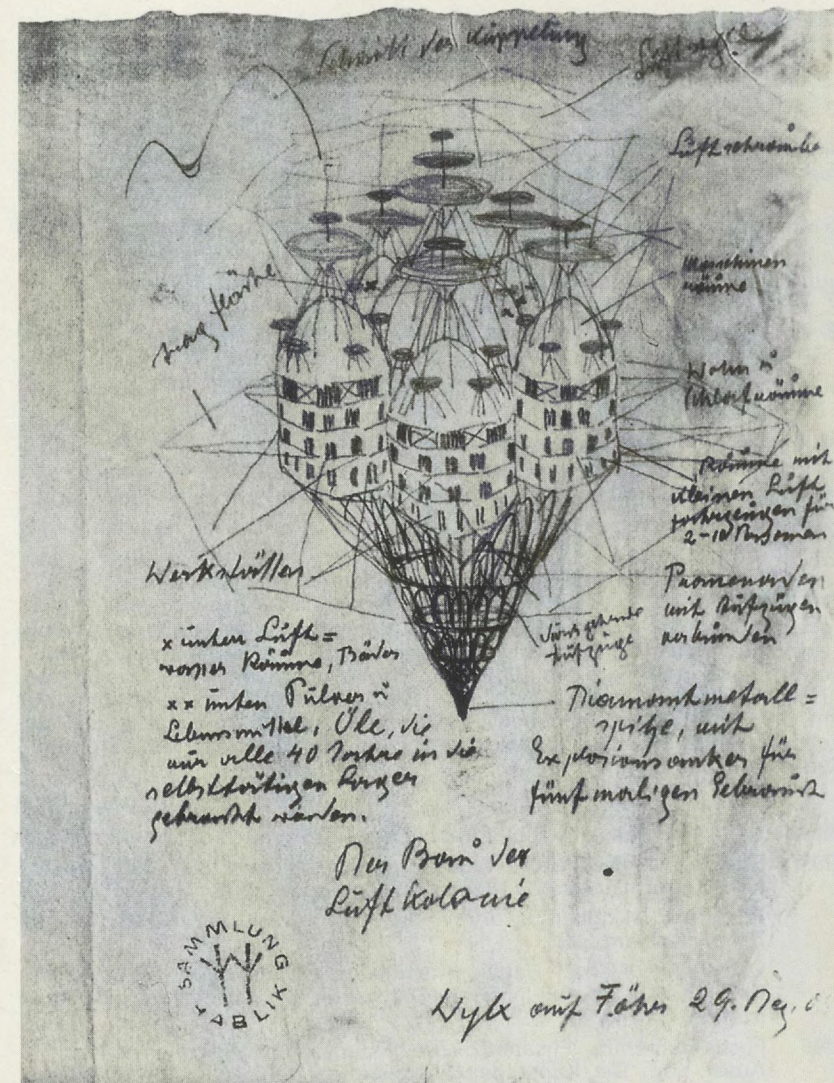
Die zwanziger Jahre

Im Verlaufe der zwanziger Jahre verlagerte sich der Schwerpunkt von Habliks Tätigkeit weg von der Malerei und der Grafik hin zu Innenraumgestaltung, Kunsthandwerk und Weberei, ohne daß es auf einem seiner vielen Arbeitsfelder zu einem Ende gekommen wäre.

Auf dem Gebiet der Grafik schuf der Künstler mehrere Ausgaben von Notgeldscheinen. Innerhalb der Malerei brachte die Reise, die Hablik 1925/26 zu Verwandten nach Südamerika unternahm, viele neue Eindrücke, die in Tagebüchern, Briefen und Skizzen festgehalten wurden und sich in Landschaftsbildern niederschlugen. Als Innenraumgestalter war er an zentralen Stätten in der Stadt tätig: im Rathaus (1927), bei der Tageszeitung „Nordischer Kurier“ (Empfangsraum, 1927), bei der Tapetenfirma Soetje (Ausstellungsraum, 1928).

Er erhielt darüber hinaus Aufträge, Häuser zu entwerfen, doch diese Pläne wurden nicht realisiert. Das einzige verwirklichte Bauprojekt war der Umbau des eigenen Hauses im Jahre 1933, wobei die moderne sachliche Fassade entstand.

Viel Zeit und Kraft erforderte die Mitarbeit in der „Handweberei Hablik-Lindemann“. Diese Firma war regelmäßig zweimal im Jahr auf der Leipziger Messe vertreten, wofür geplant und produziert werden mußte. Außerdem konzipierte Hablik die Werbedruck-sachen und die Präsentation auf dem Messestand. Zu den Ausstellungsstücken gehörten Stoffe und Bildgewebe, aber auch Schmuck, Metallobjekte, Bestecke, Dosen nach Entwürfen von Wenzel Hablik. Auf Grund des künstlerisch und handwerklich hochstehenden Angebots hatte die Firma internationalen Ruf. Habliks Fähigkeiten und Erfahrungen machten ihn zu einem vielseitig beschäftigten Mann. Er arbeitete mit den unterschiedlichsten Handwerkern in der Stadt zusammen, um Tapeten, Messingleuchten oder Bücher und Kataloge herzustellen. Im Keller seines Hauses besaß er neben einer Steinschleiferei eine eigene Metallwerkstatt, in der er zeitweise eine Mitarbeiterin beschäftigte. Aus



Beispiel einer Utopie: Der Bau der Luftkolonie, Bleistift, 1908

Messingblech schnitt er Tanzmasken, die bei abendlichen Veranstaltungen in seinem Hause, zu denen auch Konzerte gehörten, gebraucht wurden. Aus seinem vielseitigen Schaffen riß ihn der Ausbruch einer Krebserkrankung Anfang der dreißiger Jahre. Er verstarb am 23. März 1934 in Itzehoe.

Anmerkungen:

- 1 Ausstellungskatalog Itzehoe (1981), S. 11
- 2 Ebd.
- 3 Tagebuch vom 26. 2. 1906, W/Tg 3 im WHS Archiv
- 4 W. Reschke (1981), S. 80
- 5 Entwurf zum Aufsatz „Mein Weltbild“ für die Mitglieder der Gruppe „Die gläserne Kette“, Juli 1920
- 6 A. Feuß, Altona 1918–Prag 1925, in: Ausstellungskatalog Itzehoe (1981). – J. Klemm, Die Idee des Gesamtkunstwerks bei Wenzel Hablik. Altona 1918, Magisterarbeit, München (1987)
- 7 WHS Archiv, Briefe 251
- 8 Einleitungstext abgedruckt in: Ausstellungskatalog Florenz (1989), S. 189–191
- 9 Entwurf zu einem Aufruf mit dem Titel „Utopie und Wirklichkeit“, undatiert, WRS Archiv
- 10 W. Reschke (1981), S. 127–128
- 11 Itzehoer Nachrichten vom 21.5.1922
- 12 Ausstellungskatalog Florenz (1989), S. 238
- 13 R. Krohn (1981), S. 238

Hablik-Bibliographie

Roberto Gargiani stellte 1989 für den Katalog der Ausstellung „Wenzel Hablik: Expressionismus und Utopie“ (gezeigt in Florenz, Wien und Schloß Gottorf) eine umfangreiche Bibliographie bis zum Jahr 1989 zusammen. Elisabeth Fuchs-Belhamri setzte die Arbeit fort mit einem Verzeichnis der von 1989 bis 1998 erschienenen Literatur, nachzulesen im Katalog der Ausstellung „Wenzel Hablik – Innenarchitektur und Design“ (Itzehoe – Bremen – Flensburg, 1998).

Elisabeth Fuchs-Belhamri – Bibliographie seit 1995

- 1995 Speidel, Manfred: Bruno Taut. Natur und Fantasie 1880–1938, Ausst.-Kat., Kulturhistorisches Museum, Magdeburg 1995.
Frankfurt: Okkultismus und Avantgarde, Ausst.-Kat., Schirn Kunsthalle, Frankfurt 1995.
Darmstadt: Wenzel Hablik. Architekturvisionen 1903–1920, Ausst.-Kat., Institut Mathildenhöhe Darmstadt / Wenzel-Hablik-Museum Itzehoe, Darmstadt 1995.
- 1996 Fuchs-Belhamri, Elisabeth: Die Flugutopien Wenzel Habliks, in: Ausst.-Kat., Die Kunst des Fliegens, Zeppelin-Museum Friedrichshafen u. Hatje-Verlag, Friedrichshafen und Ostfildern 1996.
Wien: Wunschmaschine, Welterfindung, Katalogbuch zur Ausstellung in der Kunsthalle Wien, 1996.
Frankfurt: Filmarchitektur. Set Designs von Metropolis bis Blade Runner, Katalogbuch zur Ausstellung im Deutschen Filmmuseum, Frankfurt 1996.
Adolf Behne: The modern functional Building, Reprint mit einer Einführung von Rosemarie Haag Bletter, The Getty Research Institute for the History of Art and the Humanities, Santa Monica, USA 1996.

Die Briefe der Gäsernen Kette, hrsg. von Romana Schneider und Ian Boyd Whyte, Hatje-Verlag, Reihe Korrespondenzen, 10, Ostfildern 1996.

John Tierney: The optimists are right, in: The New York Times Magazin, September 29, 1996.

Wolfgang Pehnt: Auf jenen schöpferischen Höhen. Wenzel Hablik als Architekt, in: Architektur in Schleswig-Holstein, hrsg. von der Architektenkammer, Kiel, Junius Verlag, Hamburg 1996.

- 1997 Quedlinburg: Kristall Metapher der Kunst, Ausst.-Kat., Lyonel-Feininger-Galerie, Quedlinburg 1997.

Aarau: Die Schwerkraft der Berge, Ausst.-Kat., Aargauer Kunsthhaus Aarau/Kunsthalle Krems, Aarau 1997.

Fuchs-Belhamri, Elisabeth: Wenzel Hablik. Bilder aus dem Orient, Ausst.-Kat., Wenzel-Hablik-Museum Itzehoe/Schloß vor Husum/Ostholstein-Museum Eutin, Itzehoe 1997.

Ulrich Schulte-Wülwer: Maler der Insel Sylt, Heide in Holstein 1997.

- 1998 Grenoble: Le sentiment de la montagne, Ausst.-Kat., Musée de Grenoble, Grenoble 1998

Wolfgang Pehnt, Architektur des Expressionismus, Ostfildern 1998. Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co., Bramsche, Rasch Buch/book 1897–1997, Bramsche 1998

Heinz Spielmann (Hrsg.), Schloß Gottorf und seine Sammlungen, Neue Bilderhefte, Jugendstil, Schleswig 1998.

- 1999 Ulrich Schneider, Hermann Finsterlin und die Architektur des Expressionismus, Tübingen 1999, zugl.: Karlsruhe, Univ., Diss., 1997. Cosmos. From Romanticism to the Avant-garde, hrsg. von Jean Clair, the Montreal Museum of Fine Arts und Prestel Verlag, München 1999.

Bildnachweis:

Alle Fotos von Kai Falck, Itzehoe

Elisabeth Hablik-Lindemann (1879–1960)

Von
Ernst Schlee (Schleswig)

Elisabeth Hablik-Lindemann – diese ungewöhnliche Frau beeindruckte jeden, dem sie begegnete. Ihr Wirken umschließt ein gewichtiges Stück schleswig-holsteinischer Kulturgeschichte und ist von so starker Begabung fürs Kunsthandwerk geprägt, daß die von ihm ausgehende Kraft fortwirkt. Der Name, den man ihr beigelegt hat, „Mutter der deutschen Handweberei“, trifft, wörtlich genommen, zwar nicht ganz zu, kennzeichnet aber ihr Wesen und ihre Bedeutung für das textile Kunsthandwerk der ersten Jahrhunderthälfte recht genau.

Sie war die Tochter eines angesehenen Bauern in Westerwohld bei Nordhastedt (Dithmarschen) und verkörperte diese ihre Herkunft zeitlebens sehr eindrucksvoll. Man hatte es mit einer Frau von starkem Willen und schlichter Vornehmheit zu tun. Mit intelligenter Offenheit kam sie einem entgegen. Trotz der Direktheit ihrer klugen Äußerungen wahrte sie dennoch Charme, frauliche Wärme und Verständnis für Andersartiges, Neues und Außerordentliches.



Elisabeth Lindemann, Meldorf



Handweberei Elisabeth Lindemann, Neue Werkstatt, Meldorf

Diese Eigenschaften machten sie auch zur idealen Partnerin ihres Mannes, des Malers, Grafikers und Kunsthandwerkers Wenzel Hablik (1881–1934), mit dessen Lebenswerk das ihrige eine innige Einheit wurde. Mancher Ältere wird noch im Gedächtnis bewahren, welche Bedeutung das stattliche Haus am Holzkamp in Itzehoe hatte, als darin die Werkstatt Hablik-Lindemann in voller Tätigkeit war. Man kann das Lebenswerk des einen Ehepartners nicht würdigen, ohne das des anderen einzuschließen.

Es begann in den 1890er Jahren, als sich im Wirken hellstichtiger Geister das neue Jahrhundert ankündigte, im Bereich des Kunsthandwerks der Jugendstil und eine neue Würdigung volkstümlicher Überlieferung. Seit 1895 bemühte sich in Meldorf der Lehrer Johannes Goos, die vom Aussterben bedrohte handwerkliche Weberei in Dithmarschen wieder zu beleben. Elisabeth Lindemann hatte in Dresden drei Jahre lang eine Gewerbeschule besucht, darin das Atelier der Geschwister Prof. Erich Kleinhempel und Gertrud Kleinhempel, und war in einer Firma als Entwerferin für Handarbeiten tätig. Die Kleinhempels waren prominente Verfechter des Neuen; sie werden es gewesen sein, die in ihrer Schülerin das Verständnis weckten für die seit 1896 rasch bekannt gewordenen Bildwebereien der Kunstwebeschule in Scherrebek (Nord-schleswig), damals der einzigen Manufaktur für Bildgewebe der neuen Stilbewegung in Deutschland.



„Bauernhof“, Entwurf P. Türoff, 1906

In Dresden gewonnene Eindrücke verbanden sich mit Anregungen aus der Heimat: Goos brachte die Meldorfer Museumssammlungen auf einen hohen Stand, und als man 1900 die 400. Wiederkehr des Tages der Schlacht von Hemmingstedt in Meldorf mit einem großen Volksfest beging, bekamen die Erneuerungs Ideen rasch Auftrieb. Lisbeth Lindemann scheint stark davon beeindruckt worden zu sein.

1902 forderte der Landrat von Süderdithmarschen, Jürgensen, die junge, in der Textilkunst bewanderte Dithmarscherin auf, in Meldorf eine Webeschule einzurichten. Eine kurze Studienzeit in einer schwedischen Werkstatt folgte. Im Mai 1902 begann dann die „Meldorfer Museumsweberei“ unter Lisbeth Lindemanns Leitung ihre Tätigkeit. Zu Beginn war es eine große Mühsal, mancherlei Voraussetzungen für einen ergiebigen Betrieb fehlten noch, auch finanzielle. Mit mehreren lernwilligen Kräften aber schaffte es Lisbeth Lindemann, die Werkstatt in Gang zu bringen und in fruchtbarer Tätigkeit zu erhalten. Handwerkliche Überlieferung verband sich mit modernem Kunstsinn in lokaler und persönlicher Eigenart. Neben allerlei Gebrauchsdingen und Kleidermodellen entstanden auch Bildgewebe und Beiderwandbahnen für dekorative Zwecke. Die Herstellung von Bildteppichen knüpfte offensichtlich an die gerade 1903 eingegangene Scherrebeker Produktion an.



Ehepaar Hablik am Webstuhl, 1931

Das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum in Schloß Gottorf veranstaltete Oktober/November 1974 unter dem Titel „Kunsthandwerk in Schleswig-Holstein“ eine Sonderausstellung, die erstmals einen Gesamtüberblick über die „Weberei-Landschaft“ bot, freilich beschränkt auf das Thema „Bildteppich“. Darin behauptete sich sehr eindrucksvoll das Werk Lisbeth Lindemanns, nicht zuletzt dank dem großen Bildteppich „Bauernhof“, den sie nach einem Entwurf des sonst wenig bekannten Malers Paul Türoff für die Dresdner Kunstgewerbeausstellung 1906 gewebt hatte (jetzt hängt er, 250 mal 368 cm groß, im Sitzungssaal des Kreistages in Heide). Auch andere Teppichentwürfe Paul Türoffs führte Lisbeth Lindemann damals aus. Mit mehreren Künstlern stand sie in Verbindung. Entwürfe überließen ihr Erich Kleinhempel, ihr Lehrer, und Alwin Müller, der ebenfalls zu den bedeutenderen Künstlern der Stilbewegung gehört. Frühzeitig nahm die Werkstatt auch die an der Westküste heimische Beiderwandweberei wieder auf; sie sollte später zu dem das Meldorfer Unternehmen kennzeichnenden Produktionszweig werden. Einen sehr gelungenen Entwurf für einen Beiderwandstoff trug der damals in Meldorf ansässige Architekt Hamburger bei.

Ein eigenes künstlerisches Gesicht erhielten Werkstatt und Schule jedoch erst, als 1907 der in Wien und Prag ausgebildete Deutsch-Böhme Wenzel Hablik auftauchte. Außer in Malerei und Grafik hatte er sich die Sporen in mehreren Handwerken bereits verdient. Ferdinand Avenarius hatte ihn nach Sylt eingeladen, und im Anschluß an eindrucksvolle Wochen auf den Inseln gelangte er auch nach Meldorf und Westerwohld. In Itzehoe, wo ein befreundeter Mäzen wohnte, ließ er sich nieder. Er wurde zum „künstlerischen Gewissen“ von Lisbeth Lindemanns Werkstatt. Sein Einwirken zeichnet sich in der Produktion deutlich ab. Nach seinen Entwürfen entstanden kleinformatige, stark dekorative Gewebe von intensiver Farbigkeit und spielerischer Phantastik. Folgeschwer wurde die Ausrichtung der Produktion von Gebrauchsstoffen: eckige, winklige Formen, vielfach in kräftigen Kontrasten gefärbt, schufen eigenwillige Rhythmen und großzügige Flächengliederung. In diesem Sinne löste sich vornehmlich die Beiderwandweberei von den aus früheren Jahrhunderten tradierten Mustern. Dank der Einfühlbarkeit der Weberin fanden die Ideen des Malers glückliche Verwirklichung. Diese geistige Verbindung führte 1917 zur bürgerlichen Ehe und zur Übersiedlung der Werkstatt nach Itzehoe.

In Itzehoe nun entstand ein gemeinsames Lebenswerk der Habliks, ein Werk von imponierendem Rang. Will man ihm gerecht werden, darf man die Vielseitigkeit Wenzel Habliks nicht übersehen. Er zeichnete und malte, entwarf Gebrauchsgrafik so gut



Mäander-Cape



Das weiße Haus der Handweberei Hablik-Lindemann am Holzkamp in Itzehoe, Umbau 1949/50. Architekt: Friedrich Stender

wie Möbel, ganze Raumdekorationen, Silber- und Messinggerät, Schmuck, Spielzeug und vieles andere. Damit folgte er dem Beispiel, das manche Maler schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben hatten: statt bloßer Bildermalerei umfassende Neugestaltung der Lebensform, der Umwelt, des persönlichen Bedarfs. Große Bedeutung gewannen Wenzel Habliks utopische Architektur-Entwürfe. Sie brachten ihn in Verbindung mit einem ganzen Kreis gleichgesinnter Künstler. Neuerdings würdigt man in aller Welt besonders diese nur in grafischer Form realisierbaren Phantasien; doch meine ich, daß man auch sie nicht isoliert beurteilen kann, abseits etwa der handfesten Metallarbeiten, der Messinggefäße und -figuren, die Hablik selbst ausführte. Denn seine Visionen, z.B. von fliegenden Städten, Gebirgen aus Glas u.ä., entsprangen nicht lediglich „malerischen“, bildhaften Vorstellungen, sondern einem Gestaltungsprinzip, das mitbestimmt war von einer innigen Beziehung zu den Strukturen der Stoffe, den Phänomenen etwa der Kristallisation, den Formationen strömenden Wassers oder der stofflichen Beschaffenheit und den Bearbeitungsmöglichkeiten von Stein, Holz und Faser. So entstanden Habliks Entwürfe für Gewebe auch aus einer liebenden Vertrautheit mit dem Material und dem Werkvorgang,

ganz im Sinne des „Deutschen Werkbundes“, dessen Mitgliedschaft beide Ehepartner alsbald erwarben. Es gibt Fotos, die beide in gemeinsamer Arbeit am Webstuhl zeigen: Elisabeth Hablik als die im Wortsinn Wirkende, Wenzel Hablik als den Beraten und Überwachenden. Begabung und Selbständigkeit beider kamen in dieser gemeinschaftlichen Arbeit zu voller Geltung; der reiche Ertrag aus mehr als fünf Jahrzehnten fruchtbaren Wirkens erweist es. Das Wort überwachen darf man nicht falsch verstehen: es kennzeichnet schon die Konzeption des ersten Entwurfs, in ihr ist die Ausführung gewissermaßen vorweggenommen, schon mitgedacht.



E. H.-L. an ihrem 80. Geburtstag.
Foto: Susanne Klingenberg

Eine Kennerin textiler Kunst, Marie Schuette, kennzeichnete nach Schilderungen aus erster Quelle das Zusammenwirken so: „Wenzel Hablik ging als Künstler seinen eigenen Weg, und Lisbeth Lindemann ging als Weberin den ihrigen weiter. Es war nicht so, daß er sich irgendwie tätig um den Betrieb kümmerte. Er schlenderte gelegentlich einmal durch die Weberei und warf wohl eine Bemerkung hin, die, wie das nicht anders sein konnte, zur Anregung wurde. Er machte Skizzen, die in der Weberei zu Wandteppichen wurden. Dieses harmonische Mit- und Beieinander zweier grundverschiedener Naturen, die sich im Menschlich-Künstlerischen trafen, lag zutiefst begründet in der tiefen, unerschütterlichen Ruhe und mütterlichen Güte der Frau, die nach dem frühen Tod des Gatten sein künstlerisches Erbe verwaltete und ihre Arbeit in der alten Stetigkeit fortführte.“ Die „Handweberei Hablik-Lindemann“, wie sich die Werkstatt alsbald nannte, wurde einer der führenden Betriebe seiner Art in Deutschland. Seine große Zeit waren namentlich die 1920er Jahre, als im Grassi-Museum in Leipzig die Leipziger Messe alljährlich eine Begleitausstellung hervorgerufen hatte, einen erlesenen Überblick über das qualitativste Kunsthandwerk Deutschlands. Regelmäßig bildete darin der Stand der Itzehoer Werkstatt einen Höhepunkt. Wirtschaftlich ließ sich ein solcher Betrieb aufrechterhalten nur in der Form einer Werkstatt mit größerem Mitarbeiterstab, ständig neuen Mustern, Präsenz auf Messen und Ausstellungen, Handels-

vertretungen in weitem Bereich, anspruchsvollem Interessentenkreis und vor allem mit künstlerisch konstanter Linie und gleichbleibendem Niveau. Lisbeth Habliks starker Persönlichkeit gelang es mit ebensoviel Organisationsgabe wie handwerklichem Können, wie persönlich-menschlicher Überzeugungskraft, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Wenzel Hablik stand mit seiner künstlerischen Inspiration dahinter. Sie trat zutage nicht nur in den vom Werkbundegeist mitbestimmten Dessins der Dekorationsstoffe, Bodenteppiche, Decken usw., sondern auch und vor allem in den großen Bildgeweben. In ihrer langen Folge spiegelt sich seine, nein: die gemeinsame künstlerische Entwicklung. Sie ging aus von dichtgedrängten, stark farbigen Mustern mit tableauartigem Charakter und kleinem Format und verleugnete ihre Herkunft aus den Schulen der Donaumonarchie nicht. In wachsendem Maße nahm sie Gestaltungsformen auf, die der Arbeit am Flachwebstuhl eher gerecht werden: in der Technik des Halbgobelins prägte sich stärker der Gewebecharakter aus, Rahmenmotive entfielen, große Flächen setzten sich in hellen Tönen ohne Kontraste voneinander ab, die Formate wuchsen. So näherte sich das Bildgewebe der Wand, für die es gedacht war, fand engere Verbindung zum Raum und wurde Element in der Gesamtheit von Bauwerk, Wohnung oder etwa Theaterraum, Hörsaal, Ausstellungshalle. Es ist wichtig zu wissen, daß Hablik auch Papiertapeten entwarf und daß er nach Möglichkeiten suchte, Fußboden, Wände und Decke durch einfache, aber entschiedene Formen der Dekoration zu einer Einheit zu verbinden und dem Raum damit neue Deutungen zu geben. Auf diese Weise verwirklichte er im Bereich des Möglichen auch, was ihm in seinen architektonischen Utopien vorgeschwebt hatte. Im Geiste ebenbürtig, folgte Lisbeth Hablik den Ideen ihres Mannes. Die praktisch-handwerkliche Verwirklichung bedeutete allemal schöpferische Gefolgschaft auf einer langen Wegstrecke des Experimentierens. Was damit gemeint ist, läßt sich an den Bildteppich-Exemplaren beobachten, die die Strenge der textilen Struktur, d. h. das Zusammenschließen großer Flächen durch dichtere oder weitere Streifung lockert durch scheinbar spielerisch eingefügte Zutaten, Stoffstückchen und herabhängende Schnüre, auch durch das Einziehen farbiger Glasperlen u. a. Damit ist vorausgenommen, was die Textilkunst heute im Übermaß betreibt: das Kombinieren ganz verschiedenartiger Materialien über die klassischen Mittel des Nur-Textilen hinaus. Als in den 1960er Jahren, bald nach Lisbeth Habliks Tod, der Betrieb schließen mußte, weil er der industriellen Konkurrenz wirtschaftlich nicht länger standhalten konnte, übernahm die Tochter Sibylle Hablik die Fortführung der Werkstatt, und zwar in Indien.

Anmerkung:

Der vorliegende Aufsatz von Ernst Schlee ist eine gekürzte Fassung des Gedenkartikels von 1979 zum 100. Geburtstag von Elisabeth Hablik-Lindemann, wieder abgedruckt im Ausstellungskatalog 1984 (s. u.).

Bibliographie (in Auswahl)

Walter Fröbe, Leben, Wirken und Werk von Frau E. H.-L., in: Steinburger Jahrbuch 1962

Sibylle Hablik, E. H.-L., in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, Bd. 1, S. 155–156, Neumünster 1970

Ernst Schlee, L. H.-L. zum Gedächtnis (1979), in: Ausstellungskatalog Handweberei H.-L., Itzehoe 1984, S. 4–9

Wolfgang Reschke, Wenzel Hablik und die Familie Lindemann, in: Ausstellungskatalog Orientreise 1910, Itzehoe 1988

Elisabeth Fuchs-Belhamri, Chronik der Handweberei H.-L., in: Wenzel Hablik – Textilkunst und Mode: Itzehoe – Flensburg – Krefeld – Leipzig – Karlsruhe 1993–1994, S. 101–111

Bildnachweis:

Fotos: E. von Aspern, Itzehoe; Kai Falk, Itzehoe; Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, Schleswig; Susanne Klingeberg.

Frauenvereine in Itzehoe um 1900

Von

Sina Esselborn-Große, Karin Lewandowski, Kirsten Puymann

Frauenvereine, deren Ziel es war, soziale Not zu lindern, hat es in unterschiedlichen Formen seit Jahrhunderten gegeben. Besonders in Kriegszeiten ergänzten und ersetzten diese Vereine zu einem nicht geringen Teil die staatlichen Fürsorgemaßnahmen in der Pflege verwundeter und kranker Soldaten und unterstützten deren Familien.

Seit den Napoleonischen Kriegen 1813 gab es in Preußen Unterstützungsvereine, deren Tätigkeitsfeld sich in der Regel auf die Dauer von kriegesischen Ereignissen beschränkte. Einige dieser Vereine sorgten auch nach Kriegsende jahrelang weiter für die Soldatenfamilien. Eine flächendeckende Einführung von Unterstützungsvereinen, auf die vorrangig im Kriegsfall zurückgegriffen werden konnte, erwies sich in Preußen jahrzehntelang als schwierig, weil die Notwendigkeit auf lokaler Ebene – meist kümmerte sich die Kirche um die Armen und Kranken – nicht eingesehen wurde. Außerdem wollten sich die Gemeinden nur im Mobilisierungsfall an der Finanzierung dieser Vereine beteiligen.

Die Pflege im Feld verwundeter und erkrankter Krieger wurde 1863 international aufgrund einer Empfehlung von Henri Dunant,

Die Kinderwarteschule des Frauenvereins
beginnt am Dienstage, den 17. d. M., in den unteren Räumlichkeiten des vom Herrn Münzmaier in der Feldschmiede gemietheten Hinterhauses ihre Thätigkeit. Schulzeit von 7 Uhr Morg. bis 11 1/2 Uhr Mitt. und von 1 Uhr Mitt. bis 7 Uhr Abds. Jeden Sonnabend-Nachmittag fällt wegen Reinmachens die Schule aus. Ein Kind zahlt wöchentlich 15 $\mathcal{M}$, zwei Kinder zahlen 20 $\mathcal{M}$, drei Kinder 30 $\mathcal{M}$. Die Kinder haben Frühstück und Besper mitzubringen, empfangen dagegen in der Schule je einen Becher Milch. Der Vorstand.

Itzehoer Nachrichten vom 10. Oktober 1882

dem Gründer des Roten Kreuzes in der Genfer Konvention zwischen 18 Staaten, darunter Preußen und neun weiteren deutschen Staaten, beschlossen.

In Preußen bildete sich daraufhin mit königlicher Förderung ein Central-Verein, der sich nicht wie sein Vorgänger auf den Kriegsfall beschränkt sehen wollte, sondern als eine auf Dauer angelegte Organisation, die Krankenpflege für Soldaten bereits im Frieden organisierte. In den Statuten des Berliner Central-Vereins war neben der sozialen Komponente das Ziel, in ganz Preußen Provinzial- und Lokalvereine zu gründen, die dann dem Central-Verein in Berlin anzugliedern waren. Erst der Krieg zwischen Preußen und Österreich 1866 förderte die Gründung von lokalen Hilfsvereinen, darunter auch Frauenvereinen, die sich aber nur zum Teil dem Berliner Verein anschlossen.

Vaterländischer Frauenverein, Berlin

Um die Pflege der Soldaten nach Kampfhandlungen endlich auf eine breitere Basis zu stellen, hatte sich am 11. November 1866 unter dem Protektorat der preußischen Königin Augusta ein Vaterländischer Frauenverein gebildet. Sehr deutlich wurden bereits im Gründungsauftrag die Tätigkeitsfelder für Friedenszeiten, denn der Verein wollte sich der Aufgabe widmen,

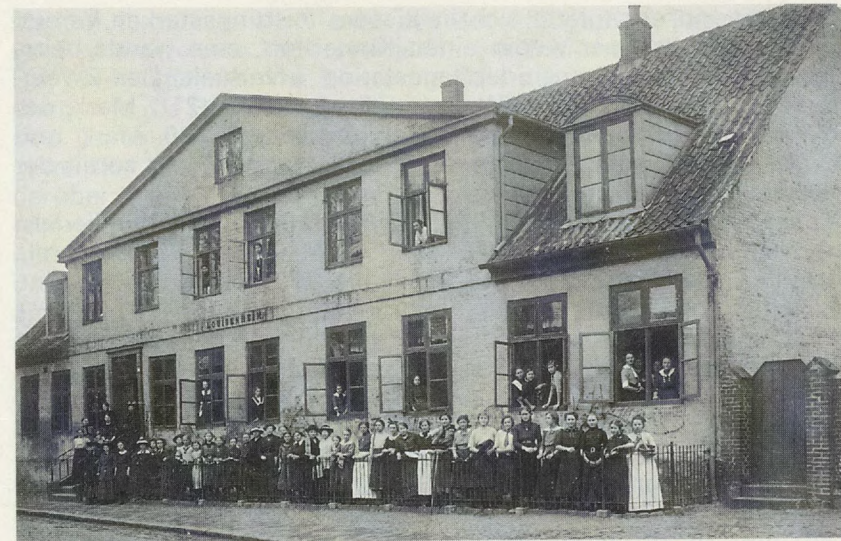
„jene weiblichen Kräfte, die während des Krieges ohne Unterschied der konfessionellen und Standesverhältnisse so wahrhaft aufopfernd und großartig gewirkt haben, auch im Frieden gemeinsam in erfolgreicher Tätigkeit zu erhalten. Durch eine angemessene Organisation und Verteilung jener Kräfte werden sie nicht nur in Verbindung mit dem preußischen Centralverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger bleiben, sowie zu Gunsten bestehender Anstalten die nötigen Unterstützungen verwerten, sondern auch im vaterländischen Sinne durch eine augenblickliche Hilfeleistung bei allgemeinen oder örtlichen Landeskalamitäten wie Krieg, Feuersbrünste, Überschwemmungen und Seuchen, die Not möglichst zu erleichtern und durch Herbeischaffung von Lazarettbedürfnissen, wie durch Sammlung an Geld und Vorräten den Beistand zu leisten suchen, der sich erfahrungsgemäß in solchen Fällen als wirksam bewährt.“¹

Mangels Kriegen und sonstigen Katastrophen wären die Frauen in den Vereinen kaum dauerhaft sinnvoll zu beschäftigen gewesen, deshalb wurden auf der 2. Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins den Lokalvereinen weitere Aufgaben auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege sowie der Fürsorge für Kranke, Witwen, Waisen und Kinder² nahegebracht.

Inzwischen gehörte auch Schleswig-Holstein als Provinz zum Königreich Preußen. 1868 wurde in Kiel der erste Vaterländische Frauenverein gegründet. Bis zum Jahr 1889 gab es 19 Vereine, darunter auch den Itzehoeer Zweigverein mit 1600 Mitgliedern, die sich am 18. Juni 1889 zum Provinzialverband Vaterländische Frauenvereine in der Provinz Schleswig-Holstein zusammengeschlossen hatten. Bis 1920 waren die Vaterländischen Frauenvereine eine selbständige Organisation innerhalb des Roten Kreuzes. Durch das Abkommen vom 10. März 1920 hatten sich der Preußische Landesverein vom Roten Kreuz und die Vaterländischen Frauenvereine zum Preußischen Roten Kreuz zusammengeschlossen. Ein Jahr später erfolgte dann der Zusammenschluß der Männer- und Frauenvereine im gesamten Reichsgebiet. Trotzdem blieb eine getrennte Vereinsführung noch bis zum Gesetz über das Deutsche Rote Kreuz vom 9. Dezember 1937, das die erst 1934 erneuerte Satzung des Vaterländischen Frauenvereins außer Kraft setzte, erhalten.³

Der Vaterländische Frauenverein hatte erst durch die Aufgabe der Sozialfürsorge auf lokaler Ebene einen rasanten Mitgliederzuwachs zu verzeichnen. Bereits 1897 hatte der Verein 1380 Zweigvereine mit 395.054 Mitgliedern.⁴ Bis ins 20. Jahrhundert blieb er die größte weibliche Organisation, auf die im Kriegsfall zurückgegriffen werden konnte. Was begründete nun das jahrelange ehrenamtliche Engagement von Frauen in den Vaterländischen Frauenvereinen und auch in den anderen für Itzehoe noch vorzustellenden Vereinen, die sich alle in Krisenzeiten in ähnlicher Weise für das Vaterland einsetzten?

Zum einen sicher der nur so für sie mögliche Dienst für das „Vaterland“ in Kriegszeiten, zum anderen aber auch die Chance, aus dem den Frauen zugewiesenen häuslichen Bereich an die Öffentlichkeit zu treten und die sonst nur innerfamiliäre Sorge um die ihnen anvertrauten Menschen an Kindern, Alten und Kranken oder sonst in Not geratenen Menschen in ihrem Heimatort sichtbar zu machen. Im Zuge der sich entwickelnden Sozialpolitik (1871 Unterstützungswohnsitzgesetz als erste reichseinheitliche Regelung der Armenpflege) war die caritative Arbeit der Frauen auch von staatlicher Seite begrüßenswert. Die besonders arbeits- und daher auch kostenintensiven sozialen Aufgaben wie die der Pflege von Kranken oder der Kindererziehung konnten so an freie Träger abgegeben werden. Die Frauen, die die Arbeit verrichteten – sei es ehrenamtlich als gut situierte Bürgersfrau oder gegen eine geringe Bezahlung als Pflegerin – konnten so im außerhäuslichen Bereich ihre Fähigkeiten im für Frauen allgemein akzeptierten Rahmen darstellen und Schwerpunkte in der Vereinsarbeit weitgehend⁵ selbst setzen.⁶



Schülerinnen der Haushaltsschule und Mädchen aus dem Hort vor dem Louisenheim, Hinterm Klosterhof 31, ca. 1913 (Kreis- und Stadtarchiv)

Vaterländische Frauenvereine im Kreis Steinburg

In achtzehn Gemeinden des Kreises Steinburg gab es im Jahr 1908 einen Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins.⁷ In den kleineren Vereinen mit bis zu 150 Mitgliedern wie z. B. in Borsfleth, Heiligenstedten, Herzhorn, Kiebitzreihe, Neuenkirchen, Krempe⁸ und Wewelsfleth beschränkte sich die Vereinstätigkeit in der Regel auf die Unterstützung von Armen und Kranken, auf die Pflege von Wöchnerinnen, auf das Angebot der Margaretenspende⁹ und auf Weihnachtsbescherungen für die Bedürftigen des Ortes. Der Verein Heiligenstedten, der mit genau 150 Mitgliedern schon eher zu den größeren zählte, verfügte außerdem über eine Gemeindepflegestation, in der eine Diakonissin arbeitete. Der Lägerdorfer Verein betrieb neben den üblichen Angeboten bereits seit 1900 eine Hauswirtschaftsschule und eine Kochschule. In den größeren bzw. mitgliederstärkeren Vereinen wie Glückstadt, Horst, Itzehoe, Kellinghusen, Lägerdorf, Kollmar, Sude und Wilster gab es als feste Einrichtungen Warteschulen für die Betreuung von kleinen Kindern, Gemeindepflegestationen und Hauswirtschaftsschulen. In Wilster gab es im Jahr 1910 den größte Verein im Kreis Steinburg mit 574 Mitgliedern bei knapp 4500 Einwohnern und Einwohnerinnen.¹⁰ Itzehoe hatte zur selben Zeit nur 202 Mitglieder, aber 16.500 Einwohner und Einwohnerinnen. Ungefähr jede achte

Wilsteranerin engagierte sich in diesem leistungsstarken Verein, der wie der Itzehoer Verein einen Kinderhort, eine Handarbeitschule und eine Gemeindepflegestation unterhielt. Der Zweigverein in Wilster verfügte über ein Vermögen von 2111 Mark, der Itzehoer Verein über ein Barvermögen von 10.000 Mark und 41.500 Mark in Immobilien und Grundstücken und war somit der reichste Verein im Kreisgebiet.

Als ärmster Verein ist Borsfleth zu nennen, der mit 49 Mitgliedern auf ein Barvermögen von 39 Mark kam, selbst Brokstedt als kleinster Verein im Kreis mit 8 Mitgliedern verfügte über eine Barschaft von 308 DM.

Im Kriegsjahr 1916¹¹ erhöhte sich die Zahl der Zweigvereine des Vaterländischen Frauenvereins im Kreis Steinburg auf 23 Vereine. Auch die Mitgliederzahl wuchs während des 1. Weltkrieges, ebenso die Spendenbereitschaft der Bürger und Bürgerinnen vor Ort, so daß die Mittel für eine Fülle von kriegsunterstützenden Maßnahmen bereitstanden. Zu den bereits bestehenden Vereinstätigkeiten, die sich meist auf die Bedürftigen vor Ort richteten, kam nun als Arbeitsschwerpunkt die Kriegwohlfahrtspflege und Kriegsrankenpflege hinzu. Es wurden u. a. Wollsachen und Nahrungsmittel als „Liebesgaben“ an die Soldaten an der Front und in den Lazaretten versandt und die Soldatenfamilien unterstützt. In Itzehoe wurde eine Kriegsschreibstube und eine Erfrischungsstelle für durchreisende Soldaten am Bahnhof eingerichtet.

1926 bestanden im Kreisgebiet noch 21 Zweigvereine, doch beschränkte sich deren Tätigkeit vor allem auf die Armen- und Krankenpflege und auf die Wöchnerinnen- und Säuglingspflege. Die Nachkriegs- und Inflationszeit ließ die finanziellen Mittel der Vereine schwinden. Die Mitgliederzahlen werden im Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins von 1926 nicht mehr genannt.

Skizze der Lebensverhältnisse in Itzehoe um 1900

In der Stadt Itzehoe lebten 1880 zur Gründungszeit des ältesten uns überlieferten Itzehoer Frauenvereins ca. 10.000 Menschen, von denen ein großer Teil den Lebensunterhalt in den ortsansässigen Fabriken verdiente. Die bedeutendsten waren die Alsensche Portland-Cement Fabrik und die Baumwollweberei Feldmann vor dem Delftor, die Zuckerraffinerie von Charles de Vos in der Neustadt, die Mechanische Netzfabrik und die Kaffeesurrogatfabrik von Ottens in der Sandkuhle.

Frauenarbeitsplätze befanden sich vor allem in der Textil- und Nahrungsmittelindustrie. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren ungefähr 400 Frauen in Itzehoe beschäftigt. Sie

stellten damit ca. ein Viertel der Beschäftigten in Fabriken und verdienten weitaus schlechter als ihre männlichen Kollegen.

Bis 1914 hatte sich die Einwohnerzahl durch Zuzug, Eingemeindung und die Soldaten der Garnison samt ihren Familien verdoppelt. Durch sich allmählich verbessernde Lebensumstände verlängerte sich die Lebenserwartung der Menschen. Absolute Zahlen darüber, wie viele Menschen unterhalb der Armutsgrenze lebten, gibt es nicht. Aufgrund der Anzahl von weihnachtlichen Nahrungsmittelspenden in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts an Bedürftige können ca. 10% der Itzehoer Bevölkerung als arm, also am Existenzminimum lebend, bezeichnet werden.¹² Um diese Armut zu lindern, gab es auf der einen Seite die öffentliche Armenpflege, die von der Stadt Itzehoe finanziert wurde, aber nur wenige bedürftige Personen erreichte. Die privaten Initiativen deckten einen großen Teil der Bedürfnisse in Not geratener Personen ab, allen voran der Vaterländische Frauenverein, der neben Sofortmaßnahmen auch noch Hilfe zur Selbsthilfe besonders für Kinder, Mädchen und Frauen anbot.

Vaterländischer Frauenverein Itzehoe

Der Ruf aus Berlin, einen Frauenverein zu gründen, erreichte Itzehoe im Jahr 1878.¹³ Bezeichnenderweise ist dieser Zweigverein vom Bürgermeister ins Leben gerufen worden. Zu den 93 Gründungsmitgliedern gehörte auch die langjährige Vorsitzende des Vereins, die Ehefrau des Zuckerfabrikbesitzers Eveline de Vos.¹⁴ Bereits im ersten Jahr seines Bestehens richtete der Verein eine Volksküche ein, die je nach Nachfrage in den Wintermonaten in Betrieb war. 1880 wurde für die Volksküche ein eigenes Haus erbaut. In der Volksküche konnten Bedürftige warme Speisen für ein geringes Entgelt erhalten. Die Volksküche in der Stiftstraße 3 wurde auch vom Verein zur Bespeisung armer Schulkinder genutzt.¹⁵ Die Überwachung von Kostkindern – heute werden sie Pflegekinder genannt – geschah ebenfalls durch den Frauenverein.

„Seit 1. October 1882 ist endlich vom Frauenverein eine Kleinkinderschule eingerichtet worden.“¹⁶ Dieses „endlich“ deutet auf großen Bedarf an der Kleinkinderschule auch von Seiten der Stadt hin, die für die erste Unterbringung der Kleinkinder- oder auch Warteschule¹⁷ genannten Einrichtung das Schulhaus am Gerberhof zur Verfügung stellte. Diese „Schulen“ besuchten in der Regel Kinder, die noch nicht schulpflichtig waren. Sobald die Kinder das schulpflichtige Alter erreicht hatten, wurden diese Einrichtungen wie Privatschulen behandelt und unterstanden der Schulbehörde.¹⁸



Das Evelinenstift um 1910 in Itzehoe, Ecke Victoria- und Kirchenstraße (Kreis- und Stadtarchiv)

Bereits im Jahr 1884/85 wurden 100 Kinder in der Warteschule des Frauenvereins beaufsichtigt und beköstigt, eine große Anzahl mußte abgewiesen werden. Eveline de Vos, „Frau Geheimrath“ – wie ihr Titel im Verwaltungsbericht ehrerbietig lautet – stellte nach Abbruch des alten Schulgebäudes die erforderlichen Mittel für den Bau einer Warteschule zur Verfügung. Das frühere Schulhausgrundstück wurde mit Genehmigung der Königlichen Regierung von der Stadtgemeinde kostenfrei zur Verfügung gestellt und durch das anliegende Grundstück des Schaumburger-Stifts vergrößert. Die Viktoriastraße führte nun vom Bahnhof kommend direkt auf das repräsentative „Evelinenstift“ zu, wie es nach der Spenderin genannt wurde. Das neue Gebäude wurde nach kurzer Bauzeit bereits am 14. Oktober 1885 in Betrieb genommen, es enthielt außer den geräumigen Schulräumen Wohnräume für die beiden Diakonissen¹⁹ und war umgeben von einem Spielplatz. Schon im Winter 1885/86 besuchten 120 Kinder kostenlos die Warteschule. 1898 eröffnete der Frauenverein eine weitere Warteschule am Kremper Weg. Außerdem engagierte sich der Frauenverein in der Krankenpflege und in der Arbeitsbeschaffung für arbeitslose Näherinnen, deren Heimarbeiten dann einmal jährlich im Evelinenstift mit großem Erfolg zum Verkauf angeboten wurden. Auch Weihnachtsbescherungen und kleine Feste sind regelmäßig für Kinder, Arme und Kranke durchgeführt worden.

Vom Vaterländischen Frauenverein sind Verwaltungsberichte²⁰ überliefert, die u. a. über die Mitgliederzahlen Auskunft geben:

1879	93 Mitglieder	1910	202 Mitglieder ²¹
1882	236 Mitglieder	1911/12	354 Mitglieder
1885	197 Mitglieder	1915/16	530 Mitglieder ²²

1911 wurde Sude eingemeindet, und die beiden Ortsgruppen des Frauenvereins Sude und Itzehoe schlossen sich zusammen. Die starke Zunahme in der Zeit von 1911 bis 1915/16 hat ihren Grund darin, daß auch die Frauen ihren „Kriegsdienst“ leisten wollten. Leider sind uns weitere Mitgliedszahlen nicht überliefert. Auch das Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins von 1926 enthält keine Angaben über die Anzahl der Mitglieder mehr. Im Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1918–1930 wird über den Mitgliedschwund geklagt, allerdings ohne Zahlenangabe.

Die Nachkriegsjahre, die Wirtschaftskrise und Inflation ließen die Geldmittel des Frauenvereins schwinden. Das Evelinenstift wurde 1923 verkauft, weil die Reparaturen nicht mehr zu finanzieren waren. Die Warteschule am Kremper Weg war 1920 geschlossen worden, die Gemeindepflege mit der Schwesternstation war nicht mehr durchführbar. Die Ausstattung der Schwesternstation wurde durch die städtische Gemeindepflege genutzt. Trotz der schwierigen Lage richtete der Verein im Winter 1926/27 eine Warteschule im Louisenheim ein, die von der Stadt finanziell unterstützt wurde. 1928 erwarb der Verein das städtische Grundstück Brunnenstraße 26 (ehemaliges Kinderheim „Ottilienstift“), das von 42 Kindern täglich besucht wurde.

Nachrichten über die Entwicklung und Arbeit des Vereins von 1929 bis zur Neuordnung des Deutschen Roten Kreuzes nach dem Gesetz von 1937, das die getrennte Vereinsführung der Vaterländischen Frauenvereine und dem Roten Kreuz aufhob, sind möglicherweise noch in den Itzehoer Zeitungen überliefert.

Deutsch-evangelischer Frauenbund

1929 feierte die Ortsgruppe Itzehoe des Deutsch-evangelischen Frauenbundes²³, der zu diesem Zeitpunkt 136 Mitglieder angehörten, ihr 25jähriges Jubiläum mit einem Festabend in der Gaststätte Freudenthal. Das Eintrittsgeld für diese Veranstaltung wurde „zum Besten der Mittelstands-Fürsorge“²⁴ gesammelt. Neben dieser Aufgabe widmeten sich die Vereinsmitglieder besonders der Verbreitung von Schriften, die sich mit der Frauenfrage befassen. Die Themen waren u. a. „Die Frau als Schöffe und Geschworene“,

„Stellung des unehelichen Kindes“, „Die Landeskirchenverfassung“. Doch eine Gleichberechtigung der Frau in allen Gesellschaftsbereichen, wie sie heute verstanden wird, hatte der Frauenbund nicht im Sinn. Noch im März 1918 erklärte sich die Ortsgruppe für das kirchliche aber gegen das politische Stimmrecht der Frau. Die zweite Bundesvorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes sprach anlässlich des Jubiläums über die verbindende Wirkung des Bundes: „Es gab schon vor 30 Jahren andere Frauenvereine, aber weite Frauenkreise hielten sich ängstlich zurück, weil sie meinten, das Evangelium und Frauenbewegung ließen sich nicht vereinen.“ Der Deutsch-Evangelische Frauenbund bewies mit seiner Arbeit das Gegenteil und verteilte die Aufgaben auf beide Geschlechter: „Die Kulturaufgabe ist von Gott gewollte Aufgabe, sie fordert den Mann und ebenso die Frau auf, hier mit allen Kräften zu helfen.“ Fortschrittlich unterstützte der Deutsch-Evangelische Frauenbund die Berufstätigkeit von Frauen, immer vorausgesetzt, „daß die Arbeit nicht entseelt wird“. Die Frauen sollten ihre Aufgaben im Haus und im Beruf „mit dem Sinn der Mütterlichkeit erfüllen“.

Einen Ausweg, Notstände im Mittelstand zu lindern, sah der Frauenbund in der Unterstützung der Berufstätigkeit der Frau. Folgerichtig gründete die Ortsgruppe bereits 1907 unter dem Vorsitz der Vereinsgründerin Frau von Ahlefeldt die kaufmännische Fortbildungsschule für junge Mädchen, die für Tätigkeiten im Büro ausbildete und somit jungen Frauen aus dem Mittelstand eine gesellschaftlich akzeptierte berufliche Perspektive eröffnete. Doch trotz der Bewährung der Frau auf Männerarbeitsplätzen während des ersten Weltkrieges unterstützte der Deutsch-Evangelische Frauenbund die Entwicklung nicht, sondern bot statt der Ausbildung in Büroberufen für die „in wirtschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht“ besonders gefährdeten jungen Arbeiterinnen bei Kriegsende „Kurse im Nähen, Waschen, Ausbessern, Kochen und Plätten“²⁵ an.

Verein Frauenwohl

Der Verein Frauenwohl wurde 1903 gegründet. Im Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918 heißt es zu den Zielen: „Er vertrat alle Fraueninteressen.“

Vorsitzende war Frau Justizrat Gerlach, die auch im Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins mitarbeitete.²⁶ Auch der Name Soetje verband diese Vereine. 1925 war der Kaufmann Soetje Schriftführer im Vaterländischen Frauenverein, seine Frau war Mitglied im Verein Frauenwohl.

Als vordringlichste Aufgabe sah der Verein die Verbesserung der örtlichen Waisenpflege an. 14 Frauen wurden 1904 auf Antrag an den Gemeindewaisenrat zu ehrenamtlichen Waisenpflegerinnen bestellt. 1912 waren schon 18 Damen der Itzehoer Gesellschaft als Waisenpflegerinnen tätig. Unter ihnen so klangvolle Namen wie Frau Professor Dr. Westerwiek (der Gatte war Oberlehrer an der Kaiser-Karl-Schule), Frau Sanitätsrat Dr. Rehder, Frau von Ahlefeld, geb. von Rumohr, Frau Bürgermeister Salomon, Frau Dir. Hormann (der Ehemann war Direktor der Westholsteinischen Bank), Fräulein Alsen (Alsensche Portland-Cement Fabriken), Fräulein Seitz (der Vater war Leiter der Kaiser-Karl-Schule).²⁷

Im Verwaltungsbericht von 1911–1918 ist einiges von der Erschütterung der Damen herauszulesen, doch „diese Tätigkeit, welche die Damen in die Häuser führte und Elend und Trauer bloßlegte“²⁸, ließ die Damen nicht vor Mitleid erstarren, sondern führte zur Einrichtung eines Mittagstisches, der im ersten Jahr bereits 1488 Mal in Anspruch genommen wurde. 1907 ist eine Milchküche für Säuglinge eingerichtet worden, 1909 die Wöchnerinnenfürsorge und 1912 die Säuglingsfürsorge einschließlich der Verteilung von Kinderwäsche. 1915 begann die Arbeit in der Säuglingskrippe in der Sandkuhle 21.

Der Verein widmete sich schwerpunktmäßig der Pflege der Jüngsten. Durch die offene Säuglingspflege mit Stillprämien, die an die stillenden Mütter ausgezahlt wurden, sollte ein Anreiz geschaffen werden, die Säuglinge möglichst lange selbst zu stillen. Um die Prämie zu erhalten, mußten sich die Mütter wöchentlich vorstellen. Der Verein vermerkte hier zufrieden, daß die wöchentliche Zusammenkunft der Mütter und Kinder einen erzieherischen Einfluß auch auf säumige Mütter ausübte, die durch den Vergleich veranlaßt wurden, „ihre Kinder besser zu halten, namentlich auf Sauberkeit des Körpers und der Wäsche zu sehen“.²⁹

Doch dieser Einsatz reichte nicht aus, um die Not der Kleinen zu lindern. Wie der Verwaltungsbericht³⁰ bemerkt, arbeiteten viele Frauen in den örtlichen Firmen und hatten keine Möglichkeit, ihre Kinder zu versorgen. Die Leitung der Mechanischen Netzfabrik stellte dem Verein 1915 ein Haus auf dem Fabrikgelände zur Einrichtung einer Säuglingskrippe zur Verfügung. Der Zuspruch machte wenige Monate nach der Eröffnung eine Erweiterung der Plätze von 12 auf 18 und wenig später auf 24 notwendig. Durch den Krieg waren viele Frauen bei der Bahn oder in den Glückstädter Fabriken beschäftigt und konnten ihre Kinder auch nachts nicht versorgen. Der Verein Frauenwohl reagierte auf diesen Notstand mit der Einrichtung einer Nachtkrippe im Frühjahr 1917, die 15 Kinder aufnehmen konnte, aber bald überfüllt war. Auch konnte das betreuende Personal (zwei Schwestern und zwei

Verein „Frauenwohl Itzehoe“.

Mitgliedskarte für das Jahr 1920

Nr. 6 Frau Goldbek-Lörve

Der jährliche Beitrag beträgt für das Jahr 1920

Mark 4.50

Die Kassenführerin.

J. Hormann

Helferinnen) nicht in dem Haus wohnen, weil es an Räumlichkeiten fehlte. Abhilfe wurde durch den Kauf des Hauses Hindenburgstr. 43 geschaffen, allerdings waren die Mittel des Vereins mit diesem Kauf überlastet. Der Vaterländische Frauenverein erklärte sich bereit, die Krippe zu übernehmen, wenn die Stadt das Grundstück erwerbe und instandhalte und außerdem noch einen Zuschuß von 1000 Mark zahle. Die Stadt willigte ein unter der Bedingung, im Kuratorium der Krippe einen Vertreter zu stellen. Der Vaterländische Frauenverein stellte insgesamt 9000 Mark für den Kauf des Hauses zur Verfügung. Offensichtlich war die Stadt durch den Bedarf an Säuglings- und Kleinkindbetreuung gezwungen, diese soziale Maßnahme zu finanzieren.

Das neue Haus war geräumig. Im Erdgeschoß befanden sich fünf Räume für die Tageskrippe, im ersten Stock fünf Räume für die Nachtkrippe und im Dachgeschoß Räume für das Personal. Neben einem Hof zum Spielen gab es noch einen kleinen Gemüse- und Obstgarten. Die Dringlichkeit des Umzugs wird am Umzugstermin, dem 19.12.1917, deutlich, der noch vor dem Beschluß der städtischen Kollegien über die Finanzierung der Krippe lag. Durchschnittlich wurden 40 Kinder in der Einrichtung versorgt. Wenn die Pflegekosten von den Müttern nicht bezahlt werden konnten, traten die öffentliche Armenfürsorge, die Kriegsfürsorge und die

Vereinsmittel des Vaterländischen Frauenvereins ein. 1920 waren die Mittel des Vaterländischen Frauenvereins zur Unterhaltung der Säuglingskrippe erschöpft, und die Stadt übernahm die Trägerschaft.

Der Verein Frauenwohl, der als erster die Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern in Angriff nahm und über Jahre durchführte bestand laut Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe³¹ bis 1928.

Verein der Fürsorge für die weibliche Jugend

Hervorgegangen ist der Verein aus der 1895 ins Leben gerufenen Stiftung zu Ehren der preußischen Prinzessin Luise, deren Gelder 1896 in den vom Landrat des Kreises Steinburg gegründeten Verein für Haushaltungsunterricht in Itzehoe flossen. 1897 wurde dieser Verein nachträglich in den Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend umgewandelt, den Vorsitz hatte seit der Gründung bis 1917 Frau von Ahlefeldt, die auch die Gründerin der Ortsgruppe des Deutsch-evangelischen Frauenbundes ist.

Die Haushaltungsschule, die im Louisenheim, Hinterm Klosterhof 31, untergebracht war, wurde von der Stadt Itzehoe finanziell unterstützt. Bis zur Schließung der Haushaltungsschule im Jahr 1916 besuchten jede Woche durchschnittlich 60 Mädchen „aus dem Stande der Arbeiter und Kleinbürger nach dem Verlassen der Volksschule“³² die Einrichtung, um die Führung eines „einfachen“ Haushalts zu erlernen. 1916 wurde der Betrieb der Haushaltungsschule eingestellt. Seit 1913 unterhielt der Verein auch einen Mädchenhort im Louisenheim, den täglich ca. 70 Mädchen besuchten. Eingerichtet wurde der Hort, weil die Kinder in Familien lebten, „in denen auch die Mutter tagsüber auf Arbeit abwesend ist, denen also die häusliche Aufsicht ganz fehlt“.³³ 1923 wurde der Hort geschlossen und die Räume an das Finanzamt vermietet. 1926/1927 wurde der Hort mit finanzieller Unterstützung der Stadt, der Kirche, des Kreises und durch Spenden renoviert und „die für aussichtslose Mädchen dringend erwünschten Arbeiten des Mädchenhorts wieder aufgenommen“.³⁴ Bis 1930 bot der Mädchenhort 45 Kindern (in Ausnahmefällen wurden auch kleine Jungen aufgenommen) Betreuung.

Seit 1908 betrieb der Verein der Fürsorge für die weibliche Jugend außerdem mit Unterbrechungen – 1914 bis 1918 war das Heim geschlossen – ein Wohnheim für Arbeiterinnen im Louisenheim. Es war für acht bis zehn alleinstehende Arbeiterinnen eingerichtet worden. Nach dem Krieg wurde es Zufluchtsstätte für arbeitslose und obdachlose Mädchen und Frauen. Sie wurden unentgeltlich aufgenommen, bis sie wieder eine Stellung fanden. Erfreut wurde

im Verwaltungsbericht 1918–1930 über die Ordnung im Heim, über die Sparsamkeit und Sauberkeit der Bewohnerinnen, die „wie in einer guten Familie“ zusammenleben, erwähnt. Vor dem ersten Weltkrieg hatte der Verein drei „beruflich vorgebildete und geprüfte weibliche Angestellte“³⁵ für die Arbeit in der Haushaltungsschule, im Wohnheim und im Hort. Mit Ende des Berichtszeitraumes des Verwaltungsberichtes 1929 enden auch die Informationen über die weitere Entwicklung des Vereins.

Zusammenfassung

Warteschulen, Kinderkrippen, Kranken- und Altenpflege, Aus- und Fortbildung für Mädchen, Weihnachtsbescherungen und in Kriegszeit die Linderung der Not der Soldatenfamilien vor Ort und der Soldaten an der Front – breit gefächert waren die Aufgabenbereiche der Frauenvereine in Itzehoe und trotz unterschiedlicher Vereinszielsetzungen einig in der Aufgabe, sich um Menschen zu kümmern. Die Notwendigkeit ihrer Maßnahmen ist unbestritten, ist doch die Stadt Itzehoe sowohl beim Kauf von Grundstücken als auch bei der Unterhaltung von Einrichtungen schnell bereit gewesen, ihren finanziellen Beitrag zu leisten. Eine kontinuierliche Entwicklung und Fortführung der Maßnahmen war trotz aller Bemühungen der Frauenvereine auf diese Weise nicht möglich. Die Kinderkrippe wechselte mehrmals die Räumlichkeiten, die Trägerschaften für die Maßnahmen wechselten, einzelne Maßnahmen, wie die Unterhaltung von Warteschulen, des Arbeiterinnenheims und des Mädchenhorts, wurden unterbrochen, so daß eine Verlässlichkeit für die zum Beispiel auf die Betreuung ihrer Kinder angewiesene Arbeiterin nicht gegeben war. Nur der offensichtlichen Not konnte so begegnet werden.

Eine gute Zusammenarbeit der Frauenvereine untereinander darf vermutet werden, denn aus den zwar spärlichen Informationen über die Mitglieder läßt sich dennoch schließen, daß u. a. die Vorstandsfrauen und Vereinsgründerinnen wie Frau Gerlach und Frau von Ahlefeld sich für mehrere Vereine einsetzten. Die Übernahme der Kinderkrippe des Vereins Frauenwohl durch den Vaterländischen Frauenverein verdeutlicht außerdem, wie ein gemeinsames Ziel von verschiedenen Vereinen ergänzend verfolgt wurde.

Auch als Frauenarbeitgeber fungierten die Vereine. Diakonissen in der Kinderbetreuung und Krankenpflege, Lehrerinnen und Erzieherinnen arbeiteten in den verschiedenen Einrichtungen. In der Krankenpflege führend, versuchte besonders der Vaterländische Frauenverein, Pflegerinnen in den Steinburger Gemeinden einzustellen. Über die Schwierigkeiten, selbst die geringfügige Be-

zahlung für eine Pflegerin aufzubringen, gibt anschaulich das Protokollbuch des Vaterländischen Frauenvereins in Herzhorn Auskunft. Wie die Ausbildung der Beschäftigten war, worin genau ihre Tätigkeit lag und nicht zuletzt ihre Bezahlung, darüber liegen keine Informationen vor, genauso wenig wie über die Arbeit in den Einrichtungen: Ist vielleicht das Konzept der Kindergartenarbeit Friedrich Froebels eingeflossen? Wie war die Ausstattung der Einrichtungen? Diese Fragen können aufgrund der jetzigen Quellenlage nicht beantwortet werden.

Unbestreitbar ist, daß ohne die für die Stadt kostenlose ehrenamtliche Frauenarbeit in den Vereinen die soziale Not besonders der Frauen und Kinder Itzehoes wesentlich größer gewesen wäre. Für die in den Vereinen organisierten Frauen – zumeist aus der höheren Gesellschaftsschicht stammend – bot die soziale Arbeit auch die Möglichkeit, Frauenbelange öffentlich durch Veranstaltungen oder auch durch Jahres- oder Geschäftsberichte, die in den Itzehoer Zeitungen zu lesen waren, zu vertreten. Und es war für diese Frauen die einzige gesellschaftlich akzeptierte Form, in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden.

Arbeitskreis Frauengeschichte Itzehoe und die Schwierigkeiten der Suche nach Taten und Daten Itzehoer Frauen

Mit diesem Beitrag will sich der Arbeitskreis Frauengeschichte Itzehoe vorstellen, der sich seit nunmehr zwei Jahren regelmäßig im Gemeinsamen Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe trifft. – Interessierte sind jederzeit herzlich willkommen! – Zu den Initiatorinnen des Arbeitskreises gehört auch die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Itzehoe.

Ziel des Arbeitskreises war es zunächst, die Anfänge der außerfamiliären Kinderbetreuung zu erforschen. Das Thema stellt sich auch als ein aktuelles Problem dar: Die Kinderbetreuungssituation war und ist das größte Beschäftigungshandicap für Frauen. Nur mit einer ausreichenden, am Bedarf orientierten, familienergänzenden, zuverlässigen Kinderbetreuung ist es Frauen möglich, Erwerbstätigkeit und Familienarbeit miteinander zu verbinden.

Gesucht wurde in Itzehoes Vergangenheit nach Einrichtungen, die der außerfamiliären Kinderbetreuung dienten, nach Anzahl der zur Verfügung gestellten Plätze, nach der Zahl der Frauen, die dort beschäftigt waren, nach deren Qualifizierung für die Betreuung, nach ersten Spuren von Professionalisierung, nach Trägern dieser Einrichtungen.

Erste Spuren fanden sich in den Itzehoer Verwaltungsberichten aus den Jahren 1881 bis 1930. Hier ist der Verein „Frauenwohl“ und der „Vaterländische Frauenverein“ als Träger von Kinderbetreuungsmaßnahmen genannt. Außerdem gab es noch den „Deutsch-evangelischen Frauenbund“ und den „Verein der Fürsorge für die weibliche Jugend“. Eine weitere Quelle tat sich über den „Vaterländischen Frauenverein“ auf, der in einem Dachverband organisiert war. Leider mußte festgestellt werden, daß durch Kriegseinwirkungen die meisten Unterlagen vernichtet waren. Eine Fundstelle wurde dann im Archiv des Deutschen Roten Kreuzes in Bonn entdeckt. Aus den dort lagernden Handbüchern des Vaterländischen Frauenvereins geht zumindest skizzenhaft hervor, wo es Vereine im Kreis Steinburg gab, welche Aktivitäten stattfanden und welche Mittel die Vereine zur Verfügung hatten. Außerdem wurden die Namen der Vereinsgründerinnen und Vorstandsfrauen genannt. Auf dieser Grundlage wurde vor Ort weiterrecherchiert.

Bei der Suche nach den Gründerinnen und Vorstandsfrauen ist das grundlegende Problem aller Frauenforschungsvorhaben aufgetaucht; denn trotz aller Bemühungen konnte die schlechte Datenlage über das Leben und Wirken der Vereinsgründerinnen und der Vorstandsfrauen bis jetzt kaum verbessert werden.

Den aufmerksamen Leserinnen wird nicht verborgen geblieben sein, daß das Ausgangsthema Kinderbetreuung derzeit in der Recherche des Arbeitskreises nur eine untergeordnete Rolle spielt. Allein das Anliegen, Genaueres über die Frauen, die diese Kinderbetreuung organisierten, herauszufinden, gleicht einer Forschung, die kriminalistischen Spürsinn erfordert. Sucht man nach Frauen, so tritt zunächst das Problem der Namensänderung durch Heirat auf. Die Töchter einer Familie konnten wie ihre Mütter ihren Geburtsnamen nicht in die nächste Generation tragen. Es ist aus diesem Grund fast unmöglich, über drei Generationen hinaus private Familienquellen aufzutun, die über das Leben und die Arbeit der in den vier Itzehoer Frauenvereinen tätig gewesenen Damen Auskunft geben könnten.

Der Arbeitskreis entschied sich, seine Forschungsergebnisse im Steinburger Jahrbuch darzustellen, obwohl die Ergebnisse dem diesjährigen Thema „Historische Persönlichkeiten“ auf den ersten Blick einiges schuldig bleiben; denn historisch bedeutsame Persönlichkeiten sind auch in Itzehoe und im Kreis Steinburg fast nur männlich. Die zahlreichen Straßennamen, Gedenktafeln und Veröffentlichungen berichten über die Schaffenskraft und die Verdienste dieser bekannten männlichen Persönlichkeiten für die wirtschaftliche, kulturelle und politische Entwicklung dieser Region. Die Verfasserinnen sind jedoch der Auffassung, daß die

Geschichte zu gleichen Teilen durch Frauen geprägt wird, nur blieb dies in der Vergangenheit im Verborgenen. Wir sind überzeugt, daß die Vereinsgründerinnen Eveline de Vos, Frau von Ahlefeldt und Hedwig Gerlach einen Platz im Steinburger Jahrbuch verdient haben. Leider war es uns aus den schon erwähnten Gründen nicht möglich, genügend Material zu recherchieren. In der Regel wird zuerst die Person und ihr Leben beschrieben und dann das von ihr Geleistete. Wir mußten den umgekehrten Weg gehen, die Vereine und die Vereinsarbeit konnten dargestellt werden, Leben und Lebensdaten der Personen bleiben wir noch schuldig. Besonders Frau Justizrat Hedwig Gerlach hätten wir gern ausführlich dargestellt. Wir wissen nicht viel über sie. Frau Gerlach war in mehreren Itzehoer Frauenvereinen aktiv, sie gründete den Verein Frauenwohl. Ihr besonderes Interesse galt der Kinderbetreuung. Sie initiierte Säuglingspflege und Kinderkrippen für Arbeiterinnen. Sie war Mutter von sechs Kindern (fünf Mädchen und ein Junge). Im Alter von sechzig Jahren wurde Hedwig Gerlach 1918 für die Deutsche Demokratische Partei in die Itzehoer Stadtverordnetenversammlung gewählt. Sie war mit ihren beiden Stadtverordnetenkolleginnen eine der ersten drei Frauen, die Mitglied der Itzehoer Selbstverwaltung wurden.

Anmerkungen:

- 1 Handbuch der Deutschen Frauenvereine unter dem Roten Kreuz. Berlin 1881.
- 2 Ebd.
- 3 Nach Erdmann, Walter: Ohne Befehl: Das Deutsche Rote Kreuz in Schleswig-Holstein, 1969.
- 4 Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 29. 1887
- 5 In den Vorständen der Vereine befanden sich natürlich auch männliche Mitglieder, deren Anzahl je nach Statut variierte.
- 6 Weiterführende Literatur: – Daniel Ute: Vaterländische Frauenvereine in Westfalen in: Westfälische Forschungen, Bd. 39, 1989. und Riemann, Ilka: Die Rolle der Frauenvereine in der Sozialpolitik: Vaterländischer Frauenverein und gemäßigter Flügel der Sozialpolitik zwischen 1865 und 1918 in: Ilona Kickbusch/Barbara Riedmüller: Die armen Frauen, Frauen und Sozialpolitik, Frankfurt 1988.
- 7 Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins. Berlin, 1910.
- 8 In Krempe wurde der älteste Verein im Kreis Steinburg 1864 gegründet.
- 9 Schrank mit Krankenpflegeutensilien.
- 10 EinwohnerInnenzahlen aus: Die Bevölkerung der Gemeinden in Schleswig-Holstein 1867-1970. Hg. Statistisches Landesamt Schleswig-Holstein. Kiel, 1972.
- 11 Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins. Berlin, 1926.
- 12 Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein. Bd. 2, S. 148.
- 13 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1881/82–1885/86.

- 14 Itzehoeer Nachrichten 28. Mai 1914.
- 15 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1881–1911.
- 16 Ebd., S. 38.
- 17 Weiterführende Literatur: Geschichte des Kindergartens Bd. 1 und 2. 1987.
- 18 Verfügung der Königlichen Regierung vom 14.3.1883 und vom 31.5.1884
- 19 Zeitweise wurden fünf Diakonissen vom Verein beschäftigt. Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918.
- 20 Geschäftsbericht des Vaterländischen Frauenvereins Itzehoe für das Jahr 1914 in: Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918 und Geschäftsbericht des Vaterländischen Frauenvereins Itzehoe für das Jahr 1916 (Privatbesitz)
- 21 Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins. Berlin, 1910.
- 22 Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins. 2. ber. u. erw. Aufl. Berlin, 1917.
- 23 Wenn nicht anders vermerkt, sind die Zitate Zeitungsartikeln aus den „Itzehoeer Nachrichten“ und dem „Nordischen Kurier“ Anfang Oktober 1929 entnommen.
- 24 Programmblatt zur Jubiläumsfeier.
- 25 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918.
- 26 Adreßbuch der Stadt Itzehoe 1914.
- 27 Adreßbuch 1912.
- 28 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1918–1930.
- 32 Satzungen des Vereins für Haushaltungsunterricht in Itzehoe in: Kreis- und Anzeigenblatt für den Kreis Steinburg Nr. 6, 18. Jan. 1896.
- 33 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918
- 34 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1918–1930.
- 35 Verwaltungsbericht der Stadt Itzehoe 1911–1918. Leider ist uns nicht überliefert, unter welchen Bedingungen die Anstellung erfolgte und welche Ausbildung die Angestellten hatten.
- 36 Kreisarchiv Steinburg Nr. 751: Protokollbuch des Vaterländischen Frauenvereins Herzhorn 1904–1940
- 37 Nicht umsonst nennen sich Arbeitskreise und Geschichtswerkstätten, die sich mit Frauengeschichte auf lokaler Ebene beschäftigen, häufig „Miss Marples Schwestern“. Lit.: Miss Marples Schwestern: Historische Spurensuche nach Frauen vor Ort: Stadtrundgänge – Fahrten in Deutschland, Österreich und in der Schweiz. Lappersdorf, 1994.
- 38 In diesem Zusammenhang ist als Lektüre zu empfehlen: Stadt der toten Frauen: Der Ohlsdorfer Friedhof/hg. von Rita Bake; Landeszentrale für politische Bildung. Hamburg, 1994.
- 39 Allein die Fotos, die im Rahmen dieser Veröffentlichung zu sehen sind, sprechen Bände. Sie zeigen die Gebäude, in denen die Vereine wirkten. Bilder der Vorstandsfrauen haben wir bisher nur einzelne gefunden. Ein Bild der Namensgeberin des „Evelinstifts“ ist uns nicht bekannt, Fotos der männlichen Mitglieder der Familie de Vos existieren hingegen sehr wohl.

Fritz Höger – Baumeister aus Bekenreihe

Von
Kai-Uwe Scholz (Hamburg)

Wohl eine der eigenwilligsten Figuren unter den aus dem Kreis Steinburg stammenden bedeutenden Persönlichkeiten stellt der Architekt Fritz Höger dar.* Leben und Werk des 1877 geborenen Zimmermannssohnes sind von Brüchen und Widersprüchen durchzogen, die sich auch in der Rezeption seines Schaffens spiegeln: „Schon zu Lebzeiten fand Höger keinen angemessen analytischen oder gar kritischen Biographen, sondern nur hymnische Bewunderung oder heftige Ablehnung seiner Kunst“, stellte 1997 der damalige Hamburger Denkmalpfleger Manfred F. Fischer fest.¹ Höger selbst hätte „aufgrund seiner oft schwadronierenden Beredsamkeit vieles zu dieser Polarisierung mit beigetragen“, meinte Fischer: „Sein Wesen war impulsiv bis zum Verletzenden, die Fähigkeit zur nüchternen Selbstdarstellung und zur Analyse seiner Erfolge oder Mißerfolge war ihm nicht gegeben.“²

Doch vermochte Höger ebenso durch seine Begeisterungsfähigkeit mitzureißen und durch Charme zu bezaubern, wie Erinnerungen anderer bezeugen.³ Welch nachhaltigen Eindruck die Persönlichkeit Högers in seinem Umfeld hinterlassen haben muß, zeigt die Tatsache, daß noch Jahre nach dem Tod des Baumeisters ein Kreis kulturell Interessierter sich in seinem Namen regelmäßig zu Vorträgen und anderen Veranstaltungen zusammenfand: Eine *Fritz-Höger-Gesellschaft* existierte bis in die Mitte der 80er Jahre. Auch dieser späte, aber aufschlußreiche Nachhall von Högers Wirken soll in diesem Beitrag zur Sprache kommen und als ein in der Höger-Literatur vernachlässigter Aspekt seiner Wirkungsgeschichte miteingeschlossen werden.

Denn die Höger-Forschung scheint erst seit einigen Jahren richtig in Schwung zu kommen. In den 70ern standen sich die Fronten starr gegenüber. Alfred Kamphausens Buch *Der Baumeister Fritz Höger* von 1972 ist noch ganz aus der Haltung des Enthusiasmierten heraus geschrieben und enthält manche Mystifizierung – während sich Ekhart Berckenhagen in seinem Katalog *Fritz Höger: Baumeister-Zeichnungen* 1977 auf reine Dokumentation beschränkte.⁴ In der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Chile-



Fritz Höger auf seinem Gut in Wohldorf, 1929

hauses hatte Harald Busch hingegen 1974 mit Legenden und Mißverständnissen aufzuräumen begonnen.⁵ Dem ideologiekritischen Geist der Zeit verpflichtet, jedoch etwas grobschlächtig in der Argumentation wirken Dörte Nicolaisens Ausführungen zur ‚Militanz‘ des Chilehauses aus demselben Jahr, die sie 1986 noch einmal weiterführte.⁶ In den 90er Jahren erschien dann in rascher Folge fast ein Dutzend Publikationen, die Högers Werk kritisch zu würdigen versuchen. Piergiacomo Bucciarellis zuerst 1991 auf italienisch, 1992 auf deutsch erschienene Monographie *Fritz Höger – Hanseatischer Baumeister* stellt die erste Bestandsaufnahme dar, die einen umfassenden Überblick über das Gesamtwerk des Architekten gibt (dennoch Teile von Högers Schaffen unerschlossen läßt); in einem Vortrag von 1994 faßte Bucciarelli seine Ergebnisse noch einmal pointiert zusammen.⁷ In mancher Hinsicht ungenau und unbefriedigend ist Michael Legbands ebenfalls 1994 herausgekommenes Buch über Högers Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus in Itzehoe.⁸ 1995 legte Matthias Schmidt eine umfangreiche Einzeluntersuchung zum Anzeiger-Hochhaus in Hannover vor.⁹ In 1996 und 1997 erschienenen Aufsätzen arbeitete Peter Struck die „kulturelle Bedeutung“ dieses Gebäudes als Wahrzeichen heraus.¹⁰ Die 1997 im Itzehoer Wenzel-Hablik-Museum veranstaltete und von einem Katalog begleitete Ausstellung *Der Architekt Fritz Höger – Zwischen Hamburg und Holstein* versuchte dasselbe am Beispiel des Chilehauses, wies aber auch auf von Höger aufgenommene regionale Traditionslinien und weiterreichende Einflüsse seines Schaffens hin.¹¹ 1999 kam die lang angekündigte Chilehaus-Monographie von Manfred F. Fischer heraus, die ihren Gegenstand in jeder Hinsicht erschöpfend behandelt.¹² Eine von Peter Struck für das Historische Museum Hannover konzipierte Ausstellung zu Högers Wirken in der niedersächsischen Landeshauptstadt wird ab Mitte Januar 2000 als Teil einer in den Museen der Stadt Delmenhorst statt-

findenden Höger-Retrospektive zu sehen sein. Die Begleitveröffentlichung liegt bereits vor.¹³ Wie der Titel *außen vor – der Backsteinbaumeister Fritz Höger* anzeigt, wird Höger hier nicht als genialer Einzelgänger verklärt, sondern aus unterschiedlichen Perspektiven in seiner widersprüchlichen Außenseiterrolle dargestellt. So stellt beispielsweise Gerhard Kaldewei das Verhalten von Höger in der Zeit des Nationalsozialismus erstmalig in einen breiteren Rahmen.¹⁴ Auch wenn für diesen Aufsatz mit den Unterlagen der Nordischen Kunsthochschule Bremen – an die Höger 1934 als Professor berufen wurde – bislang ungesichtetes Aktenmaterial herangezogen wurde, bleibt das politisch-ideologische Profil Högers diffus. Dies ist nicht zuletzt der problematischen Quellenlage geschuldet: In Hamburg ausgebombt, war Höger in den 40er Jahren mit einem Restbestand seiner Pläne und Unterlagen in sein Elternhaus nach Bekenreihe gezogen. Nach dem Tod des Architekten wurde der Nachlaß von seiner zweiten Frau und Witwe betreut, 1963 jedoch durch einen Brand nochmals dezimiert.¹⁵ Um so wichtiger wäre es, bei einer kritischen Bewertung von Högers Haltung nicht nur auf offiziöse Verlautbarungen zurückzugreifen, sondern auch Zeugnisse wie in fremden Nachlässen erhaltene Korrespondenz u. ä. heranzuziehen.¹⁶ Auch die 1951 von Ewald Banse verfaßte und heute in der Kunstbibliothek in Berlin verwahrte Höger-Darstellung *Der Klinkerfürst von Hamburg* wurde anscheinend noch nie ausgewertet.¹⁷ Freilich wäre dieses Manuskript kritisch zu lesen, schon weil der Verfasser seiner Lust zu Fabulieren nachgegeben zu haben scheint, wie der Untertitel nahelegt. Er lautet: ‚Fritz Högers Lebensroman‘. – Der kann auch hier nur bruchstückhaft wiedergegeben werden.

Frühe Werke

Fritz (mit Vornamen eigentlich Johann Friedrich) Höger wurde am 12. Juni 1877 im holsteinischen Bekenreihe als Sohn eines Zimmermanns geboren. Im nahegelegenen Elmshorn erlernte er den väterlichen Beruf und besuchte danach die Baugewerbeschule in Hamburg. Mit seiner ersten beruflichen Position legte er die Grundlage für seine Karriere: Von 1901 bis 1905 arbeitete er als Zeichner in einem der renommiertesten Hamburger Architekturbüros: bei Lund & Kallmorgen. 1905 heiratete er in das Baugeschäft Fritz Oldenburg in Langenhorn ein, wo er auch als Maurer ausgebildet wurde, debütierte mit einer kleinen Villa und machte sich zwei Jahre später als Architekt selbständig. Zeitlebens trug er, der keine akademische Architektur-Ausbildung durchlaufen hatte, mit trotzigem Stolz den schwarzen Schlapphut der Zimmerleute –

zum Zeichen, daß er sein Handwerk von der Pike auf gelernt hatte. In Hamburg und der Umgebung baute er zunächst weitere Villen, Schulen, Geschäftshäuser – und eine Netzfabrik in Itzehoe. 1910 veröffentlichte er zusammen mit seinem Freund Paul Bröcker, einem sozialdemokratisch eingestellten Heimatschutzaktivisten, die Schrift *Die Architektur des hamburgischen Geschäftshauses*.¹⁸ Bereits im Jahr darauf errichtete er das Rappolthaus und 1913 das Klöpperhaus (heute *Kaufhof*) in der neuangelegten Mönckeburgstraße. Schon an diesen frühen Großbauten beobachtete der Kritiker Hans W. Fischer ein widersprüchliches Gepräge: „Höger baute konstruktiv sachlich, auf Grund der durch die Pfeiler geschaffenen strengen Teilung; in den Zutaten, namentlich in den Dächern, wurde er Eklektiker einer romantischen Heimatüberlieferung, und wo er es nicht war, versagte seine Phantasie und kam zu einer architektonisch uninteressanten Schematik“.¹⁹ Doch von der beim Rappolthaus noch zu beobachtenden Anlehnung an traditionelle und regionale Architekturformen (wie neobarocke Giebel) hatte sich Höger beim Klöpperhaus bereits verabschiedet. Er suchte nach eigenständigem Ausdruck.

Bei einem weiteren Großbau, dem 1913 bis 1919 erbauten Hamburger Hapag-Haus am Ballindamm, mußte Höger den Wünschen der Auftraggeber noch weitgehend Folge leisten: Die Bauherren verlangten Sandstein als Baumaterial und einen Säulenportikus als zentrales Element. Höger fügte sich, doch gelang ihm zwei Jahre später ein einzigartiger Wurf: das Chilehaus in Hamburg.

Das Chilehaus

Als das Chilehaus im Februar 1924 nach gut zweijähriger Bauzeit seiner Bestimmung übergeben wurde, galt es als „größtes Geschäftshaus der Elbhansesstadt“ und „Markstein ihrer Baugeschichte“.²⁰ Bauherr dieses Bürohauses in der südlichen Altstadt war der Überseekaufmann Henry B. Sloman, der vor allem durch den Salpeterimport aus Chile zu Geld gekommen war – und auch während der Inflationszeit über Devisen verfügte. Slomans geschäftlicher Verbindung mit dem Andenstaat verdankt das Chilehaus seinen Namen. Für das Hamburger Handelshaus war das Gebäude gleichsam das ‚Flaggschiff aus Stein‘, wie schon die äußere Form des Hauses andeutet. Seine markante Ostecke am Zusammenfluß von Burchardstraße und Pumpen ließ Betrachter sofort an einen riesigen Dampfer denken. Andere Elemente – etwa die an Schiffsdecks erinnernden Staffelgeschosse oder die wie eine Galionsfigur wirkende Plastik eines Kondors, des chilenischen Wappenvogels, an der bugartigen Spitze – mögen diese

Assoziationen noch verstärkt haben. Oft genug wurde das Gebäude jedoch auf seinen hervorstechenden ‚Bug‘ reduziert: Bis heute kommt kaum eine Erwähnung des Bauwerks in Architektur- und Reiseführern, Bildbänden oder Hamburg-Büchern ohne den Hinweis auf den ‚ragenden Steven‘ des Chilehauses aus. Allein schon die nüchternen Zahlen des Baus sind beeindruckend: Das Chilehaus war nicht nur der größte Kontorbau der Hansestadt, sondern „das bis dahin größte Bürogebäude Europas und schon deshalb staunenswert“.²¹ – „Auf einer Grundfläche von 5.950 Quadratmetern erhob es sich auf 18.000 laufenden Metern Rammpfählen mit einer Gesamtnutzfläche von 36.000 Quadratmetern. Der Erdaushub hatte 20.000 Kubikmeter betragen; man hatte 750

Güterwagen Zement, 30.000 Kubikmeter Kies, 1.600 Tonnen Rundeisen, 900.000 Deckenhohlsteine, 4,8 Millionen Stück Ziegelsteine und 3,5 Kilometer Dachrinnen aus Zinkblech verarbeitet. Den Bau durchzogen 15 Kilometer Rohrleitungen, 2.500 Fenster gaben den Büroräumen Licht“.²²

Die „Virtuosität des Spiels mit dem Haus als Masse“²³ regte sogar Schriftsteller zu literarischer Produktion an. Axel Eggebrecht und Karl Götz hoben Högers Werk in ihren Reiseberichten hervor; die Hamburger Lyriker Hermann Claudius, Carl Albert Lange und Albert Mühl widmeten dem Bauwerk Verse; der Novellist Rudolf G. Binding pries es in hymnischer Prosa als einzigartigen „Häuserleib: gestreckt wie eine Forelle, schlank wie ein Schiff, hinauswehend wie ein Fittich, ununterbrochen und ungebrochen wie eine Sternbahn, unheimlich leicht und unheimlich stark wie die Schwungfeder eines Adlers und sich entrollend wie eine Fahne im Wind“.²⁴

Freilich blieben die von Höger eingesetzten architektonischen Mittel nicht unumstritten. Im *Handbuch der Kunstgeschichte* wurden



Chilehaus-Postkarte der Firma Georg Stilke, 20er Jahre

der pathetische Gestus und die reiche Ornamentik Högerscher Klinkerbauten als Wiederkehr wilhelminischer Protz- und Prunkarchitektur in neuem Gewande kritisiert: Höger hätte lediglich „den offiziellen Prachtstil der Vorkriegsjahre auf fortgeschrittene Ausdrucksmittel übertragen“, monierte Hans Hildebrandt 1924 in seiner *Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts*.²⁵ Höger hätte Baukörper, deren Formen z.T. gar nicht von ihm selber stammten, lediglich mit dekorativen ‚Klinkerkleidern‘ überzogen, meinen andere. Für Peter Struck beruht denn auch der „ästhetische Mehrwert, der besondere Reiz der blockhaften Baukörper“ Högers „vor allem auf der Faszination der Fassade“: „Der Kontrast zwischen den beinahe bedrohlichen Baumassen und dem heiteren Lichtspiel der Ornamente, zwischen Geste und Textur, Dimension und Dekor ist dabei verantwortlich für die reizvolle, jedoch ambivalente Wirkung der Högerschen Bauwerke. Sie balancieren stets zwischen Ruhe und Bewegung, Leichtigkeit und Schwere, Aufwärtsstreben und Erdverhaftung, Blockhaftigkeit und Feingliedrigkeit, Anziehung und Abweisung, Erhabenheit und Spielerei.“²⁶ Entscheidend für die Wirkungsgeschichte des Chilehauses war jedenfalls seine prominente, an einen Schiffsbug gemahnende Ostspitze: „Diese himmelhochstrebende Senkrechte, grotesk fortgesetzt durch die vorspringende Ecke des obersten Balkons und des Daches, wird städtebaulich ein Wahrzeichen Hamburgs werden“, hatte Hans Bodenstedt schon vor Fertigstellung des Gebäudes in den *Hamburger Nachrichten* vom 8. Mai 1923 prophezeit.²⁷ Er sollte recht behalten. Denn diese Perspektive aus der Richtung des Deichtorplatzes wurde zum bevorzugten Blickwinkel der Beschauer, Postkarten-Fotografen, Grafiker und Künstler, bestimmte auch das offizielle Chilehaus-Signet – und sollte so nachhaltig die Rezeptionsgeschichte des Chilehauses beeinflussen. Ob von Fritz Dibbert oder Franz Masereel in Holz geschnitten, vom Hamburger Maler Arthur Illies radiert oder von Andreas Feininger fotografiert – stets steht der Bug des Bauwerks im Vordergrund. Häufig wurde der dramatische Effekt von dessen „brutale[r] Übertreibung der Vertikalen“²⁸ noch zu überbieten versucht: Die Abbildung des Chilehauses in einer *Sonderbeilage des Hamburger Fremdenblatts* aus dem Jahre 1924 zeigt die Proportionen des Gebäudes ins Riesenhafte verzerrt; Menschen und Fahrzeuge erscheinen klein wie Ameisen vor dem aufragenden Bau. Fotografen suchten Vertikalität und Wirkung des Bauwerkes zu steigern, indem sie es „mit Hilfe eines Weitwinkelobjektivs“,²⁹ in extremer „Untersicht“³⁰ und damit gleichsam „aus der Froschperspektive“³¹ zeigten. Vor allem wegen seiner „Form eines über-großen Frachters“ und seines ‚fotogenen‘ Erscheinungsbildes wurde das Chilehaus zum „neben dem Hamburger ‚Michel‘

markanteste[n] Wahrzeichen [...] dieser Stadt im Seewind“, wie die Hamburg-Information 1988 verlauten ließ.³² Wie um diese Feststellung zu illustrieren und zu unterstreichen, brachte die Bundespost im selben Jahr eine Chilehaus-Briefmarke heraus – natürlich mit der charakteristischen Bugansicht des Bauwerks. *Eine Ecke wird zum Symbol* überschrieb denn auch der Landesdenkmalpfleger seine damaligen Ausführungen zur Geschichte des Bau-denkmals.³³

Politisch-ideologische Hintergründe

Die Schiffsmetapher war allerdings mit politisch-ideologischem Ballast befrachtet. Beim Anblick des Chilehauses „kommt in einem der Eindruck der Gigantik der Imperatorschiffe der Hapag wieder auf“, hatte es in einem der ersten Presseberichte über den Bau geheißen.³⁴ Und als es die Kunsthistorikerin Dörte Nicolaisen 1974 in ihrer Dissertation *Studien zur Architektur in Hamburg 1910–1933* unternahm, die Baugeschichte des Chilehauses zu rekonstruieren und „zugleich, unter Bezugnahme auf zeitgenössische Reaktionen, seine symbolträchtige Form zu interpretieren“, wertete sie den Hinweis auf diese Schiffsklasse der Hamburg-Amerika-Linie als höchst bedeutsam.³⁵ Höger selbst hatte den Vergleich des Chilehauses mit dem „Imperator“, der jetzt leider einstweilen unter fremder Flagge das Meer durchschneidet“, wiederholt aufgegriffen.³⁶ Nicolaisen führte dazu aus: „Dieses 1912 in Hamburg erbaute Luxuspassagierschiff, das größte seiner Zeit und der Stolz der Hamburg-Amerika-Linie, war wie geschaffen, den Anspruch weiter Kreise in Deutschland auf eine dominierende Rolle des Kaiserreiches in der Welt zu symbolisieren. Besonders die gewaltige Galionsfigur eines Adlers, der eine Weltkugel mit der Aufschrift ‚Mein Feld ist die Welt‘ in den Klauen trug, mußte als Provokation empfunden werden. Als nach der Beendigung des 1. Weltkrieges die deutschen Handelsschiffe an die Alliierten ausgeliefert wurden, unter anderem der Imperator, der fortan für die britische Cunard Line fuhr, galt dies in Hamburg als Schmach und tiefe Demütigung.“³⁷ Für Höger selbst spiegelte sich im spitz zulaufenden Schiffsbug des Gebäudes „die Kühnheit und Unverzagtheit hamburgischen Kaufmannsgeistes wider, der bald wieder weit hinaus über die Meere greifen wird.“³⁸ Nicolaisen folgerte, daß „die schiffsähnliche Gestalt des Chilehauses vor allem als Ausdruck oder Versprechen eines erneuerten nationalen Selbstbewußtseins verstanden“ werden mußte.³⁹ Für Hermann Hipp wurde mit der zeichenhaften Präsenz des Schiffes *Imperator* am Chilehaus der Topos eines

„Phönix“⁴⁰ aus der Asche aufgerufen: „So konnte das Chilehaus als wiedererstandener *Imperator* begrüßt und seine Schiffsform mit ähnlich hybriden Vorstellungen und Deutungen befrachtet werden, wie sie einst den legendären ‚Riesen‘ der HAPAG begleitet hatten.“⁴¹

Das Chilehaus sollte in der Tat eine Deutung durch seinen Erbauer erfahren, die über bloße ‚Backstein-Ideologie‘ oder Wiedererlangung weltweit wirkender Wirtschaftsmacht hinausging: In einem ganzseitigen Artikel im *Hamburgischen Correspondenten* vom 1. Januar 1925 entfaltete der völkisch-national-konservativ eingestellte Höger am Beispiel des Chilehauses ein hochzielendes politisches Credo und Programm. Das Chilehaus sei ein *Symbol deutscher Zukunft*, überschrieb Höger seinen Text, in dem das Gebäude gleichsam für sich selbst sprechen sollte: „Und was erzählt das Chilehaus dem deutschen Volk? Es ist ‚das‘, was unser Volk sein sollte. Es ist deutsch und eine starke Einheit, ein einmütiges Ganzes, jede der vieltausend unzähligen Einheiten [...] der Mauersteine [...] geht einmütig zusammen mit den vielen anderen Einheiten zur Gesamteinheit. Eins gesellt sich zum nächsten und den vielen, vielen anderen, eines hilft dem anderen und dem Ganzen zur Erfüllung. Alles untersteht einem großen Gedanken, nur ein großer Wille, eine Sehnsucht und nur ein Mensch dominiert und beherrscht das Ganze. *Möge unser Volk daran lernen!*“⁴² Deutlicher konnte Höger auf den Appellcharakter des Gebäudes nicht hinweisen: Im Chilehaus sollte sich das aus einheitlichen Einzelementen sich aufbauende, einem Führerwillen folgende Volk zeichenhaft manifestieren. Höger „war nicht auf die Nazis eingeschwenkt, er war lange vorher auf sie zuge laufen“, meinte Manfred Sack in einem Gedenkartikel zu Högers 100. Geburtstag.⁴³

Glücklicherweise haben sich die hochideologischen, militant-imperialistischen und tendenziell totalitären Interpretationen der ‚symbolischen Form‘ des Chilehauses letztendlich nicht durchsetzen können. Sie erscheinen im Nachhinein eher als Rezeptionsvorgaben, denen von Anfang an völlig unpolitische Lesarten gegenüberstanden. So fungierte eine Seitenansicht des Chilehauses als Signet der im Martin-Riegel-Verlag, Hamburg, erscheinenden und *Unsere Heimat* betitelten *Lesebögen für den kulturkundlichen Unterricht in Schleswig-Holstein und den Hansestädten*.^{43a} Es existiert aber auch eine Reihe von Zeugnissen, die das Chilehaus „in einem ganz anderen Kontext und mit gänzlich anderer Bedeutung“ zeigen.⁴⁴ So gestaltete etwa Willy Dzubas 1925 im Auftrag der *Reichsbahnzentrale für Deutsche Fremdenverkehrswerbung* ein Plakat, auf dem unter dem Schriftzug ‚Germany‘ und vor den Silhouetten von Jakobi- und Michaeliskirche das Chilehaus in

schrillem Kontrast von Rot und Grün ins Bild ragt. Dzubas griff damit den Topos der damaligen Fernreisewerbung auf: die Darstellung des Luxusliners, an dessen Stelle hier die Schiffsform des Chilehauses tritt. Der Dampfer galt – vor Ausbau der zivilen Luftfahrt – zugleich als Inbegriff technischen Fortschritts.⁴⁵ Ebenfalls für die Werbestelle der *Reichsbahnzentrale* entwarf der Grafiker Meyerowicz ein stilisiertes Chilehaus als Sinnbild für ‚Deutschland, wie es baut‘. Eine prominente Stellung nimmt das Chilehaus auf einer Fotocollage ein, mit der 1927 kurioserweise für einen Berlin-Film geworben wurde. Mit dem hamburgischen Wahrzeichen wurde Reklame für Werner Ruttmanns *Berlin – Symphonie einer Großstadt* gemacht, indem die Bugansicht hoch aufragend über einer Batterie amerikanischer Hochhäuser plazierte wurde: „Das Chilehaus ist Wolkenkratzer unter Wolkenkratzern“.⁴⁶ Eine hineinmontierte Revueszene, Zifferblatt und Parfümflakon lassen an schnellebige Großstadtkultur und den Duft der weiten Welt denken. – In all diesen Bildern erscheint das Chilehaus nicht als Symbol für kulturelle Reaktion und politisch-wirtschaftlichen Revanchismus, sondern im Kontext von Modernität, Urbanität, Internationalität und Weltoffenheit.

Von den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges blieb das Chilehaus wie durch ein Wunder verschont – „als hätten die Bomben geheime Weisung gehabt, vorbeizufallen“.⁴⁷ In der Nachkriegszeit wurde das Gebäude im In- und Ausland schließlich als das wahrgenommen, was es wohl für die meisten von Anfang an gewesen ist: als ‚Perle expressionistischer Baukunst‘ und ‚Symbol für Hamburgs Welthandel‘.⁴⁸ Es erschien auf Margarinebild und Briefmarke, als Lesezeichen eines Architekturverlages und sogar als Motiv einer Weihnachtskarte. Als Baudenkmal, von den ursprünglichen ideologischen Implikationen abgelöst, wurde das Chilehaus zu einer Inkunabel Hamburgischer Architektur und seine Form zu einer mitunter kopierten Ikone. Wie schon 1994 diente es auch dem *Hamburger Architektur Sommer 1997* als (inzwischen chic stilisiertes) Logo.

Weitere Hauptwerke

Mit dem Bau eines Pressehauses für den *Hannoverschen Anzeiger* gelang es Höger, den Coup des Chilehauses auf andere Weise zu wiederholen.⁴⁹ Dieses erste Hochhaus Hannovers, das mit seiner Kuppel Bezüge zum Neuen Rathaus und zur Stadthalle herstellte und so Traditionslinien aufnahm, wurde zum Wahrzeichen des modernen, des ‚Neuen Hannover‘. Das hatte auch mit der Funktion des Gebäudes zu tun: Als Redaktionssitz einer Tageszeitung

mit Planetarium (heute: Kino) in der Kuppel und Café-Terrassen in den schulterähnlichen Anbauten liefen hier innerstädtische wie überregionale Kommunikationsströme zusammen; durch den regen Publikumsverkehr wurde das Anzeiger-Hochhaus tatsächlicher Dreh- und Angelpunkt von und zugleich Symbol für Austausch und Informationsfluß. Die Kuppel sollte eigentlich mit über die Stadt hinwegstrahlenden Scheinwerfern versehen werden. Zeichnungen zeigen das Gebäude als Leuchtturm im städtischen Gewoge.

Wie beim ebenfalls neunstöckigen Chilehaus gab es auch hier Vorplanungen anderer Architekten. Der ursprünglich von Emil Lorenz entworfene Kuppelbau wurde von Höger verschlankt und mit dramatischen Details versehen – etwa mit den als Lichtbänder ins Gebäudeinnere führenden Lisenen, die auch diesem Bauwerk mitreißende Vertikalität verleihen. Als „Ideogramm der Presse“ machte das 1927/28 in der Rekordzeit von anderthalb Jahren errichtete Zeitungshaus „ähnliche Furore wie das Chilehaus vorher“.⁵⁰

Auch mit dem Bau des Rathauses zu Wilhelmshaven-Rüstringen in den Jahren 1927 bis 1929 gelang Höger ein ausdrucksstarker Entwurf: „Das Rathaus zu Rüstringen spricht von Bauerntrutz und Hansastolz zugleich, aber in einer sachlichen Würde, die unangreifbar ist“, hieß es in der Zeitschrift *Das Bild*.⁵¹ Der wuchtige Turmbau, der sich in der Mitte der – ‚Burg am Meer‘ genannten – symmetrischen Anlage erhebt, mag auf den ersten Blick wie ein anachronistisches Zitat wirken, ist aber höchst funktional: Der Rathausurm fungiert zugleich als Wasserturm. – Gerne wurde über den ‚Wasserkopf‘ Wilhelmshavens gewitzelt.

Mit diesen Bauten hatte Höger zu Beginn der 30er Jahre den Zenit seiner Laufbahn erreicht. Wie sehr der Aufstieg Högers vom holsteinischen „Bauernjungen“ zum hanseatischen Backstein-Baumeister beeindruckt haben muß, wird an einem Artikel in der Selbstunterrichts- und Fortbildungs-Zeitschrift *Der Ansporn* deutlich.⁵² Diese Art Periodikum war in den 20er Jahren weit verbreitet. *Der Ansporn* wandte sich an ein junges, aufstrebendes Publikum, das von der Position des Handlungsgehilfen zum Großkaufmann aufsteigen wollte, bot neben Denksportaufgaben fremdsprachliche Übungen und Karrieretips und stellte in jedem Heft einen Selfmademan vor – als Vorbild für solche, die es erst noch werden wollten.

Im zweiten Halbjahr 1931 wurde neben dem *Pelikan*-Tintenfabrikanten Günther Wagner und dem *Persil*-Produzenten Fritz Henkel, dem Schriftsteller Sven Hedin und dem Zirkusdirektor Hans Stosch-Sarrasani auch Fritz Höger als leuchtendes Beispiel gepriesen – unter der Überschrift *Ein Vierteljahrhundert Fritz-*

Höger-Architektur. Das Titelblatt des Heftes vom 4. September 1931 zeigt Högers Profil umrahmt vom Chilehaus, dem Anzeiger-Hochhaus und dem Rüstringer Rathaus, was damalige Bedeutung und Bekanntheitsgrad dieser Bauten unterstreicht.

Den genannten Bauwerken sollte sich bald ein weiteres hinzugesellen, das überregionale Beachtung erlangte: die evangelische Kirche am Hohenzollernplatz in Berlin-Wilmersdorf. Höger selbst sah eine Verwandtschaft zum Chilehaus: „Das Profil des Kirchenraumes ist im Negativum dasselbe wie beim Chilehaus im Positivum“.⁵³ Der 60 Meter hohe Turm tritt seitlich aus dem Baukörper der Kirche heraus und ist mit seinem Kreuz zum vorbeiführenden Hohenzollerndamm hin orientiert; pfeilerartig strukturierte, den Eingang flankierende Vorbauten erinnern an Orgelpfeifen; im Inneren wecken 13 spitzbogenförmige Streben aus Eisenbeton Assoziationen an ältere Sakralbauten. Lapidar stellte Alfred Kamphausen fest, an der Kirche sei „mehr Inszenierung, als sie Luther recht gewesen wäre“.⁵⁴ Zwar wurde die Tatsache, daß „das Sockelgeschoß den Gemeindesaal aufnimmt“ (weil andernorts kein Platz zu finden war), „dahin interpretiert, daß die Gemeinde die Kirche trägt“.⁵⁵ Der Bau ist jedoch hinsichtlich der zentralen Rolle, die die Verkündigung des Evangeliums im Protestantismus spielt, nicht als ausgeprägt ‚evangelisch‘ anzusehen. Wichtig war dem Architekten die „Möglichkeit des feierlichen Durchschreitens, des sich dem Altar in mehrender Andacht Näherns“.⁵⁶ Die Kanzel rückte Höger an die Seite des 33 Meter langen Innenraums. Ausgerechnet die Einweihung der Kirche im Frühjahr 1933 wurde von Höger genutzt, um sich den gerade an die Macht gelangten Nationalsozialisten zu empfehlen. Formgebung und innere Gestaltung des Gebäudes interpretierte Höger als „eine Offenbarung, Erlösung, Befreiung, wandelnd auf Frühlingsgefilen gleich dem Erlebnis dieser Tage, zu denen mein Kirchenbau eingeweiht wurde. Frühlingsanfang 1933 war's, ausgerechnet in denselben Tagen, wie der Frühling anbrach für unser deutsches Vaterland. Leben, Leben, nur frisches Frühlingsleben nach langer Winter-nacht. [...] Ja, es will Ostern werden“, schrieb der Architekt.⁵⁷

Im Dritten Reich

Es mutet fast wie Ironie des Schicksals an, daß es dieser Kirchenbau war, der rund ein Jahrzehnt später der Verleihung der *Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft* an seinen Schöpfer im Wege stehen sollte. 1942 beantragte das (dem Architekten wohlgesonnene) *Amt Rosenberg* die Auszeichnung bei der Präsidialkanzlei. Das Reichspropagandaministerium, dessen *Abteilung für Bildende*

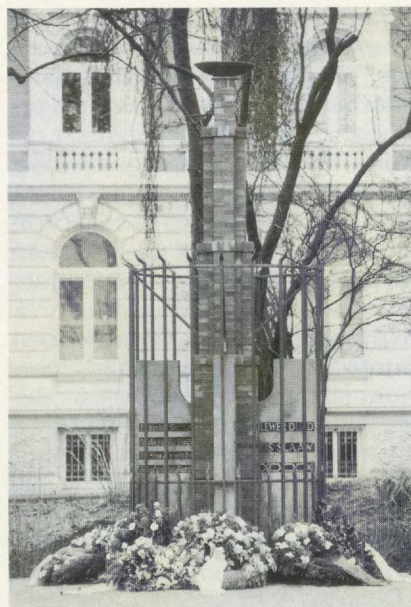
Kunst den Antrag zu begutachten hatte, kam zu dem Schluß, daß Höger nicht den für eine Auszeichnung mit der *Goethe-Medaille* erforderlichen „hohen Rang“ besäße: seine „Kirche auf dem Hohenzollerndamm“ in Berlin werde „allgemein abgelehnt“.⁵⁸ Im Frühjahr 1933 hatte Höger auf den fahrenden Zug aufzuspringen versucht. Er trat in die NSDAP ein, wandte sich in Vorträgen und Radioansprachen vehement gegen die Architektur der Moderne und schlug vor, daß Künstler ohne „deutsches Blut“ des Landes verwiesen werden sollten.⁵⁹ Der Erfolg schien nicht auszubleiben: Noch im Mai 1933 wurde Höger zum Vorsitzenden des *Wirtschaftsverbandes Deutscher Architekten* ernannt, im Jahr darauf in den Verwaltungsrat der *Reichskammer der Bildenden Künste* berufen und mit einer Professur an der *Nordischen Kunst-hochschule* in Bremen betraut. Höger war jedoch „nicht bereit, sich auf den norddeutschen Raum zu beschränken, sondern wollte das Niederdeutsche für das Ganze geltend machen“.⁶⁰ Er mußte jedoch bald einsehen, daß sich seine Hoffnung, zum führenden Architekten des Dritten Reiches aufzusteigen, nicht erfüllen würde. Denn als ästhetische Vorgabe für die neuen Staats- und Parteibauten wurde von Hitler ein monumentalisierter Klassizismus favorisiert. Högers ‚nordischer‘ Baustil paßte buchstäblich nicht ins Bild; Star-Architekt des Dritten Reichs wurde der junge Albert Speer. 1937 sprach Höger irritiert von der „fremden, kalten Gebärde“ nationalsozialistischer Repräsentationsarchitektur.⁶¹ So ereilte den ‚niederdeutschen Backstein-Baumeister‘ dasselbe Schicksal wie andere ‚niederdeutsche‘ Künstler und Schriftsteller: Nach einer Phase der (Selbst-) Instrumentalisierung für die Ziele des Nationalsozialismus, der bestimmte Elemente norddeutscher Regionalkultur als Zeugnisse ‚nordischen Erbes‘ hochstilisieren wollte, wurden sie – als sich „der Fokus nordischer Ideologieproduktion immer weiter fort vom ehemals plattdeutschen Zentrum“ verlagerte – wiederum marginalisiert.⁶²

Dies muß bitter für Höger gewesen sein, der es an Anpassungsversuchen nicht hatte mangeln lassen. Davon zeugen vor allem eine Reihe unausgeführter Pläne. Als er 1936 eine ‚Nordische Halle mit Museum und Hochschule‘ für die Stadt Lübeck entwarf, ließ er sich von architekturgeschichtlich weit zurückliegenden Vorbildern anregen: „Die germanische Querhalle stand ihm dabei vor Augen, [...] Elemente, die wie aus gotischer Herkunft scheinen“.⁶³ Im Inneren der Halle hätte sich eine „dichte Folge der Streben als ausdrücklicher Vorstoß in den Raum“ erleben lassen, „wie ein Gruß geneigter Speere“.⁶⁴ Und doch wirkte die „monumentale bauliche Paraphrase von wehrhaftem Wall“ wie eine „Riesenscheune“.⁶⁵ Gleich 1933/34 hatte der Architekt eine ‚Reichsführerschule‘ für einen Standort bei München entworfen, die ein

gewaltiges Walmdach aus Reet tragen sollte. Offensichtlich hatte hier das norddeutsche Bauernhaus Pate gestanden, doch erschließt sich das Gebäude von einer langgestreckten Schauseite her, die durch zehn vertikale Fensterbänder und 13 schräg vorragende Stützbalken strukturiert wird. – Die Bauernhäuser in Schleswig-Holstein, „im Westfalenland, in der Lüneburger Heide, der Meyerhof in Scheeßel“⁶⁶ hatten zu Högers prägenden Erlebnissen gehört. Das Gespür für ihre Proportionalität und Formgebärde schien er in seinem Bemühen, nationalsozialistischen Architekturvorstellungen (bzw. dem, was er dafür hielt) entgegenzukommen, völlig verloren zu haben.

Und nichts scheint diese Pläne mit Högers modern anmutenden Entwürfen aus den späten 20er Jahren zu verbinden – der Überbauung des Hamburger Hauptbahnhofs oder beispielsweise der Fassade des geplanten Kaufhauses Otto Wempe, die mit ihren um eine abgerundete Ecke laufenden Fensterbändern an Berliner Bauten Erich Mendelsohns erinnert und auf die 50er Jahre vorausweist. Daß Högers Werk in der Tat eine „Fülle von Möglichkeiten“⁶⁷ birgt, läßt sich gerade an diesen unverwirklicht gebliebenen Projekten ablesen. Höger war durchaus bereit, dem jeweils herrschenden Geist der Zeit zu folgen. Doch so sehr sich der Architekt mit seinen ‚nordischen‘ Entwürfen (noch 1943 plante er eine ‚Nordische Kultstätte‘) bei den Nazis anzubiedern versuchte – keines dieser Projekte wurde gebaut.

Die Jahre des Dritten Reichs wurden zu einer Zeit der permanenten Rückschläge für den Architekten Höger. Zwar konnte er einzelne Verwaltungs-, einige Siedlungs- und eine Fülle von privaten Einzelhausbauten verwirklichen; im Hinblick auf größere Staatsbauten gelang es ihm jedoch nicht zu reüssieren. Die Liste der nach 1933 entworfenen, aber nie ausgeführten Projekte ist lang: Noch 1933 entwirft Höger neben der ‚Reichsführerschule‘ und einem Erweiterungsbau für die Hauptverwaltung der Reichsbank ein ‚Ehrenmal für Kriegsgefallene‘ und ein ‚Denkmal der Sturmtruppen‘, „gefallen im Kampf für die nationale Erhebung“.⁶⁸ 1934 nahm Höger an Wettbewerben für eine Kongreß-, Sport- und Ausstellungshalle auf dem Hamburger Heiligengeistfeld und eine Stadtviertelsanierung in Altona teil. 1935 plante er ein Hallenstadion für Hamburg, 1936 eine Reichsautobahnzufahrt und die Umgestaltung des Postamtes am Lübecker Marktplatz, 1937 entwarf er ein neues Rathaus für Oldenburg, ein Gebäude für die Hamburger Gaswerke und einen 250 Meter hohen Wolkenkratzer – um nur einige Projekte aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu nennen. Erst recht nicht zum Zuge kam Höger in den Kriegsjahren, in denen er beispielsweise Entwürfe für ein Kreishaus in Hamburg-St. Pauli oder für ein Polizeipräsidium in Aussig lieferte



Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus in Itzehoe, errichtet 1946 (Foto: Sönke Dwenger)

Entwurf wurde abgelehnt, weil er „nicht mit dem islamischen Geschmack übereinstimmt“.⁷¹

Obwohl weiterlaufende Langzeitprojekte das Auskommen des Architekten sicherten – allein im Jahre 1939 umfaßte das Auftragsvolumen des freiberuflich Tätigen noch 19 Millionen Reichsmark – äußerte sich Höger 1942 verbittert.⁷² Auf das gewaltige „Empor auf beruflicher Bahn“ und seine Glanzzeit in den 20er Jahren zurückblickend, schrieb der nunmehr 65jährige an Ewald Banse: „Heute aber bin ich durch brutale Gewalt zum Stillstand gezwungen. Satanische Kräfte walten rings um mich [...], auf der ganzen Linie geht's rasend bergab.“ – „Ich aber weiß“, meinte Höger: „Es folgt noch ein anderes Geschlecht, was wieder klar sehen kann“.⁷³

Nach 1945

Inwieweit Höger selbst nach seinen ideologischen Verstrickungen wieder zur Klarheit fand, ist schwer einzuschätzen. Die Niederschrift eines bereits begonnenen Lebensberichts blieb Fragment, das Manuskript gilt als verschollen. Im Hinblick auf seine früheren NS-Sympathien hatte Höger bereits 1946 buchstäblich ein Zeichen

und Vorschläge zur Stadtplanung in Elmshorn, Neumünster und Köslin machte.

Als Prophet, der im eigenen Lande nichts mehr galt, stürzte sich Höger auf ein Projekt im Ausland. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre sollte ein Börsengebäude für Teheran geplant und errichtet werden. Höger zögerte keinen Augenblick, sondern „reiste im heißesten Sommer 1937 mit seinem Zeichner Heinz Wagner quer durch Rußland und das Kaspische Meer nach Persien, ohne vorher Bedingungen ausgehandelt zu haben“.⁶⁹ Hatte Höger Entwürfe der Neuen Sachlichkeit als „marokkanisch“⁷⁰ geschmäht, mußte er ähnlich verständnislose Beurteilungen nun selbst erfahren – freilich mit verändertem Vorzeichen. Sein Börsen-

gesetz, indem er der Anregung des 1945 aus KZ-Haft befreiten späteren Filmproduzenten Gyula Trebitsch folgte, im schleswig-holsteinischen Itzehoe ein Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus zu errichten.⁷⁴ Höger sah dies als „Wiedergutmachung“ an.⁷⁵ 1948 entwickelte er Ideen zum Wiederaufbau des Rathausplatzes in Wilhelmshaven, im Jahr darauf erarbeitete er noch Entwürfe zur Neugestaltung des Rathausmarktes in Lübeck, auf die jedoch nicht zurückgegriffen wurde. *Warum holte man mich nicht zum Wiederaufbau?* fragte er in einem erst posthum im *Hamburger Anzeiger* vom 31. Oktober 1953 veröffentlichten Text.⁷⁶ Enttäuscht war Höger am 21. Juni 1949 in Bad Segeberg gestorben. Begraben wurde er auf dem heimatlichen Friedhof in Kiebitzreihe.⁷⁷

Stellung in der Architekturgeschichte

„Schwer läßt sich ein kritischer Maßstab auf sein eigenwilliges Schaffen anwenden“, hieß es 1972 in der Höger-Monographie von Alfred Kamphausen.⁷⁸ Högers Bruder Hermann – selber Architekt – befand, die „Besonderheit dieses Künstlers“ sei „kaum einer bestimmten Richtung einzuordnen“.⁷⁹ Auf einer Fotocollage aus dem Jahre 1928 erscheinen Högers Bauwerke wie vielgestaltige Facetten, nur durch die Person ihres Schöpfers miteinander verbunden.⁸⁰ In der Tat: Neuere Untersuchungen stellen fest, daß sich sein heterogenes Schaffen durch keine Leitlinie, keine kontinuierliche Werkentwicklung auszeichnet. So scheint sich Högers Schaffen am ehesten mit den sich widersprechenden Begriffen einer „Avantgarde der Reaktion“⁸¹ oder „konservativen Moderne“ umreißen zu lassen.⁸²

Doch sind die Widersprüche höchst aufschlußreich. Als eine „Erscheinung des Übergangs“ stuft Peter Struck den Architekten ein: Er bewege sich „auf einem schmalen Grat zwischen Tradition und Moderne“.⁸³ „Verglichen mit der Entwicklung des Internationalen Stils erscheinen seine Bauwerke unzeitgemäß, im Kontext von Funktionalismus und Bauhaus fehlt ihnen die nötige Innovation und Radikalität: äußerlich knüpfen sie an eine Baukultur an, deren Ursprung im Mittelalter liegt, im Innern zollen sie mit ihrem Stahlbetonskelett, Fahrstühlen und Großraumbüros der Moderne Tribut.“⁸⁴ Die „von Höger zur Blüte gebrachte Klinkerkunst markiert jedoch keinen Neuanfang“, meint Struck, „sondern das Ende einer Epoche. Höger, der wie kein anderer die norddeutsche Architektur der 20er Jahre geprägt hat, errichtete deshalb keine Bauwerke, die Einfluß auf die nächste architektonische Generation ausübten. Traf Höger in den 20er Jahren mit seinem populären Dekorationsstil den Nerv der Zeit, so ging diese Ära um 1930 zu Ende. Der

Siegeszug der Moderne war nicht aufzuhalten, und Höger vermochte nicht mehr, sich den Forderungen der neuen Zeit zu öffnen.⁸⁵

Högers Bauten bleiben freilich faszinierende Zeugnisse des Versuchs „zwischen den Ausdrucksfähigkeiten der modernen Architektursyntax und denen der traditionellen Materialien“ zu vermitteln.⁸⁶ So stehen sie wie erratische Blöcke in unseren Städten.

Nachspiel

Nicht ganz zehn Jahre nach dem Tode Högers wurde „mit dankenswerter Unterstützung durch Landrat Matthiessen und Professor Dr. Kamphausen“ die *Fritz-Höger-Gesellschaft e.V.* mit Sitz in „Bekenreihe/Högerhaus“ gegründet und am 23. August 1960 in das Vereinsregister des Amtsgerichts zu Krempe eingetragen (unter Nr. 48).⁸⁷ Zum Ersten Vorsitzenden wurde der Elmshorner Sparkassendirektor i. R. Hans Rein gewählt; Werner Schriefer, Glückstadt, fungierte zunächst als Sekretär, nach dem Tod von Rein als Vorsitzender. Der Verein setzte sich zum Ziel, „das Geburtshaus des Chilehaus-Architekten, eine volkscundlich wertvolle Rauchkate im Horster Moore, die dem bekannten Hamburger Baumeister als Ruhesitz diente, mit ihren Kunstwerken, Sammlungen, Zeichnungen und Schriften der Heimat zu erhalten und das künstlerische Erbe Högers als bleibende Leistung niederdeutscher Backsteinkunst zu pflegen“.⁸⁸ Schon vor der Gründung der Gesellschaft hatte Högers zweite Frau, Gertrude-Ilse Tilsen-Höger, „Geigerin und ehemalige Leiterin eines Berliner Kammerorchesters“, die sogenannten *Abende im Högerhaus* ins Leben gerufen; auch diese Veranstaltungen, die „dem Geiste des Hauses gemäß vorwiegend den schönen Künsten gewidmet“ waren, sollten „dieser Aufgabe dienen“.⁸⁹ Von 1958 bis in die 80er Jahre hinein fanden nahezu 100 solcher Abende statt. Am Beginn stand eine Lesung des damals 80jährigen Hermann Claudius, der am 23. August 1958 aus seinen Dichtungen vortrug; am 23. November referierte Jürgen Spanuth über *Atlantis, uralte Kunde aus unserem Land*.⁹⁰ Dieser Auftakt deutet zugleich die Ambivalenz dieser kulturellen Bestrebungen an, in die auch politisch-ideologische Motivationen hineinspielten.

Denn über die Jahre gab sich eine ganze Riege völkisch-national-konservativer Schriftsteller ein Stelldichein:⁹¹ Nicht nur bekannten Namen wie Friedrich Griese und Bernt von Heiseler, Moritz Jahn und Rudolf Kinau, Heinrich Schmidt-Barrien und Will Vesper, sondern auch für *poetas minores* wie Hans Bahrs, Ernst Behrends oder Hermann Noelle boten die Abende ein Forum. Und zu Wort



Gertrude-Ilse Tilsen-Höger, Alfred Huth und Gudrun Bestmann beim Musizieren im Högerhaus, Juni 1959 (Foto: H. Kapusta)

kamen nicht nur respektable Wissenschaftler wie der Hamburger Denkmalpfleger Günter Grundmann, der am 10. Juni 1961 *Künstlerische und kunstgeschichtliche Eindrücke in Schleswig-Holstein* schilderte, sondern auch etwa der Rassenkundler Ludwig Ferdinand Clauß (*Die Kraft der Wüste. Wieder als Beduine unter Beduinen*, 8. September 1962). Als das Högerhaus im Dezember 1963 abbrannte (und unersetzliche Werte und Zeugnisse verloren gingen), konnte das die Veranstaltungen nur für einen gewissen Zeitraum unterbrechen. Unter tatkräftiger Mithilfe der Gesellschaft wurde das Gebäude wiedererrichtet.⁹² Nach anderthalb Jahren ging die Reihe der *Abende im Högerhaus* im Sommer 1965 weiter: Am 12. Juni sprach Kurt Illies, Professor für Ingenieurwissenschaften und Sohn des Künstlers Arthur Illies, über *Kultur und Technik*.⁹³

Beliebt waren Lichtbildervorträge, die Einblicke in ferne Länder vermittelten, doch bildeten auch Vorgeschichtsthemen einen besonderen Schwerpunkt, wie die Referate *Einblick in die Religion und Rechtsvorstellung unserer Vorfahren* (Karl Wilhelm Struve, 8. Juni 1963), *Webekunst und Trachten unserer Vorfahren zur Bronze- und Eisenzeit* (Karl Schlabow, 20. November 1965), *Der neueste Stand der Externsteine-Forschung* (Wilhelm Lange-wiesche, 1. März 1969) oder *Germanen und Slawen in der Ur- und*

Frühgeschichte im besonderen Hinblick auf Ostdeutschland (Bolko Freiherr von Richthofen, 11. September 1971) zeigen.

Harmlose Veranstaltungen wie ein Abend, an dem Otto Ernsts Tochter Senta-Regina anlässlich des 50. Todestages ihres Vater eine Lesung hielt (*Appelschnut liest „Appelschnut“*, 28. August 1976) wechselten schließlich mit Auftritten rechtsaußen angesiedelter Aktivisten und Publizisten wie Herbert Böhme (*Die Ordnung der Werte*, 23. November 1968), Ernst Frank (*Kolbenheyer, der Mann und das Werk*, 22. November 1969), Richard W. Eichler (*Könner, Künstler, Scharlatane*, 6. März 1971) oder Emil Maier-Dorn (*Wesen und Schicksal der Deutschen*, 24. November 1978). Wiederholt referierte Heinrich Härtle – am 11. März 1978 beispielsweise über *Die Kulturphilosophie von Houston Stewart Chamberlain*. Unter diesen Ewiggestrigen befand sich auch jemand, der noch heute für Schlagzeilen sorgt: Der einschlägig bekannte Rechtsanwalt Jürgen Rieger, damals noch Referendar, hielt am 8. September 1973, am 50. Abend im Högerhaus, einen Vortrag über *Die Menschenrassen aus der Sicht der Wissenschaft*.⁹⁴

Die meisten Abende wurden allerdings von Ivo Braak und Alfred Kamphausen bestritten, wobei der erste Themen der Literatur und der zweite den Bereich der Bildenden Kunst übernahm. So sprach Braak aus Anlaß von Schillers und Hölderlins 200., Grillparzers 175. und Barlachs 90. Geburtstag sowie zu Hebbels und Mörikes 100. und Gerhart Hauptmanns 15. Todestag. Kamphausen gedachte der 500. Wiederkehr der Geburtstage von Dürer und Michelangelo sowie des 200. Geburtstages von Caspar David Friedrich und hielt anlässlich diverser Höger-Jubiläen die Festansprachen. Am 11. Juni 1967, dem Vorabend des 90. Geburtstages von Fritz Höger, hielt Fritz Dibbert einen Lichtbildervortrag zu *Leben und Meisterbauten*, anschließend wurden sogar „einige Filmszenen aus Högers Leben“ gezeigt. Stets wurden die Vorträge, Diaschauen, Lesungen oder Rezitationen von einem musikalischen Programm umrahmt (Bach, Händel, Telemann, Vivaldi u. a.), das von Gertrude-Ilse Tilsen-Höger (Violine) und verschiedenen Begleitern am Cembalo (Alfred Huth, Karin Bernhardt, Helma Glissmann u. a.) gestaltet wurde.

In den 80er Jahren schiefen die Aktivitäten des Höger-Freundeskreises, der zunehmend Zeichen der Überalterung zeigte, allmählich ein.⁹⁵ Der langjährige Vorsitzende der Höger-Gesellschaft, Werner Schriefer, verstarb 1981; Gertrude-Ilse Tilsen-Höger erkrankte und verzog zu ihrer Schwester nach München. Nach fast 25jährigem Bestehen wurde im Frühjahr 1985 die Auflösung des zuletzt noch knapp 60 Mitglieder zählenden Vereins beschlossen, die am 26. Mai 1986 unter Nr. 0311 in das Vereinsregister des nunmehr zuständigen Amtsgerichts Itzehoe eingetragen wurde. Das

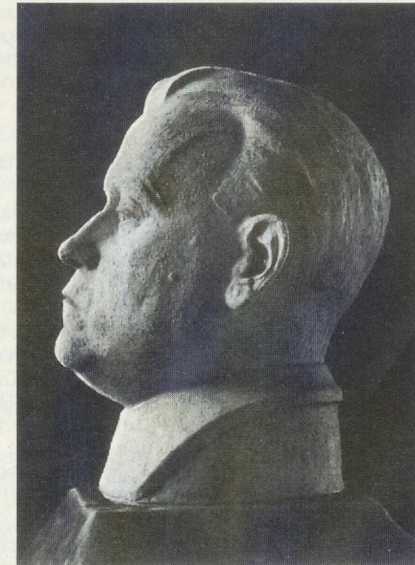
restliche Vereinsvermögen wurde als Legat für Unterhaltung und Pflege des ursprünglich für sechs Stellen ausgelegten Höger-Grabes in Kiebitzreihe verwendet, das auf zwei Stellen verkleinert wurde.

Dort liegt neben Fritz Höger auch Gertrude-Ilse Tilsen-Höger begraben, die im Januar 1985 im fast vollendeten 86. Lebensjahr in München starb.⁹⁶ Entgegen der ursprünglich erklärten Bereitschaft, „das Eigentum auf die ‚Fritz-Höger-Gesellschaft‘ zu übertragen“,⁹⁷ hatte die Witwe Högers Geburtshaus dem *Deutschen Kulturwerk Europäischen Geistes* vermacht. Dieser suspekten, im Verfassungsschutzbericht jenes Jahres als „rechts-extremistische Kulturgruppe“

eingestufte Verein verwaltete das ihm anvertraute Erbe allerdings eher schlecht als recht: Das Haus stand längere Zeit leer und wurde mehrfach das Ziel von Einbrechern.⁹⁸ 1991 wurde es schließlich von dem Hamburger Fotografen-Ehepaar Hansen erworben, behutsam renoviert und in ein Schmuckstück verwandelt.⁹⁹ Wem es vergönnt ist, als Gast in dem Privathaus des Paares zu weilen, der kann auf Designermöbeln wie dem legendären Sessel *La Chaise* von Charles und Ray Eames Platz nehmen und bequem zurückgelehnt durch die Fenster auf die das Högerhaus umgebenden Weiden und Felder blicken.¹⁰⁰ Tradition und Moderne ergänzen sich zuweilen eben doch ganz gut.

Anmerkungen:

- * Vgl. folgende, zuvor in den Steinburger Jahrbüchern erschienene Beiträge: Alfred Lange: Fritz Höger, ein großer Sohn unserer holsteinischen Heimat. In: Jahrbuch 1957, S. 21–26. – Werner Schriefer: Die „Fritz-Höger-Gesellschaft e.V.“ und ihre Aufgabe. In: Jahrbuch 1962, S. 139. – Werner Schriefer: Betrachtung am Grabe des Baumeisters Fritz Höger. Zur fünfzehnten Wiederkehr seines Todestages am 21. Juli 1964. In: Jahrbuch 1964, S. 102–105. – Fritz Höger: Backsteinbaukunst und Neue Sachlichkeit. (Ein Högerbrief). In: Jahrbuch 1965, S. 146–154. – Hugo Schönmann: Aus der Asche wiedererstanden. In: Jahrbuch 1966, S. 111–114. – Esther Fröbe: Dem großen Baumeister zu Ehren. Zum 100. Geburtstag von Fritz Höger, Bekenreihe. In: Jahrbuch 1978, S. 141–143. – Alfred Kamphausen: Bauen im Kreise Steinburg durch elf Jahrhunderte. In: Jahrbuch 1980, S. 11–27 (zu Höger S. 27).



Fritz Höger, Porträtbüste von Emmerich Oehler, 30er Jahre

- 1 Manfred F. Fischer. Geleitwort. In: Elisabeth Fuchs-Belhamri, Kai-Uwe Scholz: Zwischen Hamburg und Holstein: Der Architekt Fritz Höger 1877–1949 (Ausstellungskatalog, Wenzel-Hablik-Museum Itzehoe). Hamburg 1997. S. 7–8, Zitat S. 7. – Auf den Texten dieses Kataloges basiert der vorliegende Beitrag.
- 2 Ebd.
- 3 Vgl. etwa Doris Hoffmann: Zu Fritz Högers 100. Geburtstag am 12. Juni 1977. Heitere Begebenheiten aus Bekenreihe. [Privatdruck o.O. 1977].
- 4 Alfred Kamphausen: Der Baumeister Fritz Höger. Neumünster 1972 (= Studien zur schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte 12). – Ekhart Berckenhagen (Bearb.): Fritz Höger. Baumeister-Zeichnungen. Berlin 1977 (= 72. Veröffentlichung der Kunstbibliothek in Berlin, zugl. Ausstellungskatalog Berlin, Elmshorn 1977).
- 5 Harald Busch: Das Chilehaus als Architektur. In: Das Chilehaus in Hamburg, sein Bauherr und sein Architekt. Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Bestehens 1924–1974 von Dr. Harald Busch und Ricardo Federico Sloman. Hamburg 1974. S. 45–68. – Vgl. auch Das Chilehaus in Hamburg, sein Bauherr und sein Architekt. Festschrift für Ricardo Sloman zum 90. Geburtstag mit Beiträgen von Fritz Höger, Alfred Kamphausen, Hartmut Piper, Ricardo Sloman. Hg. im Auftrag der Gesellschaft bürgerlichen Rechts „Chilehaus-Verwaltung“ von Hans-Jürgen Sloman. Zweite Aufl. Hamburg 1977.
- 6 Dörte Nicolaisen: Studien zur Architektur in Hamburg 1910–1930. Phil. Diss. München (Ludwig-Maximilians-Universität) 1974. – Dies.: Das Chilehaus als Schiff. Zur Ideologie und Rezeption der Schiffsymbolik des Chilehauses. In: Nader beschouwd. Een serie kunsthistorische opstellen, aangeboden aan Pieter Singelenberg. Nijmegen 1986. S. 159–185.
- 7 Piergiacomo Bucciarelli: Fritz Höger. Hanseatischer Baumeister 1877–1949. Aus dem Italienischen von Claudia Eichenlaub. Berlin 1992. – Ders.: Fritz Höger. Der norddeutsche Backstein-Architekt. Wilhelmshaven 1994 (= Wilhelmshavener Vorträge, Schriftenreihe der Nordwestdeutschen Universitätsgesellschaft 63).
- 8 Michael Legband: Das Mahnmal – erbaut, verdrängt, wiederentdeckt. Itzehoe 1994.
- 9 Matthias Schmidt: Der Dom der Sterne. Fritz Höger und das Anzeiger-Hochhaus in Hannover – Architektur der zwanziger Jahre zwischen Kosmologie und niederdeutschem Expressionismus. Münster 1995 (= Göttinger Beiträge zur Kunstgeschichte 2).
- 10 Peter Struck: Das Anzeiger-Hochhaus in Hannover – seine architektonische Gestalt und seine kulturelle Bedeutung. In: Hannoversche Geschichtsblätter. Neue Folge 50, 1996. S. 126–176. – Ders.: Das Anzeiger-Hochhaus in Hannover [Broschüre zur Ausstellung „Der Architekt Fritz Höger – Zwischen Hamburg und Holstein“, Wenzel-Hablik-Museum Itzehoe 1997]. Hannover 1997. – Ders.: Högers Hochhaus in Hannover. In: Peter Ruthenberg (Hg.): Anzeiger. Wie Fritz Högers Anzeiger-Hochhaus zum Mittelpunkt des neuen Medienzentrums an Hannovers Goseriede wurde. Hannover 1997. S. 57–94.
- 11 Siehe Anm. 1.
- 12 Manfred F. Fischer: Das Chilehaus in Hamburg. Architektur und Vision. Berlin 1999.
- 13 außen vor – der Backsteinbaumeister Fritz Höger 1877–1949. Hg. vom Stadtmuseum Delmenhorst in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Werkbund Nord e.V. und Peter Struck (Ausstellungskatalog Hannover/Delmenhorst 1999/2000). Oldenburg 1999.

- 14 Gerhard Kaldewei: „... zu dienen Volk und Vaterland“. In: außen vor (wie Anm. 13). S. 94–116. Der Band enthält außerdem folgende Beiträge: Peter Struck: Höger in Hannover (S. 9–56), Nils Aschenbeck: Neue Mystik – Fritz Höger in Delmenhorst (S. 58–72) und Ingo Sommer: Fritz Höger und Wilhelmshaven (S. 74–92).
- 15 Richard Plagemann: Kunstschatze fielen in Schutt und Asche. Bis auf die Grundmauern niedergebrannt: Das Erbe des Mannes, der in Hamburg das Chile- und das Hapag-Haus gebaut hat. In: Bild (Hamburg), 4.12. 1963.
- 16 Vgl. dazu Kai-Uwe Scholz: Sonderling und Syndikus, Kadenzendichter, Klinkerfürst. Hans Henny Jahnn, Hans Friedrich Blunck, Hans Leip, Fritz Höger. In: Rüdiger Schütt u.a.: Bohemiens und Biedermänner. Die Hamburger Gruppe 1925–1932 (Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky). Hamburg 1996. S. 201–228.
- 17 Ein Auszug erschien 1957: Ewald Banse: Lehrer Götsche erklärt das „Symbol“. Erinnerung an den großen Baumeister Fritz Höger. In: Hamburger Abendblatt, 12.6.1957.
- 18 Paul Bröcker, Fritz Höger: Die Architektur des hamburgischen Geschäftshauses. Ein zeitgemäßes Wort für die Ausbildung der Mönckebergstraße. Hamburg 1910. – Vgl. Fritz Höger: Das Hamburger Büro-Haus. In: Die Braunschweiger G-N-C-Monatsschrift. Sondernummer „Hamburg“. Braunschweig 1914 (= Zweiter Jahrgang, März-Heft). S. 141–148. – Vgl. auch Paul Bröcker: Fritz Höger, de Timmermann ut Bekenreeg. In: Jahrbuch der Elbmarschen 1938, S. 69–71.
- 19 Hans W. Fischer: Hamburger Kulturbilderbogen. Eine Kulturgeschichte 1909–1922 [Erste Ausgabe: München 1923]. Neu hg. und kommentiert von Kai-Uwe Scholz, Mathias Mainholz und Rüdiger Schütt. Mit einem Vorwort von Paul Theodor Hoffmann. Hamburg 1998 (= Schriftenreihe der Hamburgischen Kulturstiftung 8). S. 122.
- 20 Hans Bodenstedt: Das Chilehaus. Hamburgs größter Geschäftsbau. In: Hamburger Nachrichten, 8.5.1925 (Beilage).
- 21 Wolfgang Pehnt: Die Architektur des Expressionismus. Ostfildern-Ruit 1998. S. 190.
- 22 Fischer: Das Chilehaus (wie Anm. 12). S. 45.
- 23 Bodenstedt: Das Chilehaus (wie Anm. 20).
- 24 Zit. n. Fischer: Das Chilehaus (wie Anm. 12). S. 42. Vgl. S. 137–138.
- 25 Hans Hildebrandt: Die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts. Potsdam 1924 (= Handbuch der Kunstgeschichte). S. 288.
- 26 Peter Struck: Anmerkungen zu Fritz Höger. Typoskript [Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung „außen vor“ in Hannover am 12. Oktober 1999]. 6 S., Zitat S. 4. – Der Verfasser dankt für die Überlassung des Textes – Vgl. außerdem Fritz Höger: Neudeutsche Klinkerbaukunst. In: Architectura. XII Internationaler Architektenkongress und internationale Ausstellung architektonischer Entwürfe. Budapest 1930. S. 24–27 [Nicht bei Bucciarelli!].
- 27 Bodenstedt: Das Chilehaus (wie Anm. 20).
- 28 Nikolaus Pevsner zit. nach Kamphausen: Der Baumeister Fritz Höger (wie Anm. 4). S. 10.
- 29 Nicolaisen: Studien (wie Anm. 6). S. 155.
- 30 Ebd.

- 31 Nicolaisen: Das Chilehaus (wie Anm. 6). S. 151.
- 32 Riesendampfer mit Galionsfigur. Hamburg-Information, 3. 2. 1988. 4 S., Zitat S. 4.
- 33 Manfred F. Fischer: Eine Ecke wird zum Symbol. In: Hamburger Abendblatt, 11. 8. 1988.
- 34 Hamburgs Neubauten der Gegenwart. Der Riesenbau des ‚Chilehauses‘ am Meißberg. In: Hamburgischer Correspondent, 19. 4. 1923.
- 35 Nicolaisen: Studien (wie Anm. 6). S. 144.
- 36 Fritz Höger: Das Wesen des Chilehauses. Ein Symbol deutscher Zukunft. In: Hamburgischer Correspondent, 1. 1. 1925 (Morgen-Ausgabe).
- 37 Nicolaisen: Das Chilehaus (wie Anm. 6). S. 163.
- 38 Fritz Höger: Das Wesen (wie Anm. 36).
- 39 Nicolaisen: Studien (wie Anm. 6). S. 154.
- 40 Hermann Hipp: Das Chilehaus. Typoskript [gekürzt veröffentlicht in: Living, H. 4/1990, S. 39–41]. 10 S., Zitat S. 8. – Der Verfasser dankt für die Mitteilung der Originalversion.
- 41 Nicolaisen: Das Chilehaus (wie Anm. 6). S. 163.
- 42 Fritz Höger: Das Wesen (wie Anm. 36, Hervorhebungen im Original).
- 43 Manfred Sack: Der Backstein-Baumeister Fritz Höger. In: Die Zeit, 1. 7. 1977.
- 43a Eine Ausgabe enthält einen Text von Regierungsbaumeister Hans Bahn: Das Chilehaus. In: Unsere Heimat. Lesebogen für den kulturkundlichen Unterricht in Schleswig-Holstein und den Hansestädten. Hg. vom Lehrerkollegium der Bertha-Lyzeums in Groß-Flottbek. Bogen 9, 2. Teil. S. 7–8 [Nicht bei Bucciarelli!]. Auf S. 8 heißt es: „Der Baumeister, der dieses Haus geschaffen hat, heißt Fritz Höger. Ihm verdanken wir schon viele schöne Bauten. Als kleiner Junge hat er auf dem Lande einst noch Enten und Schafe hüten müssen, so arm war er. Aber jetzt ist er einer unserer allerbesten Baumeister geworden, von dem die Engländer und Amerikaner lernen wollen.“
- 44 Nicolaisen: Das Chilehaus (wie Anm. 6). S. 164.
- 45 Vgl. Gert Köhler: Architektur als Symbolverfall. Das Dampfermotiv in der Baukunst. Braunschweig 1981 (= Bauwelt Fundamente 59). – Vgl. auch: Schiffe in der Architektur – Hamburg. Köln 1989 (= arcus 5).
- 46 Nicolaisen: Das Chilehaus (wie Anm. 6). S. 164.
- 47 Hermann Claudius: Hinter Elmshorn. In: Ders.: Skizzenbuch meiner Begegnungen. Göttingen 1966. S. 75–78, Zitat S. 78.
- 48 Vgl. Anm. 32 und Deutsches Denken und Schaffen [Margarinebilder-Album der Holsteinischen Margarinewerke Wagner & Co.]. Elmshorn o. J. S. 47.
- 49 Vgl. Anm. 10.
- 50 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 29.
- 51 Zit. n. Carl J. H. Westphal (Hg.): Fritz Höger. Der niederdeutsche Backstein-Baumeister. Wolfshagen-Scharbeutz 1938. S. 98.
- 52 Ein Vierteljahrhundert Fritz-Höger-Architektur. In: Der Ansporn, 4. 9. 1931. S. 1025–1028.
- 53 Zit. n. Westphal (Hg.): Fritz Höger (wie Anm. 51). S. 98.
- 54 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 33.

- 55 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 34.
- 56 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 33.
- 57 Fritz Höger: Evangelische Kirche Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollernplatz. In: Westphal (Hg.): Fritz Höger (wie Anm. 51). S. 96–99, Zitat S. 99.
- 58 Otto Thomae: Die Propaganda-Maschinerie. Bildende Kunst und Öffentlichkeitsarbeit im Dritten Reich. Berlin 1978. S. 272.
- 59 Zit. n. Bucciarelli: Fritz Höger. Hanseatischer Baumeister (wie Anm. 7). S. 23.
- 60 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 41.
- 61 Zit. n. Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 39.
- 62 Kay Dohnke: ‚Nordlööd tohoop!‘ Plattdeutsch, Niederdeutsch, Nordisch: Zur ideologischen Radikalisierung norddeutscher Regionalkultur im Reflex auf die bildende Kunst zur Zeit des Nationalsozialismus. In: Architektur und bildende Kunst 1933 bis 1945. Hg. von Brigitte Hartel und Bernfried Lichtnau. Frankfurt am Main 1997 (= Kunst im Ostseeraum. Greifswalder Kunsthistorische Studien 2). S. 54–74, Zitat S. 70.
- 63 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 44.
- 64 Ebd.
- 65 Hans-Günther Andresen: Heimatloser Regionalismus? Zur nordelbischen Architektur in der NS-Zeit – zwischen ‚hiesigem‘ Charakter und offiziellem Bauwillen. In: KuNSt ohne Museum? Beiträge zur Kunst in Schleswig-Holstein 1933–1945. Hg. von Bärbel Manitz und Thomas Al. Greifeld. Heide 1993. S. 151–253, Zitat S. 177.
- 66 Zit. n. Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 57.
- 67 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 30.
- 68 Bucciarelli: Fritz Höger. Hanseatischer Baumeister (wie Anm. 7). S. 166.
- 69 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 47.
- 70 Vgl. Bucciarelli: Fritz Höger. Hanseatischer Baumeister (wie Anm. 7). S. 45.
- 71 Bucciarelli: Fritz Höger. Der norddeutsche Backstein-Architekt (wie Anm. 7). S. 23.
- 72 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 49.
- 73 Zit. n. Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 48.
- 74 Vgl. Anm. 8.
- 75 Gyula Trebitsch zit. n. Legband: Das Mahnmal (wie Anm. 8). S. 112.
- 76 Fritz Höger: Warum holte man mich nicht zum Wiederaufbau? In: Hamburger Anzeiger, 31. 10. 1953.
- 77 Vgl. Werner Schriefer: Morgenstunde am Grabe des Baumeisters Fritz Höger. In: Segeberger Zeitung, 19. 6. 1954.
- 78 Kamphausen: Der Baumeister (wie Anm. 4). S. 5.
- 79 Hermann Höger: Meister der modernen Backstein-Gotik. Zum Tode Fritz Högers. In: Hamburger Allgemeine Zeitung, 24. 6. 1949.
- 80 Vgl. Ein November-Almanach, hg. im Auftrag der Hamburger Gruppe von Hans Haalck. Hamburg 1928. Tafel nach S. 32.
- 81 Till Briegleb: Ein Richard Wagner der Baukunst. In: taz hamburg, 24. 12. 1992.
- 82 Harald Olbrich (Hg.): Geschichte der deutschen Kunst 1918–1945. Leipzig 1990. S. 309.

- 83 Struck: Anmerkungen (wie Anm. 26). S. 3
- 84 Ebd.
- 85 Struck: Anmerkungen (wie Anm. 26). S. 4.
- 86 Bucciarelli: Fritz Höger. Hanseatischer Baumeister (wie Anm. 7). S. 55.
- 87 Werner Schriefer: Die „Fritz-Höger-Gesellschaft e.V.“ und ihre Aufgabe. In: Steinburger Jahrbuch 1962, S. 139. Für den Einblick in Zeitungsberichte u. a. Materialien dankt der Verfasser Frau Traute Schriefer, Glückstadt.
- 88 Ebd.
- 89 Ebd.
- 90 Werner Schriefer: Feierstunde im Högerhaus. Der Lyriker Hermann Claudius vor seinem 80. Geburtstag. Märchenseligkeit wehte herüber. In: Norddeutsche Rundschau, 18.10.1958. – Ders.: Die Kunde von Atlantis. Vortrag im Höger-Haus zu Bekenreihe. Pastor Spannuth (!) entwickelte seine Theorie von der Königsinsel. In: Norddeutsche Rundschau, 19.3.1962.
- 91 In der zweiten Hälfte der 30er Jahre hatte Höger mehrmals an den Treffen des Eutiner Dichterkreises, einem Zusammenschluß von Schriftstellern ebenfalls völkisch-national-konservativer Couleur, teilgenommen und dort auch das Wort ergriffen. Vgl. 3. Zusammenkunft des „Eutiner Dichterkreises“. In: Anzeiger für den Landkreis Eutin, 26.9.1938. – Den Hinweis hierauf verdankt der Verfasser Professor Lawrence D. Stokes (Dalhousie University, Halifax, Nova Scotia, Kanada), der in Kürze eine umfassende Untersuchung zum Dichterkreis vorlegen wird.
- 92 Hans Harbeck: Aus den Flammen wiedererstanden. Zu Besuch im neubauten Fritz-Höger-Haus in Bekenreihe. Hier wurde der Erbauer des Chilehauses geboren. In: Hamburger Abendblatt, 19.6.1965.
- 93 Vgl. Tradition lebt weiter. Wieder „Abend im Högerhaus“ in Bekenreihe. – Das Wunder von Bekenreihe. Das Högerhaus ist wieder aufgebaut / Erste Veranstaltung [Zeitungsausschnitte ohne Herkunftsangabe vom Juni 1965 im Besitz des Verfassers].
- 94 Zum 50. Male ein „Abend im Högerhaus“. In: Norddeutsche Rundschau, 20.9.1973. – Zu den genannten Personen vgl. Manfred Jenke: Verschwörung von rechts? Ein Bericht über den Rechtsradikalismus in Deutschland nach 1945. Berlin 1961. – Vgl. außerdem Kurt Hirsch: Rechts von der Union. Personen, Organisationen, Parteien seit 1945. Ein Lexikon. München 1989.
- 95 Bei einer Mitgliederversammlung am 19. September 1981 wurde noch Dr. Horst Tschentscher, Oberstudienrat in Bad Segeberg, zum Ersten Vorsitzenden gewählt. Im Mai 1982 erschien eine „Nummer 1“ der Mitteilungen der Fritz-Höger-Gesellschaft, ein Faltblatt mit Vereinsnachrichten sowie einem kurzen Beitrag von Volkwin Marg, der Högers Bauten als „Denkanstöße für zukünftige Formen baulichen Gestaltens“ wertete (S. 3).
- 96 Gertrude Ilse Tilsen-Höger †. In: Norddeutsche Rundschau, 28.1.1985.
- 97 Schriefer: Die „Fritz-Höger-Gesellschaft e.V.“ (wie Anm. 87).
- 98 Egon Boesten: Höger-Haus bleibt erhalten. „Deutsches Kulturwerk“ erbt Gebäude und Grundstück in Bekenreihe [Zeitungsausschnitt ohne Herkunftsangabe vom 20.2.1985 im Besitz des Verfassers]. – Reimer Wulf: Was wird aus dem Höger-Haus? In: Elmshorner Nachrichten, 13.7.1991. –
- 99 Petra Schmidt: Späte Ehrung für den ehrgeizigen Baumeister: Högerhaus „wachgeküßt“. In: Norddeutsche Rundschau, 13.7.1996.
- 100 Der Verfasser dankt Gerti Hansen, Bekenreihe.

Elise Augustat kommunistische Reichstagsabgeordnete aus Lägerdorf

Eine Spurensuche

Von

Wolfgang Reschke (Itzehoe) und Reimer Möller (Soest)

Wir beiden Autoren haben uns unabhängig voneinander auf die Spur von Elise Augustat begeben. Zusammengebracht worden sind wir von A. Ritter und K. Dohnke bei der Vorbereitung der diesjährigen Ausgabe des Steinburger Jahrbuchs.

Ausgangspunkt unserer Recherchen war Ina-Maria Kunkelmoors kurzer Beitrag über Elise Augustat in der „Lägerdorfer Chronik“, in der im wesentlichen Auskünfte zusammengefaßt sind, die Kurt Queck, ein Neffe der Politikerin, gegeben hat.¹ Mitglieder der Familie haben wir beiden Autoren 1984 und 1998 gleichfalls besucht, befragt und um leihweise Überlassung schriftlicher Dokumente und Fotos gebeten. Aber leider sind private Papiere, Briefe oder Tagebücher von E. Augustat nicht erhalten, so daß Stationen ihres Lebens, in denen sie nicht in der Öffentlichkeit aufgetreten ist, im Dunkel bleiben müssen.

Auch ihre politische Tätigkeit in Parteien, Verbänden und Parlamenten hat nur geringe Spuren hinterlassen. Obwohl sie nach 1921 in die Führung der Lägerdorfer KPD, der stärksten politischen Kraft am Ort, hineingewachsen war, berichten die von uns durchgesehenen Jahrgänge des Lägerdorfer Anzeigers (1918–1925) nur selten über sie.

Die kommunistische Presse im Parteibezirk „Wasserkante“, die „Hamburger Volkszeitung“ bzw. das Kopfblatt „Norddeutsche Arbeiterzeitung“, haben wir nicht gezielt ausgewertet. Darin sind Berichte über ihren Einsatz als überregionale Agitatorin zu erwarten.

Andere relevante Quellen standen uns aus organisatorischen Gründen nicht zeitgerecht offen. So hat das Bundesarchiv Berlin mitgeteilt, über Frau Augustat sei Quellenmaterial beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik vorhanden. Die Durchsicht war vor Redaktionsschluß nicht mehr möglich, weil die Gauck-Behörde gegenwärtig Wartefristen von zwölf Monaten setzt.

Elise Augustat wurde als Tochter von Auguste und Karl Queck am 29.7.1889 in Waldkeim/Kreis Preußisch Eylau geboren.² Die Familie verließ die Provinz Ostpreußen im Zuge der allgemeinen mächtigen deutschen Ost-West-Wanderungsbewegung und siedelte sich in Lägerdorf an.

1904 wurde Elise Augustat aus der Volksschule entlassen und ging, wie es damals für Kinder aus Arbeiterfamilien üblich war, „in Stellung“. Als Dienstmädchen arbeitete sie zunächst in der Landwirtschaft, dann in städtischen Haushalten. Sie bekam ein uneheliches Kind, die Tochter Gertrud. 1909 heiratete sie Friedrich Buchholz. Aus dieser Verbindung ging ihr zweites Kind, die Tochter Elfriede, hervor. Die Ehe war nicht glücklich und wurde geschieden. Auflösung von Ehen war in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts sehr selten und für geschiedene Frauen mit stigmatisierendem Ansehensverlust verbunden.

Daß die Jahre des Ersten Weltkriegs für Elise Augustat als alleinstehende Mutter mit zwei Kindern hart gewesen sein müssen, läßt sich mit Sicherheit vermuten, aber nicht detailliert belegen. Die Erfahrungen dieser Zeit müssen ihr die Auffassung nahegelegt haben, es sei erforderlich, die Gesellschaft grundlegend umzugestalten, und sie müsse sich einer politischen Partei anschließen, die auf dieses Ziel hinarbeite. 1919 trat sie in die Lägerdorfer USPD ein. Diese Entscheidung wird durch die politische Atmosphäre am Ort mitbedingt gewesen sein. Wegen der zahlenmäßig starken Arbeiterschaft der Zementfabriken hatte die Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg überragendes Gewicht.³ In der Reichstagswahl 1912 konnte sie in der Gemeinde 88% der Stimmen auf sich vereinigen. Der im November 1918 gebildete Lägerdorfer Arbeiter- und Soldatenrat bestand ausschließlich aus SPD-Mitgliedern, die machtbewußt, politisch geschickt und dynamisch agierten.

Außerhalb Lägerdorfs war die Revolution gescheitert, und große Teile der politisch bewußten Arbeiterschaft machten dafür die Politik der SPD verantwortlich. Deshalb begann sich die Spaltung der Arbeiterbewegung zu vertiefen und auszuweiten. Lägerdorf war einer der Brennpunkte dieser Entwicklung in der Region. Die USPD konnte Fuß fassen, der Orts-SPD als aggressive Konkurrenz entgegentreten und sie als politisch dominierende Kraft in der Gemeinde ablösen.

Auf Reichsebene entschied die USPD über Lenins Bedingungen über den Beitritt zur Kommunistischen Internationale. In Lägerdorf wurde darüber in der USPD-Monatsversammlung am 5.11.1920 abgestimmt; die Mehrheit sprach sich „für Moskau“ aus. Im Februar 1921 trat die USPD-Fraktion der Lägerdorfer Gemeindevertretung zur KPD über. Diesen Weg ging Elise



*Elise Augustat (*29. 7. 1889 Waldkeim / Pr. Eylau – 13. 3. 1940 Lägerdorf) und ihr Mann Wilhelm Augustat (*10. 12. 1895 Lägerdorf)*

Augustat mit. Vermutlich bei der Parteiarbeit lernte sie ihren zweiten Mann kennen, den KPD-Funktionär Wilhelm Augustat.

Die KPD war auf Putschpolitik eingestellt. Um in Bürgerkriegsausinandersetzungen bestehen zu können, organisierte die Partei im wirtschaftlichen Krisenjahr 1923 militärische Formationen, die Proletarischen Hundertschaften. Sie traten in deutschen Großstädten bei den Maifeiern erstmals an die Öffentlichkeit und wurden wegen ihres militärischen Charakters verboten. In Lägerdorf wurde dies mißachtet. Die Polizei beobachtete, daß Übungsbetrieb und Demonstrationmärsche in die Dörfer des Umlandes weitergingen. Nach einem personellen Wechsel übernahm Wilhelm Augustat die Führung der Formation.

Elise Augustat, die als aufopfernd tätig, kontaktfreudig und humorvoll geschildert wird, gehörte inzwischen gleichfalls der örtlichen KPD-Führung an. Die Polizei belauschte eine der Besprechungen im Parteilokal, der alkoholfreien Wirtschaft von Rosa Janson, in der über Aufbau und Auftreten der Proletarischen Hundertschaften diskutiert wurde. Frau Augustat setzte sich dafür ein, daß auch Frauen der Beitritt zur Kampforganisation zugestanden werden solle. Max Hoche, der charismatische führende Kopf der Lägerdorfer Kommunisten, stimmte zu, meinte aber, Frauen sollten nicht mitmarschieren. Sie sollten nur zum Beobachtungsdienst verwendet werden, um besser geschützt zu sein. Die

Männer der Lägerdorfer KPD-Führung hatten also ein durchaus traditionelles Verständnis von der Rolle der Frau.

Am 23.10.1923 schlug die von Hugo Urbahns geführte KPD in Hamburg los, besetzte mehrere Polizeiwachen und nahm Teile der Stadt unter Kontrolle. In Lägerdorf sorgten KPD-Funktionäre dafür, daß sich vor dem Arbeitsamt ein Demonstrationzug bildete und daß sich die Belegschaften der Zementfabriken anschlossen. Das war eine Mißachtung des allgemeinen Demonstrationsverbots, das der Chef der Reichswehr, General von Seeckt, als Inhaber der vollziehenden Gewalt in Deutschland erlassen hatte.

Die Lägerdorfer Demonstranten waren aber nicht von vorn herein auf Krawall aus. Sie wollten mit der Amts- und Gemeindeverwaltung über Geldzahlungen und Brotlieferungen an Arbeitslose verhandeln. Diese Verhandlungen sollte der Aktionsausschuß des örtlichen Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds führen, dem Elise Augustat angehörte. Die rund 200 Demonstranten zogen durch die Gemeinde, um die Mitglieder dieses Ausschusses zusammenzuholen.

Schließlich begann die Ausschusssitzung in Rosa Jansons Wirtschaft. Max Hoche arbeitete entschlossen auf revolutionäre Aktion hin und verlangte vom Ausschuß zuzustimmen, daß in Lägerdorf losgeschlagen werden solle. Mit fünf zu zwei Stimmen erlitt er eine Abstimmungsniederlage. Dagegen hatten gestimmt: Pichotzke (SPD), Denkmann (SPD), Greve (SPD), Hess (KPD) und Elise Augustat (KPD), dafür lediglich: Kunke (KPD) und Max Hoche (KPD) selbst. Er und Elise Augustat traten dann vor die Demonstranten, um ihnen den Beschluß mitzuteilen.

Unterdessen war Landjägermeister Noack, der Chef der Landjägerei im Kreis, mit sechs weiteren Polizisten eingetroffen. Er forderte die Demonstrationsversammlung auf auseinanderzugehen und trat dabei sehr schroff auf. Ein Unbekannter öffnete ein Kellerfenster der Jansonschen Wirtschaft und schoß auf die Polizisten. Landjäger Boysen erlitt einen Bauchschuß, an dem er nach einigen Wochen im Itzehoer Juliensstift starb. Zu Beginn der Schießerei stoben die Demonstranten auseinander, um Deckung zu suchen. Es entwickelte sich eine längere Schießerei.

Schließlich wurde zur Verstärkung der Ordnungsmacht ein Zug der Itzehoer Reichwehrgarnison eingesetzt, der die Rosenstraße mit einem Maschinengewehr unter Feuer nahm. Von Querschlägern wurden Marie Ressel, Mutter von sieben Kindern, und der Arbeiter Friedel Kuhnke tödlich getroffen.

Im Zuge der juristischen Aufarbeitung der Geschehnisse geriet Frau Augustat ins Visier der Staatsanwaltschaft. Weil sie nicht sofort greifbar war, wurde gegen sie ein Steckbrief erlassen. Im

Dezember 1923 sprach sie bei den Verfolgungsbehörden vor und gab an, sie sei verweist gewesen und habe von der gegen sie laufenden Untersuchung nichts gewußt. Das Strafverfahren wegen Landfriedensbruchs endete mit Freispruch.⁴

In den Kommunalwahlen im Mai 1924 gewann Frau Augustat ein Mandat in der Lägerdorfer Gemeindevertretung, das sie bis Januar 1931 ausübte. Sie gründete die Lägerdorfer Ortsgruppe der „Roten Hilfe“, eines kommunistisch geführten Verbands, der politischen Gefangenen Rechtsberatung bot, Strafverteidiger in politischen Verfahren finanzierte, politisch Verfolgten materielle und moralische Unterstützung stellte und für deren Angehörige und Kinder sorgte.⁵

1924 folgte die KPD dem Vorbild anderer Parteien und gründete eine uniformierte und militärisch strukturierte Demonstrationsarmee, den „Roten Frontkämpferbund“ (RFB).⁶ Der Bund stand anfangs auch kurze Zeit Frauen offen, bis der 2. Reichskongreß beschloß, die Parteiarmee müsse ein reiner Männerverband sein. Anschließend wurde eine eigenständige entsprechende Frauenorganisation geschaffen, der „Rote Frauen- und Mädchenbund“ (RFMB). Dieser Verband führte ein Schattendasein; auf Reichsebene konnte er nur 4400 Frauen binden. Im Kreis Steinburg existierte eine einzige RFMB-Gruppe in Itzehoe, der nur 12 Frauen angehörten. Im November 1926 nahm Elise Augustat an der 1. Reichskonferenz des RFMB in Berlin teil und leistete anschließend Organisationsarbeit an führender Stelle, über die sich bisher nichts näheres in Erfahrung bringen ließ.⁷

Seit August 1925 tobte in der KPD auf Reichsebene ein Machtkampf. Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale in Moskau veröffentlichte einen „Offenen Brief“ an die Mitglieder der KPD, in dem die deutsche Parteiführung mit Ernst Thälmann und Ruth Fischer an der Spitze scharf kritisiert wurde. Thälmann konnte sich halten, aber Ruth Fischer wurde noch im Herbst aus ihren Funktionen gedrängt.⁸

Anschließend stand sie an der Spitze einer ultralinken Oppositionsbewegung, die das neue Thälmann-Zentralkomitee bekämpfte. Maßgeblicher Vertreter der ultralinken Opposition in der Region war nach seiner Entlassung aus Strafhäft Hugo Urbahns. Der einstige Führer der Hamburger KPD während des Aufstands 1923 genoß in Lägerdorf große Sympathien; die RFB-Ortsgruppe hatte ihn zum Ehrenmitglied ernannt.

Um die örtliche KPD auf Thälmannkurs zu bringen, erschien am 24.11.1926 ein Vertreter der Bezirksleitung in der Mitgliederversammlung der Lägerdorfer Ortsgruppe. Nach zwei politischen Referaten und längerer Aussprache kam es zur Abstimmung über eine Resolution der Bezirksparteiführung, die u. a. den Ausschluß

Urbahns aus der KPD forderte. Die Erklärung fiel durch. Bei vier Enthaltungen stimmten nur 12 Anwesende für die Erklärung, aber 14 dagegen.⁹ Elise Augustat hatte in der Diskussion für Thählmann gesprochen, ging also mit der obsiegenden Richtung konform. Sicherlich war das für ihre weitere Laufbahn in der Partei bedeutsam.

Seit 1929 übernahm sie höhere Parteifunktionen in Hamburg als Leiterin der Frauenabteilung der Bezirksleitung „Wasserkante“.¹⁰ „Im Mittelpunkt standen Aktivitäten in Frauenbetrieben für den Grundsatz ‚gleicher Lohn für gleiche Arbeit‘ und der Kampf gegen den Paragraphen 218“, berichtet ihre Mitarbeiterin, die ehemalige Angestellte der Bezirksleitung Lucie Suhling. Weiter schrieb sie: „Unser Kampf gegen den Paragraphen 218 drückte sich in vielerlei Aktivitäten aus. Wir organisierten Versammlungen, in denen Martha Arendsee sprach; aber auch andere gute Referenten standen uns zur Verfügung. Die Versammlungen waren brechend voll. Unterschriften gegen den § 218 wurden gesammelt, Demonstrationen fanden statt, auf denen Schrifttafeln mit den Losungen ‚Wir wollen Kinder, die nicht hungern müssen‘, ‚Wir wollen kein Kanonenfutter gebären‘ mitgetragen wurden.“ Als Höhepunkt der frauenpolitischen Arbeit erschien Lucie Suhling im Rückblick eine 1931 durchgeführte gut besuchte Frauenkonferenz für den Bezirk Wasserkante, in der „die Genossinnen der Frauenabteilung“ nach Berufsgruppen gegliederte Arbeitskreise angeleitet hatten.

In dieser Zeit gab E. Augustat als Berufstätigkeit „Buch- und Zeitschriftenvertrieb“ an, war also offenkundig auch mit dem publizistischen Apparat der Partei befaßt. Jedenfalls galt sie für die politische Polizei als „vorgeschobene Person für die komm. Literaturvertriebe“.¹¹

In der Kommunalwahl im November 1929 wurde sie in den Kreistag des Kreises Steinburg gewählt. Steinburger Kommunalpolitik kann sie nicht mehr lange interessiert haben, denn schon am 14. 9. 1930 gewann sie ein Reichstagsmandat und verzog am 3. 11. 1930 nach Hamburg-Barmbek, Naumannplatz 1. Auf der Wahlvorschlagsliste der KPD zur Septemberwahl 1930 war sie auf Platz zwei hinter Ernst Thählmann nominiert. Von Juli 1932 bis März 1933 vertrat sie den Wahlkreis 34 Harburg.¹² Zu den Wahlen im März 1933 stellte die KPD sie auch für den Preußischen Landtag und den schleswig-holsteinischen Provinziallandtag auf.¹³ Als Parlamentarierin trat Frau Augustat in Berlin nicht nennenswert in Erscheinung. Die stenographischen Reichstagsprotokolle enthalten keine einzige Wortmeldung von ihr.¹⁴ Auch in ihrer Wahlkreisarbeit war sie offensichtlich nicht besonders aktiv.¹⁵

1931/1932 hielt sie sich, wie ihre Verwandten berichten, zu „politischen Schulungen“ in der Sowjetunion auf.¹⁶ Wieder zurückge-

kehrt, sprach sie von ihrer Ernüchterung über die dortigen bedrückenden materiellen Lebensumstände.

Seit dem radikalisierten Richtungswechsel der KPD im Jahre 1929 rechnete die Parteiführung mit staatlichen Verboten und traf Vorkehrungen, Kommunikationsverbindungen unter Bedingungen der Illegalität aufrecht zu erhalten und die Parteiarbeit fortzusetzen. Ende 1932 bereitete die Hamburger KPD-Bezirksleitung, deren Mitglied Elise Augustat war, in Kopenhagen einen Stützpunkt außerhalb der Reichweite deutscher Behörden vor.¹⁷ Die neue „I-Kommission“ baute einen „unterirdischen“ Parteiapparat mit illegalen Leitungen, Quartieren, Druckereien, Kurierdiensten, Anlaufstellen, Deckadressen usw. auf. Welchen Anteil Elise Augustat an diesen konspirativen Bemühungen gehabt hat, ist den NS-Verfolgungsbehörden verborgen geblieben und läßt sich auch heute nicht mehr aufklären.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten tauchte sie unter und verließ ihren bisherigen Lebenskreis. Am 31. 3. 1933 verlegte sie ihre Wohnung in die Osterstraße 4. Nach einer Denunziation konnte die Polizei sie am 26. 5. 1933 in Itzehoe fassen.¹⁸ Sie blieb nur vorübergehend in sogenannter Schutzhaft. Ihre zweite Inhaftierung erfolgte am 7. 9. 1933, als sie in Hamburg im Zuge von Ermittlungen wegen des Verdachts auf „Vorbereitung zum Hochverrat“ in Untersuchungshaft genommen wurde. Ihr Strafverfahren endete mit Freispruch.¹⁹ Am 18. 1. 1934 wurde sie in gesundheitlich schlechtem Zustand aus der Haft entlassen, verließ Hamburg und zog am 26. 4. 1934 nach Lägerdorf zurück in die Rosenstraße 5. Dort bezeichnete sie sich als „Hausfrau“ und verdiente als Kost- und Logiswirtin ein Zubrot. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP Struck, Lehrer von Beruf, bemühte sich, sie politisch umzuerziehen. Die Verwandten berichten, sie sei genötigt gewesen, an NS-Veranstaltungen teilzunehmen. Das setzte sie dem Zwang aus, Gesten politischer Konformität zu zeigen. Sie mußte die Reden der NSDAP-Propagandisten anhören, das Horst-Wessel-Lied mitsingen, in „Heil“-Rufe auf den Führer einstimmen und die besondere nationalsozialistische Grußform verwenden.

In diesen Jahren wird ihr Mann Wilhelm Augustat längere Zeit arbeitslos gewesen sein. Denn die Personalpolitik der Zementfabriken, der wichtigsten Arbeitgeber am Ort, wurde von nationalsozialistischen Betriebsfunktionären gesteuert, und sie gaben entschieden Kommunisten keine Chance. Das änderte sich im Zuge der Wiederaufrüstungspolitik, die großen Bedarf an Arbeitskräften mit sich brachte. Mehrere ehemalige Funktionäre der Lägerdorfer KPD, darunter Wilhelm Augustat und Jakob Heide-
mann, wurden im Frühjahr 1939 „dienstverpflichtet“, um beim Bau des Westwalls mitzuarbeiten. Am 19. 4. 1939 meldete sich Wilhelm

Augustat um nach Büdesheim/Kreis Prüm in der Eifel. Dort wurden die Lägerdorfer von einer Trierer Tiefbaufirma angestellt und hatten Kabelverbindungen zwischen Bunkern des Westwalls 2,60 Meter tief in die Erde einzubringen.²⁰

Im Sommer 1939 ließen Wilhelm Augustat und Jakob Heidemann ihre Frauen nach Büdesheim kommen und verlebten dort vier Wochen Ferien, die sie als „herrliche Tage“ in Erinnerung behielten.

Kurz nach Ende des Urlaubs begann der Zweite Weltkrieg. Elise Augustat wurde in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück eingeliefert und, wie Jakob Heidemann schreibt, „Weihnachten 1939 probeweise beurlaubt“. „Ihr Ehemann und ich“, heißt es bei ihm weiter, „kamen zu Weihnachten ebenfalls auf Urlaub, und wir erfuhren über die Zustände im Lager Ravensbrück. Sie wollte Selbstmord begehen, wenn sie ins Lager zurück sollte. Der Tod erlöste sie jedoch, bevor es soweit war, sie starb Anfang März. Meine Frau hat sie in den letzten Stunden betreut und ihr die Augen zugeedrückt.“²¹

Anmerkungen:

- 1 Wentorp, Reimer: Lägerdorfer Chronik. Hrsg. von der Gemeinde Lägerdorf. 2. überarb. und erg. Auflage. Bad Bramstedt 1986, S. 344–346.
- 2 Kunkelmoor gibt an, E. Augustat sei am 29.6.1891 in Lägerdorf geboren worden (Wentorp, Lägerdorfer Chronik, S. 344). Das ist nach Ausweis der Karteikarte des Einwohnermeldeamts Lägerdorf falsch.
- 3 Ausführlich zur wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung der Region vgl. Möller, Reimer: Industrialisierung, soziale Ungleichheit, politisches Organisations- und Konfliktverhalten im Landkreis Steinburg (1860–1933). Phil Diss. Hamburg 1996.
- 4 Ebenda, S. 522.
- 5 Wunderer, Hartmann: Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890–1933). Frankfurt/M. 1980. S. 98–105.
- 6 Wunderer, Kultur- und Massenorganisationen, S. 85–98.
- 7 Berichte der Bayerischen Politischen Polizei vom 27.7.1934, der Staatspolizeistelle Magdeburg vom 10.9.1934 und der Politischen Inspektion der Staatspolizei Essen vom 15.8.1934 an den Leiter des Geheimen Staatspolizeiamts in: BAB R 58 Nr. 3230, Bl. 95, 104 und 215.
- 8 Flechtheim, Ossip. K.: Die KPD in der Weimarer Republik. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1976, S. 228ff.
- 9 Protokoll der Mitgliederversammlung der Lägerdorfer KPD am 24.11.1926 in: SAPMO-BAB RY 1 I 3/16/28.

- 10 Schirmacher, Matthias: Vom Dulsberg in den Reichstag. In: Backstein 1/1997 und Suhling, Lucie: Der unbekannte Widerstand. Erinnerungen. Hrsg. von der Willi-Bredel-Gesellschaft. Kiel 1998, S. 89f.
- 11 Aufstellung von Kriminalkommissar Hermann Will vom 15.7.1934 in: BAB R 58 Nr. 3232 Bl. 191r.
- 12 M.d.R. die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation. Hrsg. von Martin Schumacher, Düsseldorf 1991, S. 99.
- 13 Alphabetical name register from A to D listing personal data of KPD members, identifying Jews of the Geheime Staatspolizei (Gestapo) in: BAB Film 72554, Aufnahme 10 (vorher NA [National Archives der USA] T 175 Roll 678).
- 14 Schirmacher, Matthias: Vom Dulsberg in den Reichstag. In: Backstein 1/1997.
- 15 Das Hamburger Staatsarchiv hat seine Bestände erfolglos nach Informationen über sie durchgesehen (Schreiben des Staatsarchivs Hamburg, Az. 721/99, vom 29.3.1999 an Reimer Möller). Auch den Kennern der Hamburger und Harburger politischen Szenerie der 30er Jahre Dr. Jürgen Ellermeier (Museum der Arbeit), Hans Joachim Meyer (Autor des Buches „Die Anderen“) und Herbert Diercks (Dokumentenhaus Neuen-gamme) ist Elise Augustat unbekannt.
- 16 Wentorp, Lägerdorfer Chronik, S. 345.
- 17 Ursel Hochmuth und Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933–1945. Berichte und Dokumente. Frankfurt/M. 1969, S. 16f.
- 18 Notiz „Frau Augustat festgenommen“ in: Itzehoe Nachrichten vom 27.5.1933.
- 19 Aufstellung von Kriminalkommissar Hermann Will vom 15.7.1934 in: BAB R 58 Nr. 3232 Bl. 191r.
- 20 Heidemann, Jakob: Aufzeichnungen aus meinem Leben. Ungedrucktes Mskr. O.O.u.J. [Lägerdorf, 60er Jahre]. 2 Bd., Stadtarchiv Itzehoe, 3393 u. 3394.
- 21 Ebenda. Sterbetag war der 13.3.1940. Die in der Lägerdorfer Chronik mitgeteilte Aussage des zuletzt behandelnden Hausarztes, E. Augustat sei in Ravensbrück mit TBC-Erregern infiziert worden, die ihren Tod zuverlässig hätten herbeiführen sollen, stimmt sicherlich nicht (Wentorp, Chronik, S. 346). Wegen Ansteckungsgefahr hätte sich Frau Augustats Entlassung nach Lägerdorf verboten. Aus demselben Grund hätte sie ihre letzten Tage nicht zu Hause verbringen können, wie es überliefert ist, sondern wäre zur Isolierung in ein Krankenhaus eingewiesen worden. 1939/40 befand sich das KZ Ravensbrück im Aufbau. Medizinische Versuche an Häftlingen sind erst ab 1942 nachgewiesen (Puvogel, Ulrike: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Bonn 1985. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 245, S. 788).

Hinrich Lohse
*** 1896 Mühlenbarbek**
† 1964 Mühlenbarbek

*NSDAP-Gauleiter, Oberpräsident, Reichskommissar,
 Rentner*

Von
 Uwe Danker (Schleswig)

Als er am 25. Februar 1964 starb, nahm kaum noch jemand Notiz davon; in den schleswig-holsteinischen Zeitungen erschienen nur kurze Mitteilungen. Dabei war er, Hinrich Lohse aus Mühlenbarbek bei Kellinghusen, für einige Zeit der mächtigste Mann im Land gewesen, von den einen gefürchtet, von anderen durchaus geachtet. Der ehemalige NSDAP-Gauleiter, Oberpräsident und Reichskommissar Hinrich Lohse stellte für viele schlicht die Personifizierung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein dar. In relativer Armut lebend, nicht mehr beachtet, aber auch ungestört, hatte dieser Mann seine letzten Lebensjahre in seiner Heimat mitten in Holstein verbracht.¹

Am 2. September 1896 als Sohn eines Kleinbauern in Mühlenbarbek geboren, besuchte Hinrich Lohse im Heimatdorf von 1903 bis 1912 die Volksschule, durchaus mit Erfolg, und anschließend, was einen sozialen Aufstieg bedeutete, die einjährige Handelsschule. Lohse wurde 1913 zunächst Angestellter bei der Werft Blohm und Voss in Hamburg, „diente“ während des I. Weltkrieges vom 23.9.1915 bis zum 30.10.1916 im Heer, und fand nach dreimonatigen Stellungskämpfen in der Champagne als Musketier und Kriegsverletzter seine Entlassung aus dem „Reserve-Infanterie-Regiment 94“. 1919 wurde er hauptamtlicher Mitarbeiter im Schleswig-Holsteinischen Bauernverein und 1920 „Generalsekretär“ der Ende 1918 gegründeten Schleswig-Holsteinischen Landespartei, die als rückwärtsgewandte, das einfache ländliche Leben und eine schleswig-holsteinische Eigenart verherrlichende Partei versuchte, gegen die „rote Flut“ der Revolution, gegen Verstädterung und Industrialisierung, gegen die Moderne, ein eigenes Gesellschaftsmodell zu propagieren. Mit ihrem Programm „Heimat, Stammesart, Volkstum sind die Kraftquellen, nicht Zentralisation, Paragraphentum und Großstadt“, war sie anfangs in ländlichen Regionen durchaus erfolgreich, verlor aber im Februar 1921 bereits wieder die meisten ihrer Stimmen. Hinrich Lohse

verließ darauf das sinkende Schiff, schloß sich einem völkischen Zirkel und bald der noch kleinen NSDAP an. Zunächst arbeitete er ab 1921 als Angestellter der Norddeutschen Bank Altona, wechselte 1922 zur Dependence der Girozentrale Schleswig-Holstein in Hamburg und im selben Jahr noch zur Darmstädter und Nationalbank KG, Hamburg, bei der er bis zum 1.4.1924 blieb. Anschließend begriff er sich als „Politiker“, war zunächst ehrenamtlicher Stadtverordneter in Altona von 1924 bis 1929, von 1928 bis 1933 Abgeordneter, zeitweise als Fraktionschef der NSDAP, im Preußischen Landtag. Da Lohse schon vor dem gescheiterten Hitlerputsch im November 1923 zu den vereinzelt schleswig-holsteinischen Mitgliedern der NSDAP gehört hatte, wurde er im Auftrag Hitlers 1925 während der Reorganisation der NSDAP zum schleswig-holsteinischen Gauleiter, also zum obersten regionalen Parteiführer, ernannt. An „sozialistischen Abwegen“ innerhalb der norddeutschen NSDAP kaum beteiligt und in internen Machtausinandersetzungen in seinem „Mustergau“ regelmäßig der Sieger, blieb Lohse bis 1945 ein treuer Gefolgsmann Hitlers, ohne allerdings eine besondere persönliche Nähe zu seinem Führer aufbauen zu können.

Gauleiter verfügte, was im Herrschaftgefüge des NS-Staates von zentraler Bedeutung sein sollte, über den Zugang zu Hitler und hatten als regionale „Hoheitsträger der NSDAP“, man achte auf diese sprachliche Entlehnung aus der Sphäre staatlicher Souveränität, und besaßen in der auf Gefolgschaftstreue aufgebauten Parteihierarchie „in ihren Gauen einen fast uneingeschränkten Spielraum“. Einige Gauleiter wurden schon im März 1933 zu preußischen Oberpräsidenten berufen. Hinrich Lohse gehörte zu ihnen und gelangte damit in das höchste staatliche Amt in der Provinz. Der Oberpräsident verfügte zwar über kein Weisungsrecht gegenüber den Regierungspräsidenten. Das blieb auch so, ein typisches Beispiel also für eingebaute Rivalitäten innerhalb des NS-Herrschaftsgefüges, der „Polykratie“. Im Kern aber stieg die Machtfülle Lohses kontinuierlich an. Der Regierungspräsident hatte nicht nur mit dem Oberpräsidenten, sondern auch mit dem Gauleiter direkt zu kooperieren. Diese Personalunion machte Lohse hier für 12 Jahre zum mächtigsten Mann. Für seinen persönlichen Erfolg spricht, daß er 20 Jahre Gauleiter blieb und zu jenen drei Oberpräsidenten zählte, die sich von 1933 bis 1945 im Amt hielten.

Erfolgreich arbeitete er mit vorwiegend deutsch-national, konservativ gesinnten Verwaltungsspitzen der Provinz zusammen, die allerdings voll im Sinne der neuen Machthaber funktionierten und die generelle Erkenntnis bestätigten, daß die alten Funktionseliten sich durch „vorausseilende Unterwerfung“ auszeichneten und sich



NSDAP-Gauleiter Hinrich Lohse

effizienten und anständigen Provinzialverwaltung! Lohse war gleichwohl kein untypischer NS-Verwaltungschef. Als regionaler Gaufürst dachte er in Herrschaftskategorien personaler Bezüge, aber er konnte durchaus an professionelle Bükratien delegieren. Im Symbolischen jedoch, da wurde er selbst aktiv: Landgewinn an der Westküste als ureigen schleswig-holsteinischen Beitrag zur Schollenfindung erkennend, veranlaßte er seinen 1934 beginnenden und vielfach gefeierten 10-Jahres-Plan. Persönlich befaßte sich Lohse auch mit willkürlichen Verhaftungen: In mehreren Dutzend Fällen wurden einzelne „Volksgenossen“ der Provinz in sogenannte „Schutzhaft“ genommen. Und das waren keine Verfolgungsmaßnahmen gegen politische Gegner: Da gab es Angehörige der tradierten Oberschicht in Angeln, die sich despektierlich über Lohse geäußert hatten, den motzigen, bereits aus der NSDAP ausgeschlossenen Bauern aus Dithmarschen, den deutsch-nationalen Bankdirektor aus Rendsburg. Derartige willkürliche Haftvorgänge tragen bis zum Ende der NS-Zeit Abzeichnungen und Vortragsvermerke Lohses. Dann, wenn es vor Ort rumorte, rückte der Gauleiter persönlich an. 1936 erreichte er die Absetzung des Flensburger Bürgermeisters. Und einen reichsweit beachteten Kampf um seine Amtsautorität in der Provinz gewann Lohse, als er gegen den Reichswirtschaftsminister die Entlassung des Chefs der Landesbank exekutierte. Am 8. Mai 1945, als er durch „höhere Gewalt“, wie er später notiert, das Amt des Oberpräsidenten verliert, ist die Bilanz auch seiner politischen

schrittweise in die verbrecherische Politik verstrickten. Es sei in Erinnerung gerufen, daß in unserer Provinz das Verbrechen der Euthanasie, daß die Erfassung von Minderheiten als Voraussetzung ihrer Verfolgung, die Arierisierung jüdischen Besitzes bis hin zu Deportationen ohne die professionelle Arbeit des Öffentlichen Dienstes nicht möglich gewesen wären. Im übrigen: Genauso wenig, wie Lohse später über „seine“ Mitarbeiter klagen würde, behaupteten diese später Negatives von ihrem ehemaligen Chef. Im Gegenteil. Die *gemeinsame* Legende des Gauleiters und seiner Beamten war die der

Arbeit eindeutig: eine in vielerlei Hinsicht zerstörte Heimat. Lohses Rolle im Herrschaftsgefüge des NS-Staates ist nicht auffallend: Er hat immer funktioniert, vor allem als treuer Satrap des Führers, von dessen Macht alles abzuleiten war, was Lohse darstellte. Selbstherrlich-gewaltfreudiges Verhalten zum einen, delegierendes, formaljuristisch „korrektes“ Verwaltungshandeln sind die zwei Medaillen ein und derselben Erfolgskarriere im Nationalsozialismus. Lohse beherrschte die plumpen Kampfesformen, die 1933 zum Erfolg geführt hatten, aber der soziale Aufsteiger legte auch Wert darauf, von alten Eliten, vom professionellen Beamtentum anerkannt – und eben nicht nur gefürchtet – zu werden.

Im Sommer 1941, beim Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion, hatte Hitler ihn auf Vorschlag des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, eines Freundes von Lohse, zum Reichskommissar für das geplante „Reichskommissariat Ostland“ ernannt, das aus den besetzten baltischen Staaten und Weißrußland („Weißruthenien“) gebildet wurde. Als Chef der Zivilverwaltung über eine Region, die größer war als das heutige Deutschland, nahm Lohse seinen Sitz in Riga, behielt aber seine Funktionen in Schleswig-Holstein bei. Er leitete eine schlichte, hierarchische Aufsichtsverwaltung. Wie so oft im NS-Staat blieben Kompetenzen bewußt unklar und umstritten, hier vor allem die Frage nach der Polizeihochheit. Das ärgerte Lohse bis zum Ende, aber es würde ihn wie andere später vor Mordanklagen bewahren.

Mit ihrem Gauleiter waren sie in die Ferne gereist: unter den 1000 deutschen Behördenmitgliedern zahlreiche Fachkäfte und Alte Kämpfer aus Schleswig-Holstein. Lohse setzte auf seine Gefolgschaft. Allein zehn der 19 landratsähnlichen Gebietskommissare stammten aus seinem Gau, Spitzenkräfte der Zentrale auch. Mit von der Partie auch die späteren bundesrepublikanischen Landräte Alnor, Schröder und Matthiessen. Der „Kampfauftrag“ dieser Verwaltung: Die Region sollte nach Kräften für den Krieg ausgebeutet, für spätere „Umvolkungsmaßnahmen“ vorbereitet werden. Von Beginn an damit verwoben war die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“. Die statistische Bilanz des Völkermordes in dieser Region: Von mindestens 500000 im Reichskommissariat 1941 angetroffenen Juden lebten 1945 nach der Befreiung keine 10000 mehr. Und zigtausende deutscher „Reichsjuden“ – unter ihnen auch die verbliebenen schleswig-holsteinischen – waren hierher deportiert worden und hatten den gewaltsamen Tod gefunden.

Der Prozeß des Mordens verlief uniform: Erfassung, Entrechtung, Stigmatisierung durch Judensterne, Enteignung, Aussonderung

zur vorläufigen Zwangsarbeit, Einweisung in Gettos und immer wieder Massenerschießungen, in Weißrußland auch „Vergasungen“. Der Zivilverwaltung kam dabei immer eine koordinierende Rolle zu: Sie definierte und erfaßte Juden, sie errichtete die Gettos, sie wies Gettoinsassen der Zwangsarbeit zu, sie konfiszierte, ordnete, erfaßte und versandte die geraubten Vermögenswerte der jüdischen Bevölkerung, sie stellte Fuhrparks für Mordaktionen.

Ex-Gebietskommissar Gewecke aus Lauenburg stellte 1958 vor dem Staatsanwalt den Holocaust als Verwaltungsidyll dar: „Meine Dienststelle hatte selbstverständlich mit der ordnungsgemäßen (!) Beschlagnahme und Erfassung jüdischen Vermögens zu tun.“ Paradoxerweise aber brachten Angehörige der Zivilverwaltung später erfolgreich vor, daß sie wie auch ihr Vorgesetzter Lohse den Judenmord abgelehnt oder gar nach Kräften behindert und sogar „Widerstand“ geleistet hätten.

Es geht um das, was wir nur die „Lohse-Legende“ nennen können: Zwar ist belegbar, daß Lohse per Erlaß „die aktive Teilnahme von Amtsträgern der Ostverwaltung bei Exekutionen jeder Art“ verboten hat. – Aber: Nicht Unterbinden, sondern Raushalten war die Botschaft. Zeugenaussagen sprechen dafür, daß die Mordaktionen Lohse persönlich abstießen, auch belasteten. Im November 1941 mußte er sich seinem Minister gegenüber dafür rechtfertigen, eine Massenerschießung behindert zu haben. Lohse berichtete: „Ich habe die wilden Judenexekutionen in Libau untersagt, weil sie in der Art ihrer Durchführung nicht zu verantworten waren. Ich bitte mich zu unterrichten, ob . . . alle Juden im Ostland liquidiert werden sollen. Soll dies ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und wirtschaftliche Interessen . . . geschehen? Selbstverständlich ist die Reinigung des Ostlandes von Juden eine vordringliche Aufgabe; ihre Lösung muß aber mit den Notwendigkeiten der Kriegswirtschaft in Einklang gebracht werden.“ – Sollte also heißen: jüdische Arbeitskräfte nutzen und keine wilden, unordentlichen Erschießungen. In der eigentlichen Mordabsicht zeigte er keinen Dissens. Es bleibt bemerkenswert, daß ausgerechnet dieses Schreiben Lohse später so entlastete, daß niemals Anklage wegen seiner Rolle im Ostland erhoben wurde. Die lapidare Antwort erging am 18.12.1941: „Wirtschaftliche Belange sollen bei der Regelung des Problems grundsätzlich unberücksichtigt bleiben.“

Lohses Interventionen waren also nur halbherziger Natur. Der Reichskommissar wohnte einer Massenerschießung bei Riga bei, um sich ein „eigenes Bild“ zu machen. Sein Persönlicher Referent wollte „aus seinem Verhalten“ immerhin eine „Ablehnung dieser Maßnahmen“ abgelesen haben. Tatsächlich aber demonstrierte

Lohse Funktion: Er ordnete an, daß gegen Transporte jüdischer Todgeweihter aus dem Reich „keine Einwendungen mehr zu erheben“ wären.

Schließlich rügte ein Schreiben aus seinem Büro, daß die Wehrmacht Juden für Tätigkeiten heranzog, die auch andere Einheimische verrichten könnten, als „völlig instinktlose Einstellung zur Judenfrage.“ – Mit anderen Worten: Diese jüdischen Sklaven seien sofort zu töten. Zwiespältigkeit also löste der Judenmord aus bei dem Antisemiten Lohse, der aus einer Region (fast) ohne Juden stammte.

Im Ostland sah er sich mit realen Juden konfrontiert und erfuhr die Probleme der radikalen Konsequenzen seines Antisemitismus. Aber: Aufrufen zu irgendeiner Verhinderung konnte er sich nicht, nicht einmal zur Demission. Bemerkenswert ist aber eine glaubhafte Aussage des Lohse-Stellvertreters Burmeister. Er habe „die Judenvorgänge zunächst rein justizmäßig aufgefaßt und sie häufig zum Gegenstand von Besprechungen mit dem Leiter der Abteilung Justiz, Oberstaatsanwalt Richter, gemacht.“ Beide hätten analysiert, und das auch Lohse vorgetragen, daß man sich später wohl kaum „auf die formelle Nichtzuständigkeit in der Judenfrage“ berufen könne. Burmeister sei deshalb ausgerechnet auf Anordnung des Reichskommissars 1942 zweimal im Reichsjustizministerium vorstellig geworden. „Man habe ihm dort jedoch gesagt, daß diese Vorgänge nicht justitiabel seien und metajuristischen Charakter hätten.“

Das heißt, diese Spitzensatrapen waren sich ihrer Schuld – moralisch wie juristisch – voll bewußt. Mitten im Aufbau des 1000jährigen Reiches versuchten sie sich ausgerechnet im NS-Justizministerium rückzuversichern, daß ihnen später kein strafrechtlicher Vorwurf zu machen wäre! Vor der heranrückenden Front flieht Lohse im Herbst 1944 aus dem Reichskommissariat. Er wird Legenden bilden, aber niemals den Holocaust an sich leugnen. 1955 wird er schreiben: „Das größte Unglück ist und bleibt die Vernichtungsaktion, die uns jetzt in der Welt so viele Schwierigkeiten macht.“ Man hätte, „da die Juden nicht unsere einzigen Gegner waren, sehr viel langsamer und behutsamer vorgehen“ sollen. – Ein Abgrund!

Am 25. Mai 1945 nahmen ihn britische Soldaten fest. 1947 bis 1950 ermittelte die Kieler Staatsanwaltschaft gegen ihn. Gemessen an den Dimensionen des von Lohse mitverantworteten NS-Unrechts, verliefen die von einem einzigen Staatsanwalt betriebenen Recherchen erstaunlich chaotisch, hilflos und fehlerhaft. 1950 lautete das Ergebnis: Einstellung. Lediglich ein Spruchgericht in Bielefeld, ein von der Militärregierung eingesetztes Gericht, fällte 1948 ein ausdrücklich vorläufiges Urteil gegen

Lohse, und zwar aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Spitze der NSDAP und der Kenntnis von organisierten NS-Verbrechen. Das Urteil lautete auf die Höchststrafe von zehn Jahren Gefängnis und Vermögenseinzug. Aber bereits im Februar 1951 entließ man Lohse als „dauernd haftunfähig“ vorzeitig – und endgültig – in die Freiheit.

Nun, sechs Jahre nach Kriegsende, war er wieder im Land und verfolgte fortan drei Ziele: die juristische, soziale und historische Rehabilitierung. Er verfehlte alle drei Vorhaben. Aber er erlebte doch einen beachtenswert ruhigen Lebensabend: Neue Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Itzehoe aus den Jahren 1959 bis 1962 führten wieder nicht zur Anklage, und Lohse befaßte sich tatsächlich mit NS-Geschichte, brachte aber nur wenig zu Papier und veröffentlichte nichts. Das lag wohl auch daran, daß es ihm mißlingen mußte, den Massenmord an den europäischen Juden in ein positives Bild des Nationalsozialismus zu integrieren. Er war kein Intellektueller, aber auch nicht so beschränkt, wie manche behaupten. Er nahm Anläufe, aber er konnte schlicht nicht bruchlos zu seiner und Adolf Hitlers Geschichte stehen.

1951 beschäftigten Lohse zunächst finanzielle Sorgen: Der ehemalige Gauleiter bezog „Wohlfahrtsunterstützung“. Gut beraten von seinem Anwalt, beantragte er seine Entnazifizierung. Das wirkt verblüffend, war aber nicht ungeschickt: Die alliierten und die deutschen Stellen hatten längst jedes Interesse an der politischen Säuberung verloren. Man blickte wieder nach vorn. Die neue Mehrheit im Landtag hatte Schleswig-Holstein gerade das Beendigungsgesetz zur Entnazifizierung beschert. Allein drei Dutzend entlastende und lobende Einlassungen, „Persilscheine“, von ehemaligen Mitarbeitern, von Professoren, Wirtschaftsführern, kirchlichen Würdenträgern und Militärs brachte Lohse in das Verfahren ein.

Deren Bewertungen faßte der „Entnazifizierungshauptausschuß Kiel“ zusammen und übernahm sie auch noch: „Der Betroffene hat . . . daher einen Beweis seiner Beherrschung der Verwaltungskunst erbracht, wie sie nicht oft zu finden ist.“ Lohse habe sich „subjektiv und objektiv von den Maßnahmen einer übertriebenen Gewaltherrschaft distanziert.“ Deshalb sei der ehemalige Gauleiter „in die Gruppe der Belasteten (III)“ – und eben nicht in die Gruppen II und I der Schuldigen oder gar Hauptschuldigen – einzustufen und „die Höhe des Ruhegehalts als Oberpräsident a.D. auf 25%“ der Anwartschaft festzusetzen. Damit war Lohse entlastet und konnte sogar eine Pensionszahlung erwarten. Ohne Frage eine krasse Fehlentscheidung!

Nach langen Auseinandersetzungen in Medien und Landtag und juristischen Bewertungen bezog Lohse am Ende tatsächlich eine

öffentliche Rente. Das Land Schleswig-Holstein mußte ihn nachversichern.

Das verblüfft uns noch heute. Tatsächlich sind Straffreiheit und Versorgung Lohses ein pointierter Ausdruck eines beachtlichen gesellschaftlichen Integrationsprozesses, der mit der frühen „Vergangenheitspolitik“ der Bundesrepublik einsetzt: Die politische Entmachtung der NS-Eliten ging einher mit massiven Rehabilitationsangeboten an viele, die ihre Karrieren in der NS-Zeit gemacht oder fortgesetzt und sich dabei Schritt für Schritt verstrickt hatten. Gemeint waren etwa durch die „131er“ Versorgung oder gezielte Zurückhaltung der Strafjustiz normale Beamte, Offiziere, Juristen, Manager und Akademiker, Angehörige also der klassischen Mittel- und Oberschichten, deren Mitwirkung an Verbrechen rollenbedingt, arbeitsteilig und inzwischen völlig verdrängt war. Leute wie Lohse waren eigentlich nicht gemeint. Sie liefen sozusagen mit, da begrifflich und juristisch zwischen Verfehlungen eines NS-Oberpräsidenten oder Reichskommissars auf der einen und eines konservativen Regierungs- oder Gerichtspräsidenten auf der anderen Seite nicht unterschieden werden konnte. Bereits seit Jahren erhielt Lohse heimlich vom Verlag der Kieler Nachrichten das Tarifgehalt eines Redakteurs, weil Altverleger Heinrich ihm zu Dank verpflichtet war. Lohse „forschte“ in Bibliotheken und Privatarchive. Insbesondere gelang es ihm zusammen mit einem Kreis um den in Düsseldorf ungehelligt lebenden Ex-Gauleiter Florian, den zeitweisen Zugriff auf den Nachlaß des ehemaligen Leiters der Reichskanzlei, Hans Heinrich Lammers, zu erhalten. Dem gebrechlichen alten Herrn ordnete Lohse die tonnenschwere Hinterlassenschaft und durfte sich kopieren, was ihm wichtig schien.

Lohses privates Umfeld rekrutierte sich im Kern aus regionalen NS-Größen. Da ging's dann auch hin und wieder zur Sache. 1962 schreibt ihm nach einem Treffen sein Freund Claus Hans aus Kupfermühle und beklagt sich bitter darüber, daß „der Führer“ kritisiert worden sei. Das stehe keinem zu: „Etwas mehr Bescheidenheit wäre da wirklich am Platze!“ Es bedurfte mehrerer Briefe Lohses, bis dieser Herrenclub, in dem er noch als Gauleiter angesprochen wurde, wieder zusammentreten konnte. Das waren seine Freunde, aber nicht das gesellschaftliche Umfeld, das der ehemalige Oberpräsident sich wünschte. Bis zum Tod litt er daran, daß viele ihn mieden, obwohl sie mit ihm und durch ihn Karrieren gemacht hatten. Korrespondenzen folgen dem gleichen Modell: Lohse nimmt den Kontakt neu auf, erinnert an alte Gemeinsamkeiten, schlägt Treffen vor – und handelt sich ihn verletzende Körbe bei jenen ein, die ihn doch dereinst so schätzten. Sie blickten wieder nach vorn, Lohse störte da nur.

Ein Beispiel: Weihnachten 1963 schreibt Lohse an Landrat Peter Matthießen in Itzehoe, seinen Landrat, wenige Kilometer vom Wohnort entfernt. Matthießen hatte in Riga, was sich dann aber zerschlug, sogar Lohses Persönlicher Referent werden sollen. „Eine persönliche Angelegenheit zwingt mich, Ihnen zu schreiben, was ich sonst ganz zweifellos unterlassen hätte, da ja auch Sie, als der hier im Heimatkreis Zugezogene, es nicht für nötig hielten, Ihren früheren Vorgesetzten, dem Sie in ihrer Laufbahn einiges zu danken haben, gelegentlich bei einer Durchfahrt einmal zu besuchen und nach langen und schweren Jahren, die wir wohl beide durchgemacht haben, kurz guten Tag zu sagen. Zu Ihrer Beruhigung oder gar vermeintlichen Rechtfertigung für Ihr Verhalten kann ich Ihnen aber sagen, daß Sie nicht der einzige einstiger Mitarbeiter und Untergebener sind, die sich so benehmen und ihren ehemaligen Chef, der ihnen alles in allem nur Gutes und in ihrer Laufbahn jede erdenkliche Förderung erwiesen hat, . . . seelenruhig seinem schweren Schicksal überlassen und froh sind, wenn sie von ihm nicht sehen und hören und von ihm nicht belästigt oder gar gestört werden.“ Diesen verbitterten Angriff weist der Landrat „Mit verbindlicher Begrüßung“ kühl zurück: „... Ihre an meine Adresse gerichteten Vorwürfe gehen indes fehl, weil ich sicher nicht dem vorbezeichneten Personenkreis zugeordnet werden kann... Ich habe im übrigen für mein damaliges Tätigsein, das insgesamt nur etwa 3/4 Jahr Landratszeit umschloß, in einer überaus schweren 9jährigen sowjetischen Kriegsgefangenschaft teuer bezahlen müssen. Daß daher mein Sinn nach meiner 1954 erfolgten Heimkehr nicht mehr auf das Vergangene gerichtet war, dürfte verständlich sein.“

Andere wieder hochgestellte Persönlichkeiten waren in nicht ganz so komfortabler Lage und mußten sich zeitweise auf ihren ehemaligen Reichskommissar einlassen, jene nämlich, die die Vergangenheit in Form von Strafermittlungen oder Disziplinarverfahren einholte. Zum Beispiel Dr. Otto Bräutigam aus dem Ostministerium, jetzt Leiter der Ostabteilung des Auswärtigen Amtes, Dr. Erhard Wetzels, Judenreferent im Ostministerium, jetzt Amtsgerichtsrat in Hannover, und schließlich Prof. Dr. Friedrich Karl Vialon, in Riga Chef der Finanzabteilung, jetzt Staatssekretär in Bonn. Man hielt ihnen peinliche Dokumente des Massenmordes vor, etwa jenen Schriftverkehr mit Lohse, der oben zitiert wird. Straf- und dienstrechtlich passierte ihnen am Ende (fast) nichts. Nur Bräutigam wurde abgeschoben, auf den Botschafterposten in Hongkong. Während der Ermittlungen hatten sie Schutzbehauptungen mit Lohse verabredet. Dabei stießen sie auf verständige und uninformierte Staatsanwälte, die ihnen fast alles glaubten oder glauben wollten.

Und Rentner Lohse, der dem Justizapparat längst offensiv und selbstbewußt begegnete, konnte in Itzehoe allen Ernstes wiederholen, ihm sei es zuzuschreiben, „daß bei seinem Ausscheiden im August 1944 noch viele tausend Juden am Leben und tätig waren.“

Als wenn bei Mordermittlungen die Überlebenden und nicht die Ermordeten zählten.

Diese „Netzwerke der Vertuscher“ funktionierten, übrigens bis in die Gesetzgebung und Strafrechtsreform hinein. Aber: Die sozialen Gruppen jener, die wieder erfolgreich nach vorn blicken konnten und jener, die rückwärtsgewandt lebten, blieben deutlich voneinander geschieden: Die Vialons und Bräutigams waren in schlimmste Verbrechen verstrickt, aber reüssierten beruflich; das galt auch für einige schleswig-holsteinische Landräte, die Post von Lohse nicht mehr wünschten. Die Schatten der Vergangenheit, die störten nur. Und: Die ungeheuren, unbestreitbaren Verbrechen, sie delegitimierten nicht nur eigene Lebenswege, sie bargen auch den Keim des Dauerzwistes, der Schuldzuweisungen wie Legendenbildungen innerhalb der Gruppen der Ehemaligen in sich.

Ulrich Herbert hat verschiedentlich Hinweise auf die Nachkriegserwartungen jener NS-Elitenangehörigen geliefert, die nicht wie einige Gauleiter, Polizeichefs oder Generale in den ersten Nachkriegswochen das Leben gewaltsam verloren oder es sich nahmen: Leuten wie Werner Best und anderen, zumeist Akademikern, die mit eigenem rechtsextremen Weltbild versehen im Nationalsozialismus an führender Stelle gewirkt hatten, gelang ab 1950 in der Bundesrepublik die „Rückkehr in die Bürgerlichkeit“: Politisch auf alle Zeiten entmachtet, wurden sie im Gegenzug sozial und wirtschaftlich wieder voll integriert, sie arbeiteten wieder, teilweise sehr erfolgreich. Sie starben in Wohlstand und bürgerlichem Ansehen.

Der soziale Aufsteiger Lohse dagegen repräsentierte einen anderen Typus: Zwar auf die gesellschaftlichen Oberschichten ausgerichtet, aber nie wirklich dazugehörend, war und blieb Lohse immer ein Mann der NS-Bewegung: Nach der Enttäuschung des Ersten Weltkriegs lebte er zunächst im völkischen Abseits, wuchs und wurde mächtig mit der Hitler-Bewegung, ging mit ihr auch unter: Es verblieb ihm das soziale Umfeld jener, die noch Jahrzehnte später über Führerfehler stritten, aber von den gesellschaftlichen Eliten längst wieder gemieden wurden. Ein armseliger Lebensabend also.

Hinrich Lohse starb am 25.2.1964 in Mühlenbarbek. Als politischer Landsknecht, dessen einzige wirkliche Qualifikation die Treue zum Führer gewesen war, hatte er keine Chance mehr im Zivilleben nach 1945 wahrnehmen können.

Anmerkungen:

- 1 Literatur zum persönlichen und politischen Werdegang Lohses: Klaus Bästlein, Das „Reichskommissariat Ostland“ unter schleswig-holsteinischer Verwaltung und die Vernichtung der europäischen Juden, in: Beirat für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein und Pressestelle der Landesregierung Schleswig-Holstein (Hrsg.), 50 Jahre nach den Judenpogromen, Kiel 1989, S. 65–85; Uwe Danker, „Wir subventionieren die Mörder der Demokratie.“ Das Tauziehen um die Altersversorgung von Gauleiter und Oberpräsident Hinrich Lohse in den Jahren 1951 bis 1958, in: Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Band 120, Neumünster 1995, S. 173–200; derselbe, Die drei Leben des Hinrich Lohse, in: Demokratische Geschichte, Jahrbuch für Schleswig-Holstein 11, Malente 1998, S. 105–114; derselbe, Hinrich Lohse: NSDAP-Gauleiter, Oberpräsident, Reichskommissar, Rentner, in: Ende und Anfang im Mai 1945, Das Journal zur Ausstellung, hrsg. von der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Schleswig-Holstein, Kiel 1995, S. 91–97; derselbe, Der gescheiterte Versuch, die Legende der „sauberen“ Zivilverwaltung zu entzaubern. Staatsanwaltschaftliche Komplexermittlungen zum Holocaust im „Reichskommissariat Ostland“ bis 1971, in: Robert Bohn (Hrsg.), Die deutsche Herrschaft in den „germanischen“ Ländern 1940–1945, Stuttgart 1997, S. 159–186; derselbe, Oberpräsidium und NSDAP-Gauleitung in Personalunion: Hinrich Lohse, in: Gegenwartsfragen 79, hrsg. von der Landeszentrale für Politische Bildung, Kiel 1996, S. 23–44. Weitere Hinweise finden sich bei Rudolf Rietzler, „Kampf in der Nordmark“ Das Aufkommen des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein, Neumünster 1982; Peter Hüttenberger, Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP, Stuttgart 1969; Erich Hoffmann, Peter Wulf (Hrsg.), Wir bauen das Reich. Aufstieg und erste Herrschaftsjahre des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein, Neumünster 1983, hier insbesondere Kurt Jürgensen, Die Gleichschaltung der Provinzialverwaltung. Ein Beitrag zur Durchsetzung der nationalsozialistischen Herrschaft in Schleswig-Holstein 1932–1934, 393–422; Urs J. Diederichs, Haus Hermann Wiebe (Hrsg.), Schleswig-Holstein unter dem Hakenkreuz, Segeberg 1985; Erich Hoffmann, Die Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft für Schleswig-Holstein, in: Flensburg in der Zeit des Nationalsozialismus, zusammengestellt von Dieter Pust, (Kleine Reihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Heft 10), Flensburg 1984, 49–82. Exakte Zitatnachweise und Verweise auf archivalische Bestände finden sich in den aufgelisteten Publikationen des Autors.

Johannes Gravert †

Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmarmarsch

Von

Helga Butschalowsky (Glückstadt)

Mit der Genealogie unserer beiden Marschen und den anliegenden Gebieten hat Herr Joh. Gravert sich einen großen Verdienst erworben. Es ist nahezu ein einmaliges Werk, das in mühevoller Kleinstarbeit entstanden ist.

300 Jahre Familienforschung heißt, sich mit den Eintragungen in den Kirchenbüchern auseinanderzusetzen, selbst die Schuld- und Pfandprotokolle wurden herangezogen; und das bedeutet, je weiter man zurückgreift, desto schwieriger ist es, die Texte zu lesen.

Es wurden 1270 Wohnstellen erfaßt, die in einer übersichtlichen Form und für jeden Interessenten leicht zu überschauen sind. So ist es den Bewohnern dieser Gegend möglich, etwa zehn bis zwölf Generationen zurückzuverfolgen.

Herr Gravert hat als Rentner, nachdem er seinen Hof seinem Sohn übergeben hatte, damit angefangen, seine eigene Ahnentafel aufzustellen. Später fing er damit an, auch für seine Freunde, Nachbarn und Bekannten die Besitzfolge ihrer Höfe sowie ihre Stamm- und Ahnentafeln zu erforschen. Das Interesse und Verständnis war so groß, daß es ihn ermutigte, weitere Kreise zu ziehen, bis es zu diesem großen Werk über 790 Seiten kam.

Zwölf Jahre, bis zu seinem 78. Lebensjahr, hat er daran gearbeitet. Er hat das vollendete Buch selbst nicht mehr erleben können, es wurde dann von Pastor Emil Holst, Barmstedt, und Theodor Ahsbahs, Hamburg, druckfertig dem Verlag übergeben. Beide Mitarbeiter haben sich ebenfalls verdient gemacht, da jeder für sich einen Teilbezirk bearbeitet hat.

Es war in meiner Jugendzeit das meistgelesene Buch in dieser Gegend. Man nannte es spaßeshalber auch das Heiratsbuch. Befaßt man sich eingehender mit dem Inhalt, so erfährt man zwischen den Zeilen vieles darüber, wie unsere Vorfahren in dieser Gegend gelebt haben. Der fruchtbare Marschboden hat manche über Hunger und Not hinweggeholfen, doch hart war das Leben.

Der 30jährige Krieg hinterließ eine verbrannte Erde, erst danach begann eine neue Besiedelung der Marschen. Viele Flüchtlinge kamen zurück, und dabei fällt auf, daß viele Namen holländischen

Ursprungs sind. Der Aufbau muß schnell vorangegangen sein, denn bald werden wieder ganze Dörfer genannt. Zwei schöne Bauernhäuser aus dieser Frühzeit sind im Freilichtmuseum Molfsee bei Kiel erhalten geblieben: der Heydenreichsche Hof aus Herzhorn, gebaut 1698, und der von-Drathens-Hof aus Kollmar. Durch weitere Kriegseignisse wurden immer wieder Bauernhäuser in Brand gesetzt. Waren die Bewohner nicht bereit, genügend Lebensmittel oder Wertsachen abzugeben, dann wurde ihnen das Dach über dem Kopf angezündet.

In solchen Zeiten war die Landbevölkerung schutzlos den Übergriffen ausgesetzt. Auffällig sind die hohen Sterberaten, Geburt und Tod lagen nahe beieinander. Dadurch fand ein häufiger Besitzerwechsel statt.

Man war in den Marschen darauf bedacht, untereinander zu bleiben. Fremde hatten es schwer, angenommen zu werden. Es wurde kreuz und quer durch die Familien geheiratet, teils, um den Besitz zu vergrößern und auch, um die weichenden Erben abzufinden. Einige Pastoren oder Behörden verweigerten daher Blutsverwandten, eine Ehe einzugehen. Selbst die Vieh- und Pferdezüchter kamen erst spät darauf, daß es auch bei Menschen eine Inzucht gab.

Auffällig sind die Auswanderungen nach Übersee. In der Mitte des 19. Jahrhunderts ging es der Landwirtschaft nicht gut, da die Erzeugnisse schlecht bezahlt wurden. Es war wohl der Grund, daß man sein Glück in der Fremde suchte.

Die neue Zeit hat viele Veränderungen in den Familien und den Dörfern gebracht, so kam das Buch von Herrn Gravert gerade noch zur rechten Zeit, um die alte Tradition würdig in Erinnerung zu behalten.

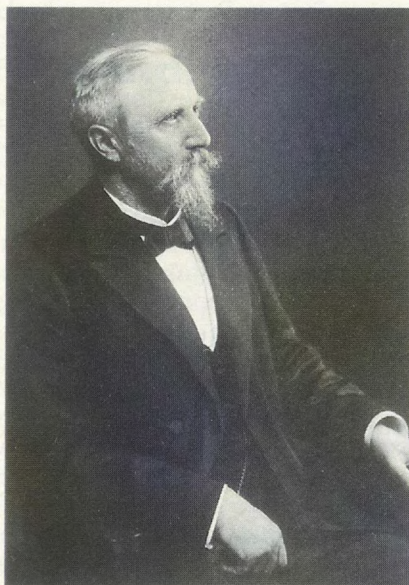
Dr. h. c. Thieß Hinrich Engelbrecht (1853 bis 1934)

Landwirt, Wissenschaftler und Politiker

Von
Esther Fröbe (Itzehoe)

Wenn das diesjährige Jahrbuch für den Kreis Steinburg besondere Persönlichkeiten würdigt, so ist eine Erinnerung an das Leben und Wirken von Thieß Hinrich Engelbrecht, der am 6. Oktober 1853 auf dem elterlichen Marschhof Obendeich bei Glückstadt geboren wurde, herausragend zu nennen. Er war – nach dem Besuch des Gymnasiums in Glückstadt, praktischer Landwirtschaftslehre in Dithmarschen und Studium in Leipzig und Straßburg, wo sein Interesse besonders der nationalökonomischen Wissenschaft gewidmet war, – nicht nur zunächst auf dem großen elterlichen Marschhof tätig, sondern erweiterte seinen Horizont ab 1880 in Nordamerika. Engelbrecht pachtete eine Farm nahe Sioux City (Iowa). Mit gründlichen geographischen Kenntnissen vorbereitet und Reisen in Nordamerika von Ost nach West und im Norden von Kanada bis zum Golf von Mexiko, forschte er über die verschiedenen Einflüsse der Bevölkerungsdichte auf die Landwirtschaft und die klimatische Bedingtheit der Agrikultur.

1885 in die schleswig-holsteinische Heimat zurückgekehrt, bewirtschaftete er wieder den vom Vater übernommenen Hof Obendeich. Das wurde dann auch die Zeit, wo seine Tätigkeit in und für die Öffentlichkeit begann. So gründete Engelbrecht 1886 den Viehzuchtverein für die holsteinische Elbmarsch und führte in ihm viele Jahre den Vorsitz. Der Verein beschickte erfolgreich die Wanderschauen in Bremen und Königsberg. Von 1889 an war er 30 Jahre lang Mitglied des Kreisausschusses des Kreises Steinburg und hat sich hier besonders für den Bau von Chausseen eingesetzt, um die Marschen mehr dem Verkehr zu erschließen. Ebenso galt sein Engagement der Marschenbahn der Westküste, um auch Glückstadt anzuschließen. Thieß Engelbrecht gehörte bereits seit 1893 dem preußischen Landeseisenbahnrat an sowie der ständigen Tarifkommission der deutschen Eisenbahnen. Infolge seines öffentlichen Wirkens wurde Thieß Engelbrecht bereits 1895 als Freikonservativer Abgeordneter in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt und später, 1914, sogar in das Preußische Herrenhaus berufen. Die ihm verbliebene freie Zeit bei



Dr. h. c. Thieß Hinrich Engelbrecht

seinen häufigen Berlinaufenthalten nutzte er für seine Forschungen in den Bibliotheken. In diese Zeit fallen auch seine ersten größeren wissenschaftlichen Werke, so das dreibändige mit vielen Landkarten versehene Werk über die Landbauzonen der außertropischen Länder, als zweites ein Kartenwerk über Schleswig-Holstein. Auch in den Londoner Bibliotheken hat er seine wissenschaftlichen Studien fortgesetzt. Aus seiner vielfachen öffentlichen Tätigkeit sei erwähnt, daß er seit 1894 dem Direktorium des Landwirtschaftlichen Generalsvereins in Kiel angehörte sowie dem Vorstand der Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftskammer nach deren Gründung unter

Hans-Caspar Graf zu Rantzau, mit dem ihn ein enges freundschaftliches Verhältnis verband.

Seit 1899 nahm er auch an den Sitzungen des Preußischen Ökonomie-Kollegiums und des deutschen Landwirtschaftsrates teil. Im Herbst 1900 wurde er in den Vorstand der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft gewählt und richtete es regelmäßig ein, an den großen Schauen im Sommer teilzunehmen, um so Kontakt zu den Landwirten im ganzen Deutschen Reich zu pflegen.

Die wichtigen Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit wurden bereits 1911 von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau mit der Verleihung der Doktorwürde eines „Dr. h. c. phil.“ gewürdigt, es folgte dann 1921 auch eine zweite Doktorwürde von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Kiel und zuletzt am 6. Oktober 1923 zu seinem 70. Geburtstag von der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin die eines Doktors der Landwirtschaft.

Namhafte Wissenschaftler und Freunde von Thieß Hinrich Engelbrecht taten sich zusammen, um zu seinem 70. Geburtstag, als sich der hochangesehene, stets bescheiden gebliebene Landwirt und Forscher schon weitgehend in die Stille seines Hofes zurückgezogen hatte, die wesentlichen Reden und Beiträge von Engelbrecht im Abgeordnetenhaus, im deutschen Landwirtschaftsrat und im Preußischen Ökonomie-Kollegium sowie sonstige Ab-

handlungen und Aufsätze in Fachzeitschriften und Zeitungen als Festgabe herauszubringen. Den Beiträgen in diesem wertvollen Dokument durfte auch der Chronist entnehmen, mit welchem vielseitigen Interesse Thieß Engelbrecht sich allen Problemen gestellt hat.

Mit sozialem Engagement hat er sich für den Erhalt der bäuerlichen Familienbetriebe eingesetzt, die Wichtigkeit unterstrichen, daß die kleinen und mittleren Betriebe maschinell gut ausgestattet werden müßten, um gegenüber dem Großgrundbesitz, der mit ausländischen Arbeitskräften und großem Maschinenpark im Vorteil sei, bestehen zu können. Gerade im Zeichen der Industrialisierung sei das Bauerntum der „Jungbrunnen“ für die Städte. Ferner setzte er sich sehr für den Ausbau der landwirtschaftlichen Winter Schulen ein, um das Fachwissen der jungen Landwirte zu fördern. Dies mögen nur einige Beispiele sein.

Das hohe Ansehen Thieß Engelbrechts war nicht zuletzt auch in seinem bescheidenen Wesen begründet, er galt als aufgeschlossen, taktvoll, von vornehmen, verbindlichen Umgangsformen und hat bis zuletzt in der Stille seines Hofes, verständnisvoll von seiner lieben Frau unterstützt, gearbeitet.

Da die Ehe jedoch kinderlos geblieben war, adoptierte er seinen Neffen. Ernst Engelbrecht-Greve, der – leider früh verstorben – vielen noch gut bekannt ist, war jedoch mehr als ein Adoptivsohn. Er wandelte ganz in den Fußstapfen des Onkels, in Wesen und Arbeitsintensität wie auch in seinem öffentlichen Wirken: im Bundestag, Europaparlament und als schleswig-holsteinischer Landwirtschaftsminister. So sei nicht zuletzt erwähnt, daß auch Ernst Engelbrecht-Greve für seine Verdienste um die Landwirtschaft, insbesondere den Küstenschutz und in der Agrarsozialen Gesellschaft, deren Vorsitzender er war, nach seinem Ausscheiden 1975 die Ehrendoktorwürde der Agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Kiel verliehen bekam.

Dr. h. c. Thieß Hinrich Engelbrecht verstarb am 18. Oktober 1939 und fand seine letzte Ruhestätte auf seinem Hof Obendeich bei Glückstadt.

Rückkehr in die offene Landschaft

Kleine Helmut-Heißenbüttel-Skizze störabwärts

Von
Klaus Ramm (Bardüttingdorf)

„Nach vierundzwanzig Jahren als Rundfunkredakteur in Stuttgart hatte ich nach meiner Pensionierung Lust, in das ganz flache Marschland zurückzukehren“ – so einfach begründete Helmut Heißenbüttel seinen Entschluß, im Herbst 1981 aus der Donizetti-straße in Stuttgart-Botnang in die Dorfstraße nach Borsfleth zu ziehen. An dem alten Fachwerkhaus, die Klöntür heute nur wenige Schritte von seinem Grab, erinnert inzwischen eine nüchtern klare Gedenktafel an ihn, als sei da direkt auf die weiße Wand geschrieben: „Er gehörte mit seinem literarischen und essayistischen Werk zu den wichtigsten Autoren der neuen deutschen Literatur.“ Nach mehreren Schlaganfällen seit 1990 ist Helmut Heißenbüttel am 19. September 1996 im Glückstädter Krankenhaus gestorben.

Geboren wurde er am 21. Juni 1921 in Rüstringen, das heute zu Wilhelmshaven gehört; manchmal hat er darüber berichtet, wie sein Vater, ein Gerichtsvollzieher, der gelegentlich Feuilletons für eine Zeitung geschrieben hatte, seine obsessive Leselust geweckt hat. Aufgewachsen und zur Schule gegangen ist Heißenbüttel in Papenburg, im flachen Land an der Ems. 1941 mußte er vom Gymnasium direkt in den Krieg; nach einigen Monaten kam er schwer verwundet aus Rußland von der Front zurück und begann in Dresden Architektur zu studieren, in den letzten Kriegsjahren dann in Leipzig Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie und Psychologie. Nach Kriegsende kehrte er zur Fortsetzung des Studiums nach Norddeutschland zurück, nach Hamburg, das wohl zeitlebens sein wichtigster Bezugspunkt geblieben ist.

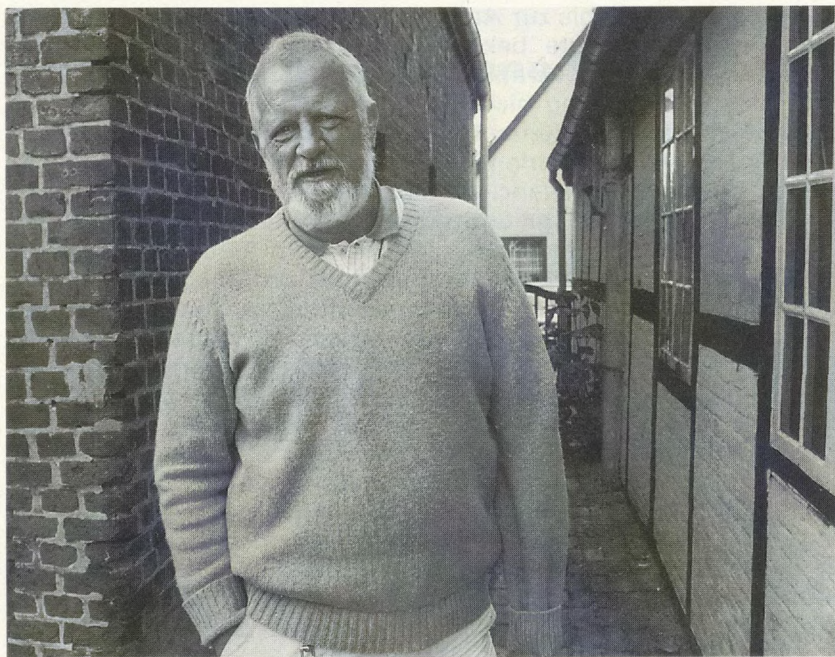
Auf einer Tagung der Gruppe 47 wurde er 1955 von Hans-Georg Brenner als Lektor (und Werbeleiter) in den Hamburger Claassen-Verlag engagiert. 1957 holte ihn Alfred Andersch zum Süddeutschen Rundfunk nach Stuttgart; zunächst löste er Hans-Magnus Enzensberger als redaktioneller Mitarbeiter ab, am 1. Januar 1959 dann wurde er Nachfolger von Andersch als Leiter der Redaktion des heute legendären Abendprogramms *Radio-Essay*, in der Heißenbüttel bis zu seiner Pensionierung wohl an die zweitausend Sendungen initiierte und betreute, von der Buchkritik bis zum *Studio für neue Literatur*, vom Rundfunkessay bis zum Hör-

spiel, vom Feature bis zur *Autoren-Musik*. Im Laufe der Zeit hat er eine Reihe von heute bekannten Autoren entdeckt, großzügig gefördert, an Verlage vermittelt. „Mit Heißenbüttels Pensionierung im Sommer 1981 ging nicht nur in Stuttgart eine Ära zu Ende“, heißt es in einer Dokumentation des Süddeutschen Rundfunks, denn in der kommerzorientierten Rundfunklandschaft von heute wurde dieses wohl avancierteste, lebendigste und neugierigste Forum zur Diskussion und Präsentation von Literatur nach Heißenbüttels Weggang zwangsläufig vom Sender eingestellt. Heißenbüttel kehrte abermals – und jetzt endgültig – nach Norddeutschland zurück, nach Holstein an die Stör, „weil die Marsch die Landschaft meiner Kindheit war und die Schönheit einer Landschaft für mich immer damit zusammenhing, daß die Landschaft flach war“.

„Lob West-Schleswig-Holsteins

immer wenn ich morgens mit dem Bus nach Glückstadt fahre
immer wenn ich auf der Bahnfahrt zwischen Pinneberg und Glückstadt nach links aus dem Fenster blicke
immer wenn ich das flache Land sehe
den Horizont aus Büschen Bäumen einzelnen Dächern manchmal
Kuhrücken
den Himmel der bunter ist als anderswo und mehr Wolken hat als
anderswo
den Rundblick der mir alles darbietet
der die Verhältnisse offen erscheinen läßt
nicht von sogenannten Schönheiten verstellt
der nichts verbirgt und das Wirkliche wirklich erscheinen läßt
Haseldorfer Marsch Kremper Marsch Wilster Marsch bis hinauf
zur Eiderstedter Marsch und Niebüll
öffnet sich
öffnet sich
öffnet sich
mein Gefühl meine Empfindung mein Herz
segle ich davon im Wind des Gefühls der Empfindung
im Wind des Herzens
und ich erinnere mich an die Heimreisen während des Krieges
wenn sich nach Hannover wo es flach wurde der Gedanke bildete
jetzt wird es schön“

Dieses kleine Gedicht war nach einer großen Rede des Ministerpräsidenten Björn Engholm und einer eindringlichen Laudatio von Günter Kunert die lapidare Dankesrede Heißenbüttels, als er 1990 im Kieler Schloß den Kunstpreis des Landes Schleswig-Holstein



Helmut Heißenbüttel an seinem Haus in Borsfleth (1983).
Foto: Renate von Mangold

erhielt. Seine erste Auszeichnung war – wie könnte es anders sein – das Stipendium der Stadt Hamburg zum Lessing-Preis 1956 gewesen, seine letzte war 37 Jahre nach diesem frühen „Trostpreis“, wie Heißenbüttel sagte, dann folgerichtig der große Literaturpreis Hamburgs, der Alexander-Zinn-Preis. Den wichtigsten deutschen Literaturpreis, den Georg-Büchner-Preis, erhielt Heißenbüttel 1969 und danach noch eine Reihe bedeutender Auszeichnungen wie etwa den Hörspielpreis der Kriegsblinden (1970), das Bundesverdienstkreuz (1979), den Literaturpreis der Stadt Köln (1984) oder den Österreichischen Staatspreis für europäische Literatur (1990). Er war Mitglied der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, leitete zeitweilig die Literaturklasse der Berliner Akademie der Künste, gehörte der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Mainz an sowie den Freien Akademien der Künste in Mannheim und natürlich in Hamburg; er war Mitbegründer des Bielefelder Colloquiums Neue Poesie. Schon wenn ich nur diese wenigen ausgewählten Daten so trocken aufzähle, kann ich mich schwer damit abfinden, daß dem außerordentlichen Ansehen Heißenbüttels quer durch die Reihen

der rivalisierenden literarischen Strömungen und Gruppierungen der Nachkriegszeit hindurch kein auch nur andeutungsweise vergleichbarer Verkaufserfolg auf dem Buchmarkt gegenübersteht. Er hat rund fünf Dutzend Bücher in den größten wie auch den kleinsten Verlagen veröffentlicht, vom bibliophilen Druck bis zum Taschenbuch. Er nannte seine literarischen Texte Texte, Gedichte, Gedichtgedichte, Gelegenheitsgedichte, Klappentexte, Hörtexte, Hörspiele, Radiocollagen, Dialoge, Projekte, Quasiroman, mehr oder weniger Geschichten, Erzählungen, Novellen, Märchen, Legenden, Phantasien, Totengespräche, Totentage, Landschaften und sogar Herbst. Er schrieb für Tages- und Wochenzeitungen, für Zeitschriften, Kataloge, Programmhefte, für Jahrbücher, Sammelwerke, Anthologien. Er schrieb Vor- und Nachworte. Er schrieb hunderte von Rezensionen. Er schrieb Essays und Aufsätze zur Literatur von der Bibel bis Bert Papenfuß, von Homer bis Magdalen Nabb. Er schrieb über Literaturtheorie, Poetik, Sprachphilosophie, Sprachwissenschaft. Er schrieb über Bildende Kunst, Fotografie, Film. Er verheimlichte, daß er selber Bilder machte, bis er sie zu seinem 75. Geburtstag widerstrebend nach Hamburg in eine große Ausstellung gab. Er schrieb über Musik und Schallplatten von Georg Friedrich Händel bis zu Cecil Taylor oder Pink Floyd. Er war selber ein exzessiver Schallplattensammler. Er schrieb über Wissenschaft, Philosophie, Soziologie, Psychologie. Er schrieb natürlich über den Rundfunk und die Massenmedien. Er schrieb: „Wenn man versucht, soetwas wie eine Person durch Gerede, durch Sprachfloskeln, Sprachphrasen herzustellen, zu summieren, zu konstruieren, so gibt es Grade der Deutlichkeit beziehungsweise der Undeutlichkeit. Was gezeigt werden kann, ist die Anonymität, in der dennoch die Person bleibt, die man so, mit mehr oder weniger zufälligen Sätzen, umkreist. Was gezeigt werden kann, ist die Einsicht, daß man, wie viel man auch immer sagt, nicht weiß, ob man überhaupt etwas Bezeichnendes gesagt hat.“

Obwohl er von denjenigen Autoren und Kritikern, die sich den Konventionen des Main-Streams auf dem Buchmarkt schon bald angepaßt hatten, bisweilen natürlich heftig attackiert wurde, steht Heißenbüttel mit seinem literarischen Werk und seiner programmatisch offenen Theorie – wie kaum ein anderer Autor der Gegenwart – für den Anschluß der deutschen Nachkriegsliteratur an die avancierte Weltliteratur, an die Traditionen und Verfahren der europäischen und amerikanischen Moderne – über die Grenzen zwischen Literatur, Musik und Bildenden Künsten hinaus. „Kaum ein anderer Autor von Literatur oder Essays hat uns mehr mitgeteilt und mehr beigebracht über die Kunst mit Sprache“, so beschrieb Christina Weiss, Hamburgs Kultursenatorin, zu Heißen-

büttels 75. Geburtstag auch meine Erfahrung mit seinem Werk (seit er mich um 1957 im Deutschunterricht bei Dr. Kurt Strasse an der Kaiser-Karl-Schule zu faszinieren begann), „Heißenbüttel hat uns die frühen Texte der Moderne, die hierzulande durch das Kulturverdikt der Nazis verborgen bleiben sollten, lesen gelehrt. Helmut Heißenbüttels Aufsätze und Funkessays waren seit den sechziger Jahren fesselnde Plädoyers für ein neues, kritisches und lustvolles Verstehen von Sprache und Literatur. Er hat uns, die wir in den sechziger und frühen siebziger Jahren neugierig waren auf die Literatur, die uns eine neue Lesart der Welt vermitteln könnte, die Namen genannt, an denen wir uns entlang lesen konnten. Er hat uns beigebracht, daß es Gertrude Stein gab, daß die Texte von Carl Einstein, Paul van Ostaijen und vielen anderen uns Wegweiser in ein befreites Denken sein konnten. Er hat uns klargemacht, daß die Sprache, die wir verwenden, das Koordinatensystem unseres Denkens ist, daß wir, wenn wir unser Denken verändern wollen, mit der Sprache an unserer Sprache arbeiten müssen.“

Wie sollten wir uns also einem Dichter anders nähern als über die Sprache: die Sprache als „Koordinatensystem unseres Denkens“, darüber hinaus aber die verlockende ungehemmte Lust an der Sprache und zugleich die nahezu zwanghafte Abhängigkeit von ihr, denn alles, was wir wahrnehmen, empfinden, erfahren, müssen wir ja immer erst sprachlich formulieren, damit es uns überhaupt zu Bewußtsein kommt. So mischt sich die Sprache mit ihren grammatikalischen Ordnungen und Vorschriften ebenso wie mit den über Generationen hinweg in den Wörtern gespeicherten Bedeutungen und Mehrdeutigkeiten unablässig in unsere ureigene Weltwahrnehmung hinein und bestimmt unbewußt selbst das allerpersönlichste Erleben mit. Deshalb hat Heißenbüttel immer wieder daran erinnert, daß Literatur oder Poesie nicht aus Vorstellungen, Meinungen, Aussagen oder Thesen besteht, sondern aus Sprache; daß Literatur nicht vorbestimmte Inhalte oder Botschaften zu vermitteln hat, sondern es mit nichts anderem als mit der Sprache zu tun hat. Deshalb setzte er im Schreiben wie im Lesen von Literatur darauf, der Sprache immer von neuem auf die Spur zu kommen, der Sprache ohne vorgefaßte Meinung bis ins Unbekannte nachzugehen, bis die Sprache plötzlich keinerlei Halt mehr gibt. Daher klingen die Titel seiner ersten beiden Gedichtbände, *Kombinationen* (1954) und *Topographien* (1956), ganz anders als die der berühmten Gedichtbände der fünfziger Jahre wie etwa *Botschaften des Regens* (von Günther Eich) oder *Anrufung des großen Bären* (von Ingeborg Bachmann). Die *Kombinationen* und *Topographien* führen einerseits nahezu musterhaft die Metaphorik der lyrischen Moderne vor, andererseits demon-

strieren Texte und Titel wie *Bruchstücke 1–4*, *Abendrufer-Variationen*, *Einfache Sätze* oder *Vokabeln*, wie sich an Bruchstücken von Sätzen, an simplen Vokabelreihen plötzlich unkontrollierbare Bildreize entzünden können, wie der klappernden Mechanik des grammatischen Regelwerks ein Reichtum an Poesie abzugewinnen ist: „Alles, was sagbar ist, kann literarisch verstanden werden.“

Noch weiträumiger als die ersten Bände angelegt, methodisch viel weiter ausdifferenziert, nicht weniger sinnlich und durchsetzt von einem lakonischen Sinn für Witz und Komik ist dann die Serie der *Textbücher 1–6*, die zwischen 1960 und 1967 in sechs großformatigen, typographisch sorgfältig eingerichteten Einzeldrucken erschienen. Mit ihnen konnte Heißenbüttel in den sechziger Jahren noch eine literarisch neugierige Öffentlichkeit erreichen, wie es sie heute nicht mehr gibt: „jene sechziger Jahre, die vielleicht einmal mit einigem Recht die goldenen genannt werden können, weil in ihnen die Freizügigkeit am größten war, weil in ihnen die Chance gegeben schien, daß die literarisch-künstlerische Alternative in eine politische umgewandelt werden könnte. Was ein Irrtum war.“

Die Texte der *Textbücher* – der Titel sollte auch die traditionelle Unterscheidung von Prosa und Poesie verwischen und jeder Form von ‚textuellem‘ Sprachgebrauch poetische Qualitäten zuschreiben – spielen so kompromißlos wie lax mit den Prinzipien der Entstehung von literarischen und – ja – poetischen Texten direkt aus der Grammatik und aus der Syntax. In der Kombination und Repetition, der Reihung, Koppelung und Montage von einzelnen Wörtern, Redewendungen, Zitaten, Selbstzitaten, sprachlichen Versatzstücken entstehen provozierende neue Sinnzusammenhänge und Bedeutungsüberlagerungen, die den Texten eine ganz eigene, lebhaft reflektierende Ausstrahlung geben. Zwar scheint Heißenbüttel mit seinem strikt methodischen Vorgehen der Sprache selbst bis auf den Grund zu gehen, doch wird das Methodische ganz selten zum leeren Schema. An die Stelle von ‚Inhalt‘ und ‚Aussage‘ tritt – grob gesagt – der eigene aktive Umgang mit dem Text und das Nachvollziehen der Sprachbewegung: „das Sagbare sagen / das Erfahrbare erfahren . . .“; an die Stelle der dichterischen Eingebung tritt der methodische Einfall (oder gar Zufall), wobei die semantische Qualität der Sprache nicht gekappt wird, sondern jetzt nur noch eine Funktion unter vielen ist. Es sei gleich hinzugefügt – auch um die seit damals in unterschiedlicher Heftigkeit ausgetragenen Debatten über das ‚Dichterische‘ solcher Sprachverfahren zu entschärfen –, daß es hier keineswegs um eine ‚Sinnentleerung‘ oder gar ‚Zerstörung‘ unserer schönen Sprache geht, im Gegenteil: es geht um die Betonung von zusätzlichen Eigenschaften: grammatikalischen, syntaktischen, klang-

Helmut Heißenbüttel

*das Sagbare sagen
das Erfahrbare erfahren
das Entscheidbare entscheiden
das Erreichbare erreichen
das Wiederholbare wiederholen
das Beendbare beenden*

*das nicht Sagbare
das nicht Erfahrbare
das nicht Entscheidbare
das nicht Erreichbare
das nicht Wiederholbare
das nicht Beendbare*

das nicht Beendbare nicht Beenden

(aus: Topographien. Gedichte 1954/55. Esslingen 1956)

lichen, visuellen etc., und das nicht an Stelle der Wortbe-
deutungen, sondern zusätzlich zu ihnen.

Diese Programmatik teilt Heißenbüttel natürlich mit den konse-
quentesten Vertretern aller avancierten Literatur und Kunst, etwa
mit der ‚Konkreten Poesie‘, die in den fünfziger und sechziger Jah-
ren die wichtigsten Impulse für eine Erneuerung des poetischen
Sprechens gab. Dennoch wehre ich mich entschieden dagegen,
Heißenbüttel immer noch vornehmlich aus diesem Blickwinkel zu
betrachten oder ihn gar als einen ihrer Hauptvertreter ganz und
gar in die Konkrete Poesie abzurängen, wie es häufig geschieht.
Zum einen wäre nur ein sehr geringer Teil seiner Texte überhaupt
der Konkreten Poesie zuzuschlagen, zum anderen wirken selbst
diese Beiträge noch heute viel dynamischer und zugleich querköp-
figer als die inzwischen historisch ruhiggestellte Konkrete Poesie
insgesamt. Ihn interessierte das, was dahinter liegt, das offene,
ungesicherte, überwältigend fremde Gelände dort, wo nach dem
schmalen Durchgang durch eine strenge Methodik die herkömm-
lichen literarischen Gattungen und Schreibweisen keine feste
Orientierung mehr bieten: „ich bewege mich zögernd ins Un-
bekannte“.

Geprägt war eine solche Sprach- und Literaturauffassung durch
die Erfahrung des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs,

durch die Erkenntnis, wie sehr die Sprache in der Nazizeit miß-
braucht, verbraucht, demoliert worden war. Daher rührt das tiefe
Mißtrauen gegenüber jener Kunst und Literatur, welche zum
Predigen von Botschaften und Werten in Dienst genommen wird,
selbst wenn es um noch so berechnete Forderungen geht; daher
rührt die Furcht vor jeder Indoktrination durch Sprache und
gerade durch Literatur; daher rührt die Scheu vor den ‚Inhalten‘,
die allzu leicht in die Nähe von Aussagen oder Botschaften ge-
raten. Hinzu kam die Einsicht, daß das Vergangene nicht ver-
schwindet, wenn die Parolen und Aussagen der Vergangenheit
gemieden werden, sondern daß sich das Vergangene im Sprach-
gebrauch selbst ablagert, weil Sprache eben immer auch histo-
risch geprägt ist. Das systematische Herausarbeiten der in der
Sprache selbst sitzenden Aussagen und Vorurteile, die Reduktion
auf den Materialcharakter von Sprache bekommt so nicht nur
poetische, sondern auch undogmatische politische Qualitäten: in
den sechs frühen *Textbüchern* finden sich von der *Politischen
Grammatik* über die *Kalkulation über was alle gewußt haben* bis
zu der großrahmigen Zitatmontage *Deutschland 1944* eindrucks-
volle Beispiele dafür.

„Ich wiederhole noch einmal den Satz, daß Sprache ihrem Wesen
nach konventionell und konservativ ist. Wir können nicht mehr
annehmen, daß das Bewußtsein von der Welt sich in freier Aus-
einandersetzung bilden kann. Wir fühlen uns gebunden, an alle
Vorformulierungen der Sprache.“ „Wir befinden uns in einem
Zustand, in dem unser Bewußtsein entscheidend mitbestimmt
wird von der Einsicht, daß wir nicht sagen können, was wir
meinen, sondern etwas, das die Sprache uns vorschreibt.“ „Die
Möglichkeiten, die es natürlich nach wie vor in der Ausein-
andersetzung mit den Sachen, mit der Welt gibt, müssen neu
ausprobiert, neu entdeckt werden. Hier würde ich die Frage nach
der Literatur ansetzen.“

„Widerstand und Risiko sind die allgemeinen Maßstäbe, die ich
ansetzen kann“: Seine literarischen Vorstellungen hat Heißen-
büttel nie absolut gesetzt, er hat sie in Bezug auf die historische,
die gesellschaftliche, die kulturelle Situation immer wieder in
Frage gestellt; seine Literatur steht unter dem Risiko des Wider-
rufs, seine Theorie entwarf keine Normen; er probierte vielmehr
vorurteilslos Schlüsse zu ziehen aus dem, was er las und sah, und
daraus wieder offene Fragen zu stellen; es konnte für ihn keine
verbindliche Poetik mehr geben, weil es kein allgemeingültiges
Vorverständnis von Welt mehr gibt, kein Leitbild für eine geregelte
Gesellschaft, kein geschlossenes Bild vom Individuum. „Zu dieser
Situation gehört die konkrete historische Einsicht, daß offenbar
die Zeit der repräsentativen Stile und Programme, die Zeit der

linearen Entwicklung, in der eine Richtung sich aus der anderen herauslöst, vorbei ist.“ Obwohl er sein Schreiben ständig und ganz grundsätzlich reflektiert hat, hat Heißenbüttel konsequenterweise immer auch quasi unabhängig davon produziert. Schreibend war er auf der Jagd nach der Befriedigung seiner eigenen Lust am Lesen, intelligent, sinnlich, unorthodox. „Es gibt keine Regel, keine Vorschrift, keinen Kanon. Es gibt, schockierenderweise, keine Ästhetik.“ Er war zum Beispiel begierig nach Krimis. Er las sich zum Beispiel genießerisch durch die entlegensten Trivialromane des 19. Jahrhunderts. Er schrieb zum Beispiel einen Essay *Über den Begriff der Verarschung als literarisches Kriterium*. „Qualität wurde einst dem zugesprochen, das den ästhetischen und moralischen Anspruch erfüllte. Qualität ist heute eher in dem zu finden, das sich solchem Anspruch verweigert.“

Heißenbüttels literarisches und essayistisches Werk wird immer wieder angetrieben durch die Fragestellungen und Aporien eines Autors, der sich vorbehaltlos der Gegenwart stellt, der sich ohne Rücksichten darauf einläßt, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Literatur zu machen, die auf ihre eigene Weise auf der Höhe der wissenschaftlichen und technologischen Forschung ist, die nicht vor deren Erkenntnisstand zurückfällt, dem gegenwärtigen Zustand von Individuum und Gesellschaft entspricht und die Spaß hat an ihrem Erkenntnisvermögen. Zugleich steht er immer neu vor der Herausforderung, auch die prinzipielle Unsicherheit einer solchen Literatur, deren Risiko, deren Widersprüche erst einmal ins Bewußtsein zu heben – eine Literatur, die schon im Ansatz viel zu empfindlich ist, um in der diffusen gegenwärtigen Situation auf die vertrauten, Übereinkunft stiftenden Erzählverfahren zurückzugreifen, wie sie seit dem 19. Jahrhundert auf dem Buchmarkt und bei der herrschenden Literaturkritik erfolgreich sind: „Literatur ist nur da aktuell, wo sie sich in Kontakt weiß mit dem zeitgenössischen historischen Anspruch. Dieser ist seinem Wesen nach unformuliert, und die Literatur hat ihre Aufgabe darin, ihn zu formulieren. Das aber geschieht in der Auseinandersetzung mit dem bisher noch Unbenennbaren und Unsagbaren.“ „Alles ist möglich. Alles ist erlaubt.“

Als Heißenbüttel 1970 sein erstes umfangreiches Buch schrieb, *D'Alemberts Ende*, hat er sich hartnäckig geweigert, dieses *Projekt Nr. 1* als Roman zu bezeichnen; für mich dagegen ist das der Hamburg-Roman schlechthin. Heißenbüttel hat dafür in Hamburg einen Juli-Tag des Jahres 1968 bis in die geringsten Kleinigkeiten – die Zahl der haltenden Autos vor einer roten Ampel etwa oder die Kritzeleien an einer Pissoirwand – mit rätselhafter Korrektheit protokolliert, diesen detailgenau registrierten Tagesablauf dann durchschossen mit einem Wirbel wörtlicher Zitate aus den unter-

schiedlichsten Gebieten von der Tagespolitik bis hin zu Goethes *Wahlverwandtschaften* und das alles in freier Kombinatorik auf neun Figuren ständig wechselnd verteilt: „synthetische Personen“, „synthetische Authentizität“. „Ein Schlagwort? Nun: Satire auf den Überbau. Durchgeführt am Beispiel Bundesrepublik 1968.“

Aus dem Reservoir der Themen, Methoden und Figuren dieses noch immer unterschätzten Romanprojekts hat Heißenbüttel dann seine ersten beiden Hörspiele entwickelt. Mit insgesamt neun Hörspielen zwischen 1970 und 1975 sowie mit einigen grundlegenden Essays zum Hörspiel hat er einen entscheidenden Einfluß genommen auf die Entwicklung dieser Gattung hin zum Neuen Hörspiel: „Auseinandersetzung, Kritik, Tabuverletzung, Schock und so weiter als purer Inhalt auf der einen, Laut- und Geräuschpoesie der anderen Seite wären die Grenzen, innerhalb derer sich ein umfassenderes und völlig frei disponierbares Hörspiel denken läßt.“ Die Texte seiner Hörspiele wiederum machte Heißenbüttel zur Grundlage des *Projekts Nr. 2: Das Durchhauen des Kohlhaupts*, also kehre auch ich – bevor ich mich in einer ausführlichen Darstellung seiner rund fünfhundert weiteren Arbeiten für den Rundfunk verfange – wieder zu den Büchern zurück.

„Er befindet sich jetzt in der, wie es der befreundete Feuilletonchef nennt, Altersphase. Er ist der berühmte Erfinder der offenen Literatur“, heißt es beinahe zynisch über eine literarische Figur aus der *Sechsten Legende von Rübezahl. Der Dichter und sein Freak* aus Heißenbüttels *Projekt 3*. Das Schlagwort von der ‚Offenen Literatur‘ hat Heißenbüttel, zur Kennzeichnung seiner eigenen Situation Ende der siebziger Jahre, selbst geliefert: „Offen sein in der Form der Literatur heißt dann, nach innen, in bezug auf die Selbsteinsicht, Selbstentdeckung ohne Vorbehalt wie nach außen, in der sozialen und politischen Situation uneingeschränkt formulieren. Heißt aber auch, dies tun nicht in Anklammerung an vorgegebene Muster, sondern ausprobierend, was der heutige Stand der Redeweisen und Kommunikation hergibt.“

Die drei Bände des *Projekts 3* waren nach einer längeren Pause in kurzer Folge erschienen: *Eichendorffs Untergang und andere Märchen* 1978, *Wenn Adolf Hitler den Krieg nicht gewonnen hätte. Historische Novellen und wahre Begebenheiten* 1979 und *Das Ende der Alternative. Einfache Geschichten* 1980. Geschichten, Novellen, Märchen – da schien sich nun Heißenbüttels Schreiben zumindest äußerlich verändert zu haben. Was sich allerdings allenfalls geändert haben könnte, wäre der Zugriff auf das sprachliche Material: experimentiert wird hier kaum noch mit grammatischen und syntaktischen Strukturen, sondern experimentiert wird hier mit den Bedeutungsmustern: mit Ansichten, Erinnerungen, Träumen, Erfahrungen, mit psychischen Verfassungen oder

Helmut Heißenbüttel

Der Stoff den sich die Einbildung ausgedacht hat

1 Wenn er von dem Dorf, in dem er jetzt wohnt, in die Stadt geht.

2 Wenn er von dem Dorf, in dem er jetzt wohnt, in die Stadt geht, zum Einkaufen oder zur Bahn, und es scheint die Sonne.

3 Wenn er von dem Dorf, in dem er jetzt wohnt, in die Stadt geht, morgens, die Sonne scheint, und es ist diesig.

4 Wenn er in die Stadt geht, geht er auf dem Deich an der Elbe entlang und wenn es diesig ist, kann er das andere Ufer der Elbe nicht erkennen und wenn die Sonne scheint, sieht es aus, als ob die Wasserfläche ohne Übergang in etwas Leuchtendes übergeht.

5 Das Leuchtende, in das die von dunkleren Wellenstrichen schraffierte Wasserfläche ohne Übergang übergeht, ist wie der Stoff, den sich die Einbildung ausgedacht hat.

6 Der Stoff, den sich die Einbildung ausgedacht hat, dringt in die Welt, wie sie so ist, ein und erfüllt sie zu Zeiten so sehr, daß man nicht unterscheiden kann.

7 Wenn er auf dem Deich geht, morgens, die Sonne scheint und es ist diesig, schlägt gleichsam das Panorama aus Land und Wasser langsam, sehr langsam, sein Auge auf und wieder zu.

8 Er geht, wenn er auf dem Deich geht, durch eine Gegend, die ohne ihn da ist und die er zugleich sich einbildet.

9 Manchmal läßt sich die Gegend, die ohne mich da ist, von der, die ich mir einbilde, trennen, manchmal nicht.

10 Meine Einbildung, so scheint mir, führt mich wie in einer Wolke durch eine Gegend, die mir gänzlich fremd ist und gänzlich eingebildet.

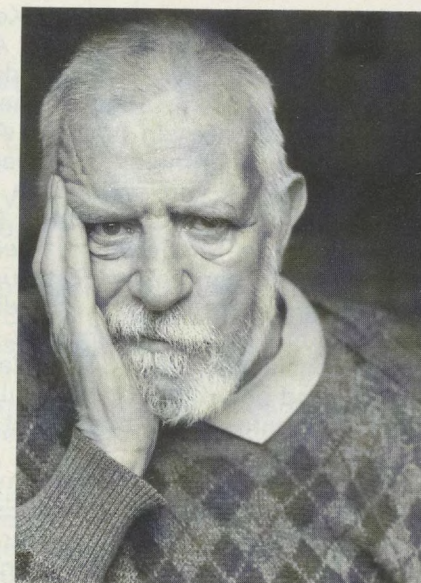
11 Wenn es morgens diesig ist und die Sonne scheint, kann es sein, daß Wind auffrischt und der Fluß anfängt zu rauchen.

12 Wenn er auf dem Deich geht, morgens, und der Fluß fängt an zu rauchen, kann es sein, daß sich ein Blick freigibt auf das, was nie zu sehen war.

13 Manchmal trete ich aus dem, was ich immer gesehen habe, heraus und stehe unheimlich mitten darin wie in der Fremde und sehe alles zum ersten Mal.

(aus: Textbuch 9. 3x13x13 Sätze. Stuttgart 1986)

mit Verhaltensweisen. Statt der Texte werden jetzt die Figuren zusammengesetzt, aus Eigenschaften, Meinungen, Funktionen, Phantasien, Begierden; obwohl sie – und das erhöht noch das Lesevergnügen – unverhohlen auf reale Vorbilder anzuspielen scheinen, sind die Personen ganz offene Konstrukte ohne vorgetäuschte Realistik, daher Namen wie Euphemia Rautenstrauch und Dr. Adolf Wuckerzasser, Kollege Queeny Hundekacke oder Genoveva, die Witwe von Botnang: „Das Authentische des Zitats und der Quatsch des Ausgedachten ganz und gar ineinander. Das überlegt Kalkulierte und das leichtfertig Hingeschriebene ganz und gar durcheinander.“ Die Lust an



Eins der letzten Portraits von Helmut Heißenbüttel (1996).

Foto: Anita Schiffer-Fuchs

Reflexion und an Emotion wird befriedigt durch das raffiniert-genüßliche Herumschieben von Figuren- und Handlungskonstellationen; unterhalb der beschönigenden gattungspoetischen Konventionen von Geschichten, Novellen, Märchen werden aber auch bedrängende Themen wie sexuelle Obsession oder schockhafte Todesangst sichtbar, vorangetrieben bis in die Nähe der Selbstentblößung: „weiter gehn, als es normal geht“.

Diese vorbehaltlosen Traumbildphantasien und auch die libidinöse Drastik verbinden die Erzählungen mit der zweiten Serie der *Textbücher*, die 1975, achtzehn Jahre nach dem letzten *Textbuch* mit *Textbuch 8* beginnt, fortgeführt bis *Textbuch 11 in gereinigter Sprache* (1987), unterbrochen durch die Schlaganfälle Heißenbüttels, abgebrochen durch den Tod – die letzten *Textbücher 12* und *13* seien fertig, sagte er, als er kaum noch sprach, seien fertig in seinem Kopf. Diese späten *Textbücher* geben nun am Ende einen Blickpunkt frei, von dem aus die Vielfalt und die Faszination aller Texte Helmut Heißenbüttels plötzlich aus ganz verschiedenen Perspektiven gleichzeitig wahrnehmbar werden. „Alles das, was uns an Heißenbüttel vertraut ist“, so empfand das die von Heißenbüttel hoch geschätzte Autorin Brigitte Kronauer nach seinem Tod, „Zitatcollagen und -überlagerungen, Bruchstücke anderer Texte in neuen, ein neues Klima erzeugenden Kontexten, Listen, Register,

Inventare und Abstraktablöcke, Kombinationen disparater Wortkategorien und wissenschaftliche Auszüge, Koppeln und Montieren unterschiedlicher Sprachfundstücke, all das ist periodisch abgelöst von Bildern, angehaltenen optischen Figurationen. Einfach gesagt: von Inseln höchster Anschaulichkeit, von Flußufern, Erlenwäldern, Himmeln, Hohlwegen, Kindheitssommern, viel stärker noch als von weiblichen und männlichen Geschlechtsteilen.“ Wie schon in den letzten Gedichten des Bandes *Ödipuskomplex made in Germany. Gedichte Totentage Landschaften* (1980) kehrt in den späten *Textbüchern* also auch das Motiv der *Topographien* zurück als ständige Variation der intensiven Beschreibung von Landschaften, die zugleich Textlandschaften, Erinnerungslandschaften, Traumlandschaften sind hinter dem Vordergrund bezwingend anschaulich beschriebener Landschaftsbilder, bodenlos und eingefärbt von Themen wie Selbstentfremdung und Tod.

Hier bleibe ich stehen auf meinem kurzen Weg störabwärts durch das Werk Helmut Heißenbüttels. Es ist, als sei nicht nur der Gang durch einen Text wie der Gang durch eine Landschaft, sondern als sei auch der Gang durch ein Leben wie der Gang durch eine Landschaft, in die man immer wieder zurückkehrt und die man am Ende wieder neu zu entziffern und zu lesen beginnt wie die weite, klare und offene Landschaft Helmut Heißenbüttels, in die er zurückgekehrt ist.

„Wenn er auf dem Deich geht, morgens, und der Fluß fängt an zu rauchen, kann es sein, daß sich ein Blick freigibt auf das, was nie zu sehen war.“

Auswahl lieferbarer Bücher:

Textbücher 1–6 (1960–1967). Stuttgart 1980; Textbuch 8. 1981–1985. Stuttgart 1985; Textbuch 9. 3x13x13 Sätze 1981–1984. Stuttgart 1986; Textbuch 10. von Liebeskunst. Stuttgart 1986; Textbuch 11 in gereinigter Sprache. Stuttgart 1987; D'Alemberts Ende. Projekt Nr. 1 (1970). Stuttgart 1988; Das Durchhauen des Kohlhaupts. Dreizehn Lehrgedichte. Projekt Nr. 2 (1974). Stuttgart 1989; Eichendorffs Untergang und andere Märchen. Projekt 3/1. Stuttgart 1978; Wenn Adolf Hitler den Krieg nicht gewonnen hätte. Historische Novellen und wahre Begebenheiten. Projekt 3/2. Stuttgart 1979; Das Ende der Alternative. Einfache Geschichten. Projekt 3/3. Stuttgart 1980; Die Goldene Kuppel des Comes Arbogast oder Lichtenberg in Hamburg. Fast eine einfache Geschichte (1979). Stuttgart 1980; Ödipuskomplex made in Germany. Gelegenheitsgedichte Totentage Landschaften 1965–1980. Stuttgart 1981. (alle im Verlag Klett-Cotta)

Über Literatur. (1966) Stuttgart: Klett-Cotta 1995; Was ist das Konkrete an einem Gedicht? Zwei Ansätze. Itzehoe: Hansen & Hansen 1969; Von fliegenden Fröschen, libidinösen Epen, vaterländischen Romanen, Sprechblasen und Ohrwürmern. 13 Essays. Stuttgart: Klett-Cotta 1982.

Werkauswahl: das Sagbare sagen. Eine Auswahl aus dem Werk zusammengestellt von Hubert Arbogast und mit einem Nachwort von Brigitte Kronauer. Stuttgart: Klett-Cotta 1998.

Waltrud Bruhn

– Eine niederdeutsche Lyrikerin aus Glückstadt –

Von

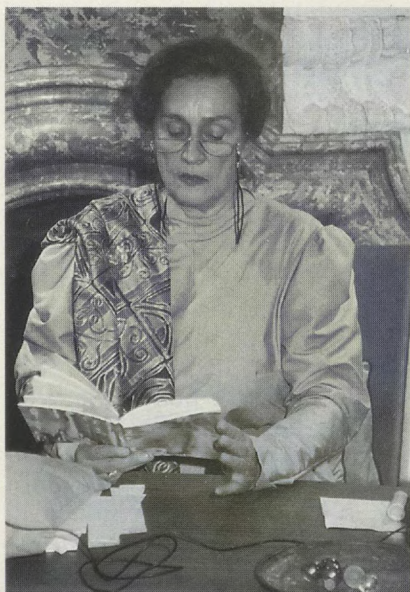
Gabriele Knoop (Oldendorf)

Waltrud Bruhn zählt zu den profiliertesten und eigenwilligsten niederdeutschen Lyrikerinnen. Die Glückstädterin, die im August 1999 63jährig gestorben ist, fasziniert ihre Leserinnen und Leser durch ihren kreativen Umgang mit dem Plattdeutschen, der sogar zu originellen Wortneuschöpfungen führte. Lyrik bedeutete weit mehr als Alltagssprache für die Autorin, die in Lübeck und Bad Segeberg aufgewachsen ist, an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg studierte, seit 1962 mit ihrem Mann Manfred, dem langjährigen früheren Bürgermeister, in Glückstadt lebte und zwei Söhne und eine Tochter großgezogen hat. Farbklang, Rhythmus und Satzmelodie bestimmen ihre tiefgründigen Gedichte ebenso wie das assoziative Verschlüsseln und die oft auch spielerisch clownesken Töne, auf die der Kieler Literaturwissenschaftler und Szenekenner Reinhard Goltz in der Zeitschrift des SHHB „Niederdeutsch in Schleswig-Holstein“ besonders hingewiesen hat.

„Jemand, der Gedichte schreibt, balanciert schutzlos und oft wie gehäutet den schmalen Grad zwischen tiefem Ernst und närrischem Irresein entlang“, sagte sie selbst dazu im Interview mit Goltz.

Auch zeigt die Lyrikerin, die sogar die antike Götterwelt „als Urbilder des Menschlichen“ ins Plattdeutsche einbezog, wie faszinierend vereinbar die norddeutsche Sprache mit der griechischen Mythologie ist: „Beide Dinge gehören zu einer Welt, in der uns auch geografisch entfernte Dinge bis an die Haut nahe kommen können.“ Waltrud Bruhn, die sich zwar nicht als politische Autorin sah, aber immer auch mit aktuellen Ereignissen auseinandersetzte, schrieb mit ihrem Werk hartnäckig – und mit internationalem Echo aus der Fachwelt – gegen die Entwicklung an, daß die niederdeutsche Literatur bei ernsthaften kulturellen Auseinandersetzungen heute nicht mehr gefragt ist.

Mutig stellte sie sich in ihren Gedichten, die sich mit elementaren Fragen ebenso wie mit den stillen kleinen Erlebnissen befassen, auch heiklen Themen der Zeitgeschichte: „Die Historie hält uns den Spiegel vor, so daß wir eigenes Verhalten, auch Fehlverhalten erkennen können.“ In ihrem 1997 erschienen Buch „Gras Adern Fragmente“ beschrieb sie die Alltagserfahrungen und das Leiden



Lyrikerin Waltrud Bruhn

im Kontext der Wiedervereinigung, des Jugoslawienkrieges, der Erinnerung an die Kindheit während des Zweiten Weltkrieges und ihrer Auseinandersetzung mit Vernichtungslagern in Auschwitz und Birkenau. Die Autorin hat die Gedenkstätten 1989 und '95 mit einer internationalen Schriftstellergruppe im Rahmen der „Lyrikwerkstatt Auschwitz“ der Aktion Sühnezeichen besucht. In verknappten, fast fragmentarischen Versen spitzte sie nicht nur das historisch Unfaßbare sprachlich zu, sondern auch die eigene Not mit dem musealen Umgang 50 Jahre danach. Dabei verwischte sie durch den assoziativ-erzählerischen Sprachrhythmus die Grenzen zwischen Lyrik und

Prosa. Kongenial stellte sie zudem den meisten mundartlichen Gedichten hochdeutsche Parallelversionen zur Seite, die die Motive mit eigenen sprachlichen Mitteln einkreisen.

Waltrud Bruhn, die 1992 auch die letzte Stadtschreiberin von Glückstadt war, wurde für ihre außergewöhnliche Lyrik mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Freudenthal- und Fritz-Reuter-Preis sowie der Schleswig-Holstein-Plakette. 1995 nahm sie am Lyrik-Festival in Fayenza, Italien, teil. Sie gehörte seit Jahren zur ersten Garde der niederdeutschen Autoren. „Seit Klaus Groth hat kein niederdeutscher Autor seiner Muttersprache so viele Zwischen- und Neutöne abgelauscht. Waltrud Bruhn hat damit vermutlich mehr für das Überleben des Plattdeutschen getan als hundert beamtete und bezahlte Gesundheitsbeter der regionalen Dialektszene“, würdigte der Hamburger Autor Peter Schütt ihre Bedeutung in seiner Ansprache zu Bruhns Ausstellung „Metamorphosen“ im Quasi non possidentes (1997). Er betonte dabei ihre „Multiartistik“: „Sie ist weit mehr als eine Doppelbegabung, der die unterschiedlichsten Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen.“

Waltrud Bruhn führte die Kunst, Literatur, Musik (in Zusammenarbeit mit dem Glückstädter Organisten und Komponisten Udo Sternberg) und sogar die Gartenkunst als „elementares Zeugnis menschlicher Kultur“ in ihrem Schaffen zusammen. So war sie

stets auch mit viel Hingabe an der Gestaltung ihrer Bücher beteiligt und kümmerte sich sowohl um Einband als auch um Typographie und Illustrationen. Der nach historischem Vorbild von Waltrud Bruhn angelegte Renaissance-Garten am Quasi non possidentes – dessen Fortbestehen leider gefährdet ist – gibt als Kleinod beredtes Zeugnis von ihrer Schöpfungsfreude und Sachkenntnis, außerdem von ihrem unermüdlichen Einsatz für ihre Wahlheimat. Sie hat ihn – mit allen Kulturgärten dieser Welt – in ihrem letzten, erst einige Wochen nach ihrem Tod erschienen Buch verewigt und in den größeren Zusammenhang des menschlichen Werdens, Verwandels und Vergehens gestellt. Als Mitglied des Künstlerbundes Steinburg blieb die Autorin auch in den Phasen, in denen bei ihr die Literatur dominierte, in der Kunst am Puls der Zeit. In ihrem eigenen Schaffen verblüffte sie in diesem Bereich ebenfalls durch ihre eigenwilligen Werke, Installationen und kulturellen Querbezüge.

„Museum“ Auschwitz
(Kufferwies liggt't achter
de Schieven)

Süh –
so schuuv ik de Schrift
twüschenmang mi
un allens, wat ik afsluuts
nich begriep,
de Irrsinn.
Jeede Word,
jeede Satzstücken
föör Kuffer opstapelt achter
de Schieven.
Dat tööv't lerrig, klööv't wiet op,
övernannersmeten
in Not.

Man –
ahn Aarms stick ik,
kann nüms nich hölp'en,
Twüschenstück, swatt,
bün de Warvel.
Klamp twüschenmang.

„Museum“ Auschwitz

Sieh –
ich schiebe die Schrift
zwischen mich
Und das allerschmerzhafteste
Begreifen,
den Wahnsinn.
Jedes Wort,
jeder Satz
ein Koffer hinter
der Scheibe,
leer, wartend, klaffend
übereinandergeworfen
in Not.

Aber –
armlos stecke ich,
hilfloes
Zwischending,
schwarzes Scharnier.
Mittendrin.

(aus: Gras Adern Fragmente)

Die wichtigsten Bücher von Waltrud Bruhn:

- Dat grote Matjes-Vergnügen (1974), Glückstadt, Verlag J. J. Augustin
- Glückstadt - Kleiner Führer durch eine liebenswerte Stadt (1977), Köstlichkeiten aus der Marsch (1981), beide Husum Druck- und Verlagsgesellschaft
- Cimbersches Silkendei (1982), Reisen (1984), Windlast (1987), Fama, Fortuna, Rosen (1991), sämtlich Glückstadt, Verlag J. J. Augustin
- Gras Adern Fragmente (1997), Hamburg, Quickborn Verlag
- Die Aura des Vermessenen und der Mythen im Garten der Winde (1999), Glückstadt, Verlag J. J. Augustin

Publikationen zur Geschichte, Kultur und Natur im Kreis Steinburg

7. Fortsetzung
zusammengestellt von Jörg Benz (Itzehoe)

Die Redaktion des Steinburger Jahrbuches bittet Autoren und Herausgeber, der Redaktion oder Jörg Benz, Alte Landstr. 56b, 25524 Itzehoe, Bücher oder Artikel mitzuteilen, die noch nicht in die bisherigen Listen aufgenommen sind. Die Listen werden jedes Jahr ergänzt und sollten auch als Sonderblatt im Kreismuseum „Prinzeßhof“ in Itzehoe ausgelegt werden.

Einteilung der aufgeführten Titel nach Sachgebieten

- A: Zeitschriften über Schleswig-Holstein und Bibliographien zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Steinburg
- B: Ortsgeschichten
- C: Beiträge zur weiteren Geschichte
- D: Beiträge zu Wirtschaft und Verkehr
- E: Beiträge zu Kunst und Literatur
- F: Beiträge zu weiteren heimatkundlichen Themen
- G: Weitergehende Literatur, z. B. Belletristik, von Steinburger Schriftstellern
- H: Kataloge

A: Zeitschriften über Schleswig-Holstein und Bibliographien zur Geschichte, Kultur und Natur des Kreises Steinburg

Steinburger Jahrbuch. Hrsg. v. PD Dr. Alexander Ritter u. Peter Fischer i.A. des Heimatverbandes des Kreises Steinburg. Itzehoe 1997. 42. Jg. Register 1957-1987.

Steinburger Hefte. Hrsg.v. Heimatverband f. d. Kreis Stbg. Bisher erschienen 1981-85 Heft 1 bis 11.

Steinburger Studien. Hrsg. v. A. Ritter. Schriftenreihe für Kulturgeschichte und Landeskunde. Verlagsanst. Heide 1978-87. Bd. 1-5.

Archiv für Agrargeschichte der Holsteinischen Elbmarschen. Hrsg. v Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt. Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft. 11 Jgg. 1979-89. Jhrl. 6-7 Hefte. Register von 1979-86. o.O. (AFA).

Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Hrsg. v. Schleswig-Holsteinischen Heimatbund, Kiel. Jhrl. 10 Hefte. Jahresregister.

Schleswig-Holstein: Kulturjournal. Nr. 1 bis Nr. 4 erschienen nur einmal jährlich in den Jahren 1985 bis 88.

Die Heimat. Zeitschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein. Wachholtz Neumünster. Seit 1883. Bisher 98 Jgg. Jhrl. 8 Hefte. Register 1895 bis 1985.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. (ZSHG) Seit 1870. Wachholtz Neumünster. 122 Bde. Register von Bd. 21 bis 100. Bibliographie bis 1986.

Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (MSHG). Wachholtz Neumünster. Erscheint mehrmals im Jahr seit 1978.

Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins. Hrsg. von Ges. f. S.-H. Geschichte und v. Arbeitskreis f. Wirtschafts- und Sozialgeschichte S.-H. Wachholtz Neumünster. Jrl. 1–2 Bde. Bis Bd. 21 erschienen. Seit 1979.

Quellen und Forschungen zur Geschichte S.-H. Hrsg. v. Ges. f. S.-H. Geschichte. Wachholtz Neumünster. 1914–85.

Quellen zur Geschichte Schleswig-Holsteins. Teil I–V. Flensburger Arbeitskreis für Stadt- und Regionalforschung. in: IPTS – Beiträge für Unterricht und Lehrerbildung, im Auftrag der Ges. f. S.-H. Gesch. Schmidt & Klaunig, Kiel 1987–89.

Nordelbingen. Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte. Westholsteinische Verlagsanstalt Heide. Jahrbuch seit 1923. Register Bd. 1–30.

Rundbriefe des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holstein. Hrsg. v. Ulrike Albrecht, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Göttingen. Bibliographie in Rundbrief 51 1991 (WSGSH).

Demokratische Geschichte. Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein. Malente. Erscheint 2–3mal jhrl.

Mitteilungen des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein. Malente. Erscheint 2–3mal jhrl.

Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte. Hrsg. v. Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (AKENS). Kiel 1983. Erscheint 2–3mal jhrl.

Schriftenreihe der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek. Westholsteinische Verlagsanstalt Heide. Unregelmäßige Lieferungen.

Aus diesen Zeitschriften sind Artikel in unsere Bibliographie aufgenommen, die seit dem Abschluß des Registerbandes erschienen sind. Um Kenntnis von früheren Artikeln über Themen zum Kreis Steinburg zu erhalten, sollten Interessenten die Registerbände durchsehen, die in der Itzehoeer Stadtbücherei, bzw. im Kreis- und Stadtarchiv stehen.

B: Ortsgeschichten

Drage

Arp, Jochen, Koordinator: Ein Dorf erzählt. Hrg. Gemeinde Drage, Böttger KG Druckerei 1998.

Oldenborstel

Pahl, Hans: Dorfchronik Oldenborstel. Hrg. Gemeinde Oldenborstel, Frank GmbH, Druckerei Verlag Werbeagentur, 1998.

Quarnstedt

Quarnstedt im Wandel der Zeit. Humfeldt, Adolf, Koordinator; unter Mitwirkung von Beecken, Paul; Laackmann, Walter; Lembke, Erwin; Röpke, Heinz; Speck, Hans; Hrg. Gemeinde Quarnstedt, Böttger KG Druckerei 1998.

C: Beiträge zur weiteren Geschichte

Detlefsen-Gesellschaft zu Glückstadt, Hrg., Heft 2 der Vorträge. Glückstadt 1999.

Fölster, Kirsten: Von 1899 bis 1999 – 100 Jahre Ortsgemeinschaft in der Kirchengemeinde Brokstedt. Hrg. Vorstand der Kirchengemeinde B. Gedruckt bei Kaufeldt, Ahrensburg 1999.

Kaja, Fritz: Aus dem Leben eines Dägelinger Arbeitersohnes. in: Archiv für Agrargeschichte der Holsteinischen Elbmarschen. Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft, Hrg. Lorenzen-Schmidt, Dr. K.-J., 1998.

Lorenzen-Schmidt, Dr. K.-J.: Deiche in Schleswig-Holstein. Die Elbmarschen als Beispiel. in: Z. d. Ges. f. S.-H. Geschichte und Kultur, Nr. 7, Neumünster 1999.

Lorenzen-Schmidt, Dr. K.-J.: Mitarbeit wird bestraft. Rechtfertigung und Appell eines ehem. ländlichen Ortsgruppenleiters aus dem Jahr 1957. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H. Bd. X. Malente 1996.

Marnau, Björn: Wir, die wir im Feuer von Chevreuse die Hand erhoben haben. Itzehoe Pazifisten in der Weimarer Republik. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H., Bd. X. Malente 1996.

Martin, Hansjörg: Ein einzigartig glücklicher Tag. in: In, um und über Glückstadt. Hrg. Stadt Glückstadt 1992.

Stamp, Friedrich: Der Lägerdorfer Zementarbeiterstreik von 1909. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H., Bd. V. Malente 1990.

D: Beiträge zu Wirtschaft und Verkehr

Bogs, Holger; Gebermann, Rolf; Möller, Reimer: Einwohnerbuch der Stadt Glückstadt 1803. in: Quellen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte S.-H., Bd. 3. 1998.

Colmorgen, Eckard; Godau-Schüttke, Klaus: Verbotener Umgang mit kriegsgefangenen Frauen vor dem Schleswig-Holsteinischen Sondergericht (1940–45). in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H., Bd. IX. Malente 1995.

Daniel, Martina: Häfen und Schifffahrt in S.-H.: in: Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Hrg. Schleswig-Holsteinischer Heimatbund, Kiel 1997.

Daniel, Martina: Hafenstädte in S.-H. gestern und heute. in: Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Hrg. S.-H. Heimatbund, Kiel, 1997

Das Blaue Adressbuch Stadt Itzehoe 1998/99. Broschur, DIN A5. Verlag Kommunikation und Wirtschaft GmbH, Oldenburg 1999.

Hill, Thomas: Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen. Vom Reisen auf dem Ochsenweg im Mittelalter und früher Neuzeit. in: Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Hrg. S.-H. Heimatbund, Kiel 1997.

Meld, Heinrich: Schleswig-Holstein und der Sklavenhandel von Flensburg und Glückstadt auf Westindienfahrt. in: Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Hrg. S.-H. Heimatbund, Kiel 1997.

Möller, Reimer: Der Maler Max Schulze-Sölde in der Wilstermarsch – ein agrarromantisches „edelmunistisches“ Siedlungsexperiment auf dem „Lindenhof“. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie, Bd. X. Malente 1996.

Nebe, Uta; Sperrfork, Werner; Thiemann, Bärbel: Ausflugsplaner Holsteiner Elbmarschen. I. A. „Verkehrs- und Gewerbeverein Glückstadt“ und Verein „Tourismus in der Marsch“ Neuendeich. Hrg. Rasta-Verlag 1999.

Reinheimer, Martin: Bibliographisches zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte S.-H. Hrg. Arbeitskreis Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Gesellschaft für S.-H. Geschichte. Bd. 27. Wachholtz 1997.

Scheel, Hans Walter: H. Scheel KG geht in die 2. Generation. Sonderdruck der „H.Scheel KG, Itzehoe“ 1970.

Scheel, Hans Walter: 50 Jahre Helmut Scheel KG Itzehoe. Sonderdruck des Hauses, Itzehoe 1981.

Scheel, Hans Walter: Alter Hausrat aus Gußeisen. Sonderdruck des Hauses, Itzehoe 1985.

Scheel, Hans Walter: Alte Öfen und Herde. Sonderdruck des Hauses, Itzehoe 1991.

Scheel, Hans Walter: Umweltschutz einmal anders. Sonderdruck des Hauses „Helmut Scheel KG, Itzehoe“ 1998.

Tretbar, Endres: Die Kernenergie-Diskussion der SPD S.-H.. Ein Beispiel innerparteilicher Willensbildung. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H., Bd. VIII. Malente 1993.

Verkehrsverein Itzehoe, Hrg.: L(i)ebenswertes Itzehoe, Broschüre, Itzehoe 1999.

E: Beiträge zu Kunst und Kultur

Anton, Helga: Beten wirkt Wunder. Brunnen-Verlag 1999.

Arbeitsgemeinschaft Horster Ortsarchiv: Horster Kalender „Gestern – und noch so vertraut“, 1999. Hrg. Archiv der Gemeinde Horst, 1998.

Förderkreis des Vereins für Kultur und Geschichte von Hohenlockstedt: Kalender mit alten Postkarten 1999. Hrg. Förderkreis, 5. Auflage 1998.

Gleichstellungsbeauftragte des Kreises Steinburg: Dammann, Elke; Ohl, Jutta; Thode, Helga: Frauengeschichte – Frauengeschichten im Kreis Steinburg. Fortsetzung der Geschichten über Hexen und Aberglauben u.a. Bd. III, Itzehoe 1999.

Gleichstellungsbeauftragte des Kreises Steinburg: Dammann, Elke; Ohl, Jutta; Thode, Helga: Frauengeschichte – Frauengeschichten. Dokumentationen über einzelne bedeutende Frauen im Kreis. Bd. IV, Itzehoe 1999.

Lindschau, Nis Heinrich: Jahrgang 17 unter Denkmalschutz. Schwarzwaldverlag, Offenburg 1999.

Oestmann, Günther: Eine astronomische Uhr aus dem Besitz Heinrich Rantzaus. in: Nordelbingen, Bd. 67, Boyens, Heide 1998.

Ritter, Dr. Alexander: Bibliographie der Erstausgaben: Johann Gottwerth Müller (von Itzehoe) (1743–1828). In: Gero von Wilpert und Adolf Gühring: Erstausgaben deutscher Dichtung. 2. Aufl. Stuttgart 1992. S. 1108–1110.

Ritter, Dr. Alexander: Johann Gottwerth Müller und Heinrich Christian Boie: Ihre Lesegesellschaften unter lesekulturellen Bedingungen der ländlichen Kleinstadt am Ende des 18. Jahrhunderts (Itzehoe und Meldorf in Holstein).

In: Steinburger Jahrbuch 1994. Jg. 38. Itzehoe 1993. S. 293–323. Wieder in: Heinrich Christian Boie. Literat und Landvogt. 1744–1806. Hrg. v. Wolf D. Könenkamp. Heide/1995/. S. 8–21.

Ritter, Dr. Alexander: Gelehrter Mentor für bürgerliche Lektürekultur in der ländlichen Kleinstadt: Heinrich Christian Boie und die Leseesellschaft in Meldorf/Holstein. In: Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. (Script-Oralia 65) Hrg.v. Paul Goetsch. Tübingen 1994. S.135–149.

Ritter, Dr. Alexander: Johann Gottwerth Müller (gen. Müller von Itzehoe). In: Neue Deutsche Biographie. Hrg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 18. Berlin 1997. S. 423 f.

Ritter, Dr. Alexander: Johann Gottwerth Müller (genannt Müller von Itzehoe): Siegfried von Lindenbergh. Eine komische Geschichte. In: Reclams Romanführer. Hrg. von Frank Rainer Max und Christine Ruhrberg. Bd.1. Vom Mittelalter bis zur Klassik. Stuttgart 1998. S. 320 f.

Schüler-Firma des Sophie-Scholl-Gymnasiums: Publ-IZ-ity. Puzzle über 6 markante Gebäude in Itzehoe. Im Auftrag von Itzehoer Firmen zur Aktion des Instituts der deutschen Wirtschaft, 1999.

G: Weitergehende Literatur, z. B. Belletristik, von Steinburger Schriftstellern

Arndt, Bettina: Die Wichtigkeiten der Hanna L. Ullstein-Verlag 1999.

Dittrich, Monika: Gute Reise, kleiner Bär. Coppenrath Verlag, 1999.

Engel, Gerd: Törn ins ewige Eis. Mit Sposmoker II im Südatlantik. Ullstein-Verlag 1999.

Marnau, Björn: Von „Speckjägern“, „Tippelbrüdern“ und „Rittern der Landstraße“. Verfolgung von Bettlern und Landstreichern im Nationalsozialismus. in: Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H. Bd. IX. Malik Verlag Malente 1995.

Patett, Dr. Robert: Der „Nationalsozialistische Lehrerbund im Gau Schleswig-Holstein“. Eine Skizze zu seiner Herrschaft, – Übernahme, Organisation und Tätigkeit. Demokratische Geschichte. Jb. zur Arbeiterbewegung und Demokratie in S.-H., Bd. X, Malente 1996.

H: Kataloge

Schmielewski-Hagius, Dr. Anita: Heisch, Walter; Horstmann, Rudolf; Karstens, Uwe; Kaufholz, Heinz: Müller, MühlenspuK im Kreis Steinburg und anderswo. Hrg. Museum Prinzeßhof Itzehoe, 1998.

Fuchs-Belhamri, Elisabeth: Wenzel-Hablik, Innenarchitektur und Design. Hrg. Wenzel-Hablik Museum Itzehoe und andere Museen. Itzehoe 1998.

Fuchs-Belhamri, Elisabeth und andere: Angewandte Kunst aus Schleswig-Holstein und Dänemark. Hrg. Wenzel-Hablik Museum Itzehoe 1998.

Fuchs-Belhamri, Elisabeth: Günter Günschel. Architektonische Denkspiele. Hrg. Wenzel-Hablik Museum Itzehoe 1999.

Heimatverband für den Kreis Steinburg e.V.

Kreisgruppe des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes

Vorstand:

- | | |
|--|--|
| 1. Vorsitzender: | Landrat Dr. Burghard Rocke |
| 2. Vorsitzender: | Hans Carstens
Fasanenweg 17, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/43192 |
| Geschäftsstelle: | Sabine Rave
Kreishaus, Viktoriastr. 16–18, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/69456 |
| Heimatismuseum Prinzeßhof | Kirchenstraße 20, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/64068 |
| Redaktion des Steinburger
Jahrbuches: | Studiendirektor Priv.-Doz. Dr. Alexander Ritter
Ferd.-Sauerbruch-Straße 2, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/402733, Telefax 04821/402734
Studiendirektor Peter Fischer
Kattenkuhl 2, 25524 Oelixedorf
Tel. 04821/91729, Telefax 04821/92610 |
| Schriftführer: | Dieter Pape, Itzehoe
Tel. 04821/69297 |
| Kassenführer: | Heike Ketelhut
Tel. 04821/69254 |
| Beauftragter für Vortrags-
veranstaltungen: | Realschulrektor i. R. Erwin Papke
Drosselweg 17, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/42539 |
| Beauftragter für die
Jugendarbeit: | Harry Strößner
Tel. 04821/69398 |

Arbeitsgemeinschaften:

- | | |
|---|---|
| Archäologische AG: | Günter Krobok
Königsberger Allee 64, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/74534 |
| Dorfchronik: | Erwin Papke
Drosselweg 17, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/42539 |
| Botanische AG: | Werner Jansen
Edendorfer Straße 45, 25524 Itzehoe
Tel. 04821/72552 |
| AG Kulturgeschichtliche
Arbeitsgemeinschaft
(Inscripftafeln): | Erwin Papke
Jörg Benz
Ernst-Otto Friese
Wolfgang Reschke |

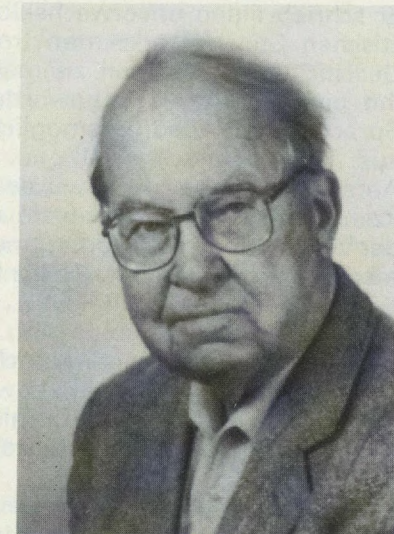
Aus der Arbeit des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg

In memoriam
Friedrich Prieue
* 1911 † 1999

Im Alter von 87 Jahren ist Oberstudienrat a.D. Friedrich Prieue am 29. 4. 1999 in Itzehoe gestorben. Der gebürtige Bremer studierte in Heidelberg, Berlin, Greifswald und Wien Germanistik, Geschichte und Englisch, war Referendar in Hamburg und Nottingham (England) und unterrichtete nach Kriegsdienst und kurzer Gefangenschaft an der Kaiser-Karl-Schule Deutsch, Geschichte und Englisch.

Ab 1976 leitete der Pensionär in der Nachfolge von Dr. Rudolf Irmisch ehrenamtlich das städtische Archiv. Er betreute es, bis 1985 mit Kirsten Puymann eine hauptamtliche Kraft das nunmehr gemeinsame Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe übernahm. Friedrich Prieue war ein ebenso fleißiger Forscher wie eifriger Publizist. Er machte sich mit Beiträgen vorzugsweise aus der Stadt- und Landesgeschichte einen Namen weit über Itzehoe hinaus. Zahlreiche seiner Aufsätze zu historischen Themen sind in der Norddeutschen Rundschau erschienen. Auch stand er als geschätzter Redner, so beim Heimatverband, mit stets interessanten Vorträgen zur Verfügung. Ausstellungen im Heimatismuseum wurden von ihm organisiert oder mitgestaltet.

Der unermüdlich tätige Autor schrieb über die verschiedensten Epochen, von Karl dem Großen und den Wikingern in Holstein bis hin zu den Ereignissen der jüngeren Vergangenheit. Kenntnisreich ordnete er Itzehoer Geschehen in die großen geschichtlichen



Abläufe ein (etwa: Reformation, Revolution von 1919, Landvolkbewegung oder NS-Zeit).

Mit sichtlichem Vergnügen widmete er sich daneben in großem Umfang typischen Itzehoer Lokalthemen: Wochenmarkt, Feuerwehr, Polizei, Julienstift, Straßenbeleuchtung, um nur einiges zu nennen. Gern war er auch der Biograph bekannter Itzehoer wie Johann Gottwerth Müller, Georg Löck oder Adolf Rohde.

Friedrich Priewe hat an zahlreichen Publikationen mitgewirkt, so an der Chronik „100 Jahre KKS“, dem Bildband „Itzehoe“, der Festschrift „Zum 150. Jahrestag der holsteinischen Ständeversammlung“ oder dem „Steinburger Jahrbuch“. Sein Hauptwerk ist das 1988 erschienene Buch „Lebendiges Itzehoe“ mit Beiträgen „zu 750 Jahren Stadtrecht“.

Er schrieb einen unverwechselbaren flüssigen, betont feuilletonistischen Stil, der auch den trockensten Stoff „lesbar“ und aus Geschichte Geschichten zu machen verstand. Und es zeichnete ihn eine heute selten gewordene Beherrschung der deutschen Sprache, ihrer Ausdrucksmöglichkeiten und ihrer Rechtschreibung aus.

Anfang Dezember 1986 wurde Friedrich Priewe durch die Stadt Itzehoe mit der „für Verdienste auf dem Gebiet der Literatur sowie der Vermittlung von Bildung und Information“ gestifteten Gedenkmedaille ausgezeichnet. (Heinz Longerich)

Veröffentlichungen von Friedrich Priewe (eine Auswahl)

- In memoriam Dr. Rudolf Irmisch, Steinburger Jahrbuch 1977
- Fastnachtstreiben in Alt-Itzehoe, Steinburger Jahrbuch 1977, S. 131–140
- Erinnerungen an zwei fast Vergessene: Johann Gottwerth Müller und Ludwig Meyn, Steinburger Jahrbuch 1977, S. 47–68
- „Der lieben Armuth Theuerung“ Über die Geschichte des Itzehoer Wochenmarktes, Steinburger Jahrbuch 1981, S. 10–33
- Ein Privileg wider den Commerz aller anderen, Steinburger Jahrbuch 1983, S. 67–80
- Ein Volk in Leibesübungen „Schafft harte Männer und schöne Frauen“ Ein Führer-Erlaß und seine Verwirklichung in Itzehoe, Steinburger Jahrbuch 1986, S. 222–225
- Dr. Ludwig Meyn. Gelehrter, Pionier, Lehrer und Berater der schleswig-holsteinischen Bauern, Steinburger Jahrbuch 1988, S. 224–241
- „Schafft harte Männer und schöne Frauen“ Itzehoe folgte dem Führerwort unverzüglich . . . , Steinburger Jahrbuch 1996, S. 132–138

- Das schlechte Gewissen der Gesellschaft – Johann Gottwerth Müller (1743–1828) in: J. G. Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung/Hrsg. von Alexander Ritter. Heide: Boyens, 1978. / Steinburger Studien; Bd. 1, S. 13–50
- Spuren der Vergangenheit: Geschichtlicher Abriß in: Itzehoe: Bildband. Gerbers, 1977, S. 4–7
- Wie Itzehoe zu seinem Ständesaal kam
- Itzehoe um 1835 in: Zum 150. Jahrestag der holsteinischen Ständeversammlung. Neumünster: Wachholtz, 1985, S. 65–80
- Lebendiges Itzehoe: Beiträge zu 750 Jahren Stadtrecht. Rendsburg: Möller, 1988.

Verdienste um die Heimatkunde

Harald Bolten und Karl-Heinz Lohse geehrt

Anlässlich der Jahreshauptversammlung des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg am 10.03.1999 konnte der Vorsitzende, Landrat Dr. Burghard Rocke, zufrieden auf das Jahr 1998 zurückblicken. Er wies auf das gelungene Winterprogramm hin mit dem humorvollen plattdutschen Vortrag von Paul Barth, Hans-Joachim von Leesens Vortrag zum Thema „Revolution in Deutschland – Erhebung in Schleswig-Holstein“ und einem Lichtbildervortrag von Uwe Jansen über die Kirchen Schleswig-Holsteins.

Die Studienfahrten erfreuen sich weiterhin sehr großer Beliebtheit. Die Halbtagesfahrt ging 1998 nach Eutin zur Schloßbesichtigung. Die große Fahrt im Herbst führte rund 200 Mitglieder nach Lauenburg.

Zufrieden zeigte sich Landrat Dr. Rocke auch in bezug auf das jüngste Steinburger Jahrbuch, das bereits nach kurzer Zeit vergriffen war.

Die Mitgliederzahl des Heimatverbandes des Kreises Steinburg sank im vergangenen Jahr um 30 auf 1310.

Das Kreismuseum hat durch die Aktivitäten von Frau Dr. Chmielewski-Hagius interessante Ausstellungen und Darbietungen gezeigt. Sie hat damit das Haus mit Leben erfüllt.

Danach ging der Vorsitzende auf das Programm des Heimatverbandes im Jahr 1999 ein und wies auf die kleine Studienfahrt am 5. Mai nach Husum und auf die Ganztagesfahrt Anfang September nach Schwerin hin. Für das Winterhalbjahr seien 6 Vorträge vorgesehen.

Zum Abschluß seines Geschäftsberichtes zeichnete Dr. Rocke die langjährigen Mitglieder Harald Bolten und Karl-Heinz Lohse auf-



Verdienste um die Heimatkunde: Harald Bolten (links) und Karl-Heinz Lohse

grund ihrer Verdienste für die Heimatkunde mit der silbernen Ehrennadel des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes aus. Harald Bolten hat sich über Jahrzehnte hinweg für die heimatkundlichen Belange der Krempermarsch eingesetzt. Bekannt sind die von ihm verfaßten Bücher „Kremper Bildbände“ und „Kremper Reimereien“. 10 Jahre lang hat er sich als 2. Vorsitzender des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg große Verdienste erworben. Er ist den Steinburgern als „de Kerl ut Kremp“ bekannt und hat in zahlreichen Beiträgen im Steinburger Jahrbuch und in Vorträgen beim Heimatverband über heimatkundliche Themen berichtet. Durch die Benutzung der plattdeutschen Sprache hat er zugleich einen Beitrag zur Förderung und Erhaltung der niederdeutschen Sprache geleistet.

Karl-Heinz Lohse hat mit der Errichtung eines Heimatmuseums mit einer umfangreichen volkskundlichen Sammlung und einem Dorfarchiv in seiner Gemeinde Ottenbüttel ein Werk geschaffen, das weit über die Grenzen Ottenbüttels hinaus von heimatkundlicher und heimatgeschichtlicher Bedeutung ist. Er hatte die Federführung bei der Erarbeitung der Ottenbütteler Dorfchronik und hat darüber hinaus durch die plattdeutschen Erläuterungen der Sammlungsgegenstände einen Beitrag zur Förderung und Erhaltung der niederdeutschen Sprache geleistet.

Landrat Dr. Rocke sprach seinen Dank und Glückwünsche auch Erwin Papke, dem langjährigen 2. Vorsitzenden des Heimatverbandes, aus. Papke hatte im vergangenen Jahr die goldene Ehrennadel des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes erhalten. Anschließend berichteten die Leiter der Arbeitsgemeinschaften Botanik, Archäologie und Störewer Hermann. Hans Carstens teilte den Mitgliedern mit, daß im September 98 ein Förderverein für den Störewer gegründet wurde und die bisherige Arbeit des Heimatverbandes für den Erhalt des Ewers nunmehr vom Förderverein fortgesetzt würde.

Ein wesentlicher Punkt der Versammlung war die Neuwahl des Vorsitzenden und des Kassenprüfers – hier gab es keine Veränderungen – Dr. Burghard Rocke wurde einstimmig zum Vorsitzenden wiedergewählt, ebenso der Kassenprüfer Karl Rohwer. (Hans Carstens)

Der Ochsenweg von Jütland nach Wedel

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung hielt Dr. Bernd Zich, hauptamtlicher Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft „Ochsenweg“, einen eindrucksvollen Lichtbildervortrag über den historischen Ochsenweg. Der Vortragende informierte über die Geschichte der Ochsenwege und führte die Teilnehmer anhand von Lichtbildern über die Triftwege auf der Cimbrischen Halbinsel. Es gab viele Wege, auf denen die Ochsen getrieben wurden. Der historisch bekannteste Weg führte von Jütland über Flensburg und Rendsburg bis nach Wedel. Südlich von Rendsburg führte eine Variante des Weges über Itzehoe, die andere über Neumünster und Bad Bramstedt bis nach Uetersen. Dort vereinigten sich die beiden Trassen wieder und führten gemeinsam weiter nach Wedel. In der Rolandstadt wurde das Vieh, das zu der damaligen Zeit nur bis zu 1,50 m groß wurde, über die Elbe gebracht und in Richtung Stade und darüber hinaus in die bevölkerungsreicheren Gebiete bis ins Rheinland getrieben und dort verkauft. Teilweise wurden auf der Strecke bis zu 50 000 Ochsen innerhalb von 6 Wochen gezählt.

Der Weg führte auf der hohen Geest weitgehend entlang der Eisrandlinie der letzten Eiszeit, um so Flüsse und Moore zu umgehen. Er war als Triftweg bis zu 10 km breit. Der Hauptweg dürfte etwa 4000 Jahre alt sein. Er verlor erst mit der Einführung der Eisenbahn Mitte des vorigen Jahrhunderts an Bedeutung.

Dr. Zich berichtete mit Begeisterung über die Naturschönheiten und über den reichen Denkmälerbestand entlang dieser Strecke, die somit auch als eine kulturhistorische Achse bezeichnet werden kann.

Der Ochsenweg war aber nicht nur eine Route, auf der Vieh zum Verkauf gen Süden getrieben wurde, die Strecke war zugleich Heerweg und auch Stammstrecke von Pilgern zwischen Skandinavien und den heiligen Stätten im Mittelmeerraum. Auch Händler, wandernde Handwerker und fahrendes Volk begegneten sich auf diesem Wege.

Heute gewinnt der Ochsenweg zunehmend an Bedeutung als Radfernwanderweg, der sich aber auch für kurze Fahrradtouren anbietet. (Hans Carstens)

Storm auf Schritt und Tritt

Heimatverband Steinburg in Husum

Vier Busse, 170 Teilnehmer und als Ziel die alles andere als „graue Stadt am grauen Meer“ – der Heimatverband des Kreises Steinburg war wieder auf Tour.

Husum empfing die Steinburger Gäste mit Sonnenschein, blauem Himmel und einer kräftigen Brise. Im neuen Rathaus am Hafen – hier stand früher eine Schiffswerft, was sich in der Architektur widerspiegelt und Gedanken an den Itzehoeer „Hermann“ weckte – stellte Bürgermeister Cornelius Kohl seine Stadt vor: 21000 Einwohner, „Versorgungsmittelpunkt“ für 80000 Menschen, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum Nordfrieslands.

Früher gab es hier, darin Itzehoe ganz ähnlich, einen bedeutenden Viehmarkt, den größten in Nordeuropa. Beachtlich ist der Hafenumschlag: 500000 Tonnen jährlich. Aber hauptsächlich, so der Bürgermeister, „leben wir vom Tourismus“. Die 170 Besucher sahen sich denn auch freundlich umsorgt und durch kundige Kräfte über alles Wissens- und Sehenswertes wohl informiert.

Und da hat Husum (Stadtrechte seit 1603) eine Menge zu bieten, den berühmten Tine-Brunnen etwa, die klassizistische Kirche am Markt, (wie ihr Pendant in Krempe ein Werk des dänischen Baumeisters C.F. Hansen) oder das Schloß vor Husum, einst herzoglicher Witwensitz mit besonders zur Krokusblütenzeit gern besuchtem Park. Vieles eigentlich Erhaltenswerte sei nach dem Krieg leider abgerissen worden, bedauerte die Stadtführerin – die Stör Schleife ließ grüßen.

Husum – das ist in erster Linie aber Theodor Storm. Ihm begegnet man auf Schritt und Tritt: Geburtshaus, Wohnhaus, Storm-Archiv, ein Theodor-Storm-Hotel, die Bronzestatue im Schloßpark...

In Husum könne man „viel Storm erleben“, sagte der Präsident der Storm-Gesellschaft, Prof. Dr. Laage, der bei der Kaffeetafel über Husums größten Sohn (1817–1888) sprach und aus Ge-

dichten und Novellen rezitierte. Das gelte nicht nur für biographische Erinnerungen. Husum sei vielmehr auch „der poetische Mittelpunkt Storms“. Überall in der Stadt fanden sich „Stätten, die in seiner Dichtung eine Rolle spielen“. Etwas Vergleichbares gebe es nirgendwo sonst. (Heinz Longerich)

Schwerin – eine Reise wert!

Die ganztägige Studienreise des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg fand auch in diesem Jahr regen Zuspruch. 185 Heimatfreunde starteten am 4. September um 7.30 Uhr in vier Bussen nach Schwerin. Sie erreichten nach dreistündiger Fahrt die Hauptstadt Mecklenburg-Vorpommerns, die sich bei strahlendem Sonnenschein von ihrer besten Seite zeigte. Das Blau der Wasserflächen und das Grün der Wälder beherrschten das Stadtbild. Im Zusammenklang mit der Bebauung entdeckten die „Steinburger Heimatfreunde“ hier eine beneidenswerte Stadtlandschaft.

Die Fahrt auf dem Schweriner See, dem viertgrößten Binnensee Deutschlands, führte vom Anleger beim Schweriner Schloß am idyllischen Ort Zippendorf mit seinem Badestrand und den Inseln Kaninchenwerder und Ziegelwerder vorbei. Besonders imposant zeigte sich das Schweriner Schloß von der Wasserseite. Die Erläuterungen während der Fahrt und das bunte Bild der Segelschiffe machten deutlich, daß diese Landschaft zunehmend an Bedeutung für den Tourismus gewinnt.

Nach dem Mittagessen folgte ein zweistündiger Stadtrundgang in sechs Gruppen durch die Altstadt. Dabei erläuterten die Stadtführerinnen und Stadtführer die Geschichte der Stadt und die zahlreich erhaltenen historischen Gebäude.

Bereits im Jahre 1018 wird auf der heutigen Schloßinsel eine slawische Burg erwähnt. Auf die Bezeichnung „Zuarin“ ist der Name Schwerin zurückzuführen. Die Burg wurde vom Obotritenfürst Niklot 1160 vor dem heranziehenden Heinrich dem Löwen in Brand gesteckt. Noch im gleichen Jahr wurde die Stadt Schwerin von Heinrich dem Löwen gegründet. Sie wurde unmittelbar danach zum Sitz des Bistums und der Grafschaft, später des Herzogtums und des Großherzogtums. Nach der Abdankung des Großherzogs im Jahre 1918 wurde Schwerin zunächst Landeshauptstadt von Mecklenburg-Schwerin, 1934 des ganzen Landes Mecklenburg und nach 1945 auch Vorpommerns. Seit der Wiedervereinigung ist Schwerin Landeshauptstadt des Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern.

Beim Stadtrundgang führte der Weg zunächst entlang des bereits Anfang des 13. Jahrhunderts als Mühlenteich angelegten „Pfaf-



Studienfahrt am 14. Oktober 1999 nach Schwerin

fenteiches“ mit dem einmaligen Blick über die blaue Wasserfläche auf den Dom. Weiter ging es am ehemaligen Arsenal, im Stil der englischen Tudorgotik errichtet, vorbei. Hier war die Waffenkammer der großherzoglichen Armee. Die Teilnehmer sahen das Wohnhaus des bedeutenden Mecklenburgischen Architekten Demmler. Demmler war Schüler des bekannten Baumeisters Schinkel. Er hat das Antlitz Schwerins durch viele Bauwerke geprägt. Die langgestreckte Mecklenburgstraße mit dem mächtigen Gebäude der Hauptpost präsentierte sich mit den liebevoll restaurierten Häusern. Über die Schloßstraße führte der Weg vorbei an repräsentativen Bauwerken zum „Alten Garten“. Besonders auffällig zeigten sich die im klassizistischen Baustil errichteten Gebäude der heutigen Staatskanzlei und des Umweltministeriums. Beide Gebäude sind durch die „Beamtenlaufbahn“, einem auf einem Bogen stehenden überdachten Gang, miteinander verbunden. Auffällig auch das im Stile des Neoklassizismus gebaute ehemalige Hotel „Nordischer Hof“, das zur Zeit renoviert wird und heute Sitz des Finanzministeriums ist.

Der „Alte Garten“, einst höfischer Nutzgarten, ist vorwiegend von Bauwerken des 19. Jahrhunderts geprägt. Das sind das „Alte Palais“, das Mecklenburgische Staatstheater und das staatliche Museum. Zu nennen ist auch die 32 m hohe Siegessäule, die dort zur Erinnerung an die Gefallenen des Krieges 1870/71 errichtet wurde.

Über die Schloßbrücke erreichten die Besucher das schon von der Wasserseite bekannte Schweriner Schloß. Der Ausbau zum heutigen repräsentativen Schloß erfolgte im wesentlichen im 16. und 17. Jahrhundert. Das Schloß ist heute Sitz des Landtages von Mecklenburg-Vorpommern.

Über die Straße „Großer Moor“ und den Schlachtermarkt gelangten die Teilnehmer zum Marktplatz mit dem die Innenstadt beherrschenden Schweriner Dom mit seinem 117 m hohen Turm und einer reichen Ausstattung aus verschiedenen Epochen. Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte des Doms fand der Stadtrundgang der „Steinburger Heimatfreunde“ mit einem kleinen Orgelkonzert seinen Abschluß.

Alle Teilnehmer trafen sich zum abschließenden Kaffeetrinken im Intercity-Hotel, um anschließend die Heimreise in den Kreis Steinburg anzutreten. Sie werden sicher festgestellt haben, daß Schwerin eine weitere Reise wert ist. (Hans Carstens)

Wissenswertes über St. Laurentii

Heimatverband hängt Info-Tafel auf

1195 wurde die Itzehoeer St.-Laurentii-Kirche erstmals urkundlich erwähnt, 1657 bei einem Brand während des Schwedisch-Polnischen Krieges schwer beschädigt. Die Kirche in ihrer heutigen Form gibt es seit 1716. Dies alles und noch viel mehr über die Geschichte von St. Laurentii erfahren Besucher auf einer Informationstafel, die an der Kirchenmauer hängt.

Der Heimatverband für den Kreis Steinburg hat den Text entworfen, der Itzehoeer Designer Klaus Nütz stellte die Tafel aus Acryl im Format 44 x 57 Zentimeter her. Finanziert wurde sie von der Sparkasse in Steinburg. Die neue Tafel ersetzt zwei alte, die von Unbekannten zerstört worden waren.

Um die Informationstafeln, die an vielen historischen Gebäuden im Kreis Steinburg zu finden sind, kümmert sich im Heimatverband eine Arbeitsgemeinschaft. Gegründet wurde diese vor zehn Jahren von Jörg Benz, Erwin Papke, Wolfgang Reschke und Ernst-Otto Wiese.

„Wir haben zuerst Bücher über die Geschichte der Kirche gewälzt und an Ort und Stelle geforscht“, berichtet Jörg Benz. Anschließend wurde der Text verfaßt und die Finanzierung geklärt. „Dies ist nicht die erste Tafel, die uns von der Sparkasse gestiftet wurde“, sagt Jörg Benz.

Pro Exemplar müssen zwischen 400 und 600 DM einkalkuliert werden. Bei insgesamt 200 Tafeln, die bisher erstellt wurden,



seien das immerhin schon 100.000 DM. Im Jahrbuch des Heimatverbandes von 1997 sind alle 200 Motive abgebildet. Den Hersteller der Tafeln hat der Steinburger Heimatverband zwischenzeitlich gewechselt. Arbeitskreis-Mitglied Jörg Benz: „Wir waren mit der Arbeit damals nicht zufrieden. Jetzt sind wir froh, in Herrn Nütz einen kompetenten Fachmann gefunden zu haben.“ (Erwin Papke)

Vorträge im Winterhalbjahr 1999/2000

Alle Vorträge beginnen um 20.00 Uhr im Vortragssaal des Kreismuseums Prinzeßhof, Itzehoe, Kirchenstraße 20

Mittwoch, den 29. September 1999

Der Leitende Landesarchivator Dr. Reimer Witt spricht über Heinrich Rantzau (1526–1598) „ein königlicher Stadthalter und Humanist beschreibt sein Land“ (Schleswig-Holstein). Der Vortrag wird mit Overhead-Folien zur Anschauung unterstützt. In diesem Jahr jährt sich der 400. Todestag von Heinrich Rantzau.

Mittwoch, den 13. Oktober 1999

Plattdeutscher Abend mit Jürgen Timm – plattdeutsche Lieder mit Gitarrenbegleitung und Geschichten.

Jürgen Timm wohnt in Kollmar und ist in Schleswig-Holstein als plattdeutscher Autor und Sänger bekannt. Er gewann den NDR-Autoren-Wettbewerb „Vertell doch mal“. Sein erstes Buch trägt den Titel „Frisch optreten“.

Mittwoch, den 10. November 1999

Dr. Ortwin Pelc, Oberkustos am Museum für Hamburgische Geschichte, hält einen Lichtbildervortrag über das Thema „Die „Schiffahrt auf der Stör im 19. und 20. Jahrhundert“.

Mittwoch, den 12. Januar 2000

Jutta Kürtz, Journalistin und Sachbuch-Autorin, spricht über das Thema „Kulinarische Reise durch Schleswig-Holstein.“ Dabei geht es um die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens mit regionalem Bezug. Jutta Kürtz ist bekannt als Autorin zahlreicher Texte und Bücher über kulinarische, kulturgeschichtliche und touristische Themen, u. a. „Mit der Stör durch Steinburg“.

Mittwoch, den 9. Februar 2000

Vortrag von Pastor Hartwig Lohmann, Kellinghusen, über Wilhelm Busch: „Zeitkritik bei Wilhelm Busch“.

Mittwoch, den 22. März 2000

19.15 Uhr bis 20.00 Uhr Jahreshauptversammlung des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg

Folgende Tagesordnung ist vorgesehen:

1. Geschäftsbericht des 1. Vorsitzenden
2. Berichte aus den Arbeitsgemeinschaften
3. Kassenbericht
4. Entlastung des Vorstandes
5. Neuwahl
 - a) einer/eines 2. Vorsitzenden
 - b) einer Schriftführerin/eines Schriftführers
 - c) einer/eines Beauftragten für die Jugendarbeit
 - d) einer/eines Kassenprüfers/in
6. Anträge
7. Verschiedenes

Anträge von Mitgliedern zur Tagesordnung bitten wir bis zum 8. März 2000 schriftlich beim Vorstand einzureichen. Im Anschluß – ab ca. 20.00 Uhr – wird Herr Dr. Klaus J. Lorenzen-Schmidt, Vorsitzender der Detlefsen Gesellschaft in Glückstadt, über das Thema „Itzehoe, Krempe, Wilster, Neustadt – die alten Städte unseres Kreises im Mittelalter“ sprechen.

Buchbesprechungen

Heinrich Rantzau (1526–1598). Königlicher Statthalter in Schleswig und Holstein. Ein Humanist beschreibt sein Land. Eine Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein 1999. Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs. Bd. 64. Schleswig: Landesarchiv Schl.-Holst., 1999. 346 Seiten. Br.

Es handelt sich um den Katalog der Ausstellung, die im Landesarchiv Schleswig im Sommer 1999 stattfand. Als Anlaß nahm man den 400. Todestag des großen Humanisten Heinrich Rantzau, der in der Neujahrsnacht 1598/99 auf seinem Schloß Breitenburg starb. Eine Würdigung Rantzaus war überfällig, zumal es noch immer keine angemessene Biographie über ihn gibt. Kern dieses schön illustrierten Katalogs ist der Abdruck von Heinrich Rantzaus Landesbeschreibung „Cimbricae chersonesi . . . descriptio nova“ von 1597, die hier dankenswerterweise von einer deutschen Übersetzung begleitet wird, verfaßt von Hans Braunschweig (S. 95–301, darin u. a. Beschreibungen Itzehoes, Breitenburgs, Krempe, Münsterdorfs und Mehlbeks S. 105–109 bzw. 211–215, Abbildungen von Breitenburg S. 167 und 216, von Mehlbek S. 177). Es hat eine gewisse Konsequenz für sich, wenn dann unter den 194 knappen Exponatsbeschreibungen (S. 316–340) ein starker Akzent auf landeskundliche, besonders topographische Darstellungen entfällt. Dadurch wurde in Ausstellung und Katalog aber die große Chance vergeben, das europäische Format Heinrich Rantzaus bewußt-zumachen. Unter den Aufsätzen, die der Katalog enthält, macht hierzu Reiner Hansens Beitrag zu Heinrich Rantzaus Theorie und Praxis von Friedens- (und Kriegs-) darstellungen – ältere eigene Arbeiten nutzend – einiges bewußt (S. 31–42). Die anderen Beiträge beschränken sich auf partielle, vorwiegend landeskundlich interessierende Gegenstände. Unter den Ausstellungsgegenständen hätten zumal die Bücher, die im Wirkungskreis des großen Gelehrten, Autors und Mäzens Heinrich Rantzaus entstanden sind und in guter Auswahl vertreten waren (unter ihnen viele aus der Breitenburger Schloßbibliothek, wo man in den Jahrhunderten seit Wallensteins Raub der großen Rantzau-Bibliothek viele Einzelstücke wiederangeschafft hat), durch breitere kommentierende Texte das geistige, alles andere als provinzielle Format Rantzaus ins Bewußtsein rücken können. Hier wurde in Ausstellung und Katalog vieles versäumt. Es ist zu wünschen, daß weitere Publikationen deutlicher zeigen, wie umfassend Heinrich Rantzau die Möglichkeiten der Kultur des europäischen Humanismus in Holstein und Schleswig verwirklicht hat, daß also neben dem relativ partiellen Interesse an einer umfassenden Landesgeschichte seine politischen und poetischen Werke, seine programmatischen Konzepte für Architektur, Gartenanlage und beschreibende Literatur, sein Mäzenatentum für Wissenschaften, Literatur und Kunst im Lande Maßstäbe setzten, die keinen Vergleich mit anderen europäischen Lebensleistungen zu scheuen brauchten.

Wolfgang Harms, München

Ulf O. Postel und Richard Kolang, Herbert Lüdemann, Karl-Heinz Roll, Ulrich von der Trenck: 850 Jahre Kellinghusen an der Stör. Kirchdorf-Flecken-Stadt. Hrsg. von der Stadt Kellinghusen. [Kellinghusen]: Stadt Kellinghusen, 1998. 268 Seiten. Geb. 69,80 DM.

Anläßlich der 850-Jahr-Feier hat die Stadt Kellinghusen/Holstein diese großformatige Geschichte vorgelegt. Aus der großen Zahl der Ortsgeschichten fällt die Publikation durch einen professionell angelegten Umbruch und eine außergewöhnlich gute Ausstattung in Druck-, Papier- und Bindequalität auf. Es ist schon von daher für den Leser eine Freude, in diesem bibliophilen Buch zu blät-

tern und zu lesen. In den 26 Kapiteln widmen sich die Verfasser den markanten Aspekten der lokalen Geschichte und verbinden sinnvollerweise ein chronologisches Vorgehen mit Kapiteleinrichtungen, die besonderen thematischen Aspekten folgen. Örtliche Entwicklungen werden zureichend in den überregionalen historischen Kontext eingebettet. Auch wenn der prominente Bewohner der Kleinstadt Detlev von Liliencron nur wenige Jahre sich in Kellinghusen aufgehalten hat, so bleibt doch seine Einbeziehung in die Stadtgeschichte auffällig blaß und läßt wenig von dem erkennen, was seinen unbestreibaren, aber auch umstrittenen Ruhm als Schriftsteller ausmacht. Das Buch ist angemessen bebildert und schließt mit einem informativen Quellennachweis und Literaturverzeichnis ab.

rt

Ute Hinrichsen und Sabine Hirschbiegel: „Gewerbe, welche eine herumtreibende Lebensart mit sich führen“. Hausierer und Schausteller in Schleswig-Holstein zwischen 1774 und 1846. Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins. Bd. 39. Neumünster: Wachholtz Verlag, 1999. 299 Seiten. Br. 40,- DM.

Innerhalb der Reihe „Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins“, die vom Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität herausgegeben wird, liegt nunmehr ein weiterer Band vor. Die beiden Autorinnen haben ihre Magisterarbeiten zu einer gemeinsamen Publikation vereint. Ute Hinrichsen beschäftigt sich mit dem „Hausierhandel in den Herzogthümern Schleswig und Holstein 1774–1846“, und Sabine Hirschbiegel setzt sich mit der „Schaustellerei in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (1763–1838)“ auseinander. Beide Verfasserinnen gehen in methodisch überzeugender Weise ihrem jeweiligen Sachverhalt nach und vermitteln einen instruktiven Einblick in den Gang und Stand der Forschung sowie in die entsprechenden Verhältnisse innerhalb der angegebenen Zeiträume. Die Auflistung etlicher Ortschaften aus dem Kreis Steinburg läßt bereits erkennen, daß diese beiden Darstellungen für die entsprechende Regionalforschung an der Westküste hilfreich sein können. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein Orts-, Personen- und Sachregister schließen den Band ab.

rt

Horst Joachim Frank: Literatur in Schleswig-Holstein. Bd. 2. 18. Jahrhundert. Neumünster: Wachholtz Verlag, 1998. 824 Seiten. Geb. 98,- DM.

Drei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes einer Literaturgeschichte Schleswig-Holsteins liegt nunmehr der zweite vor. Autor und Verlag sind für die zügige Realisierung des Projektes zu loben. Der Flensburger Literaturwissenschaftler wendet sich nunmehr den literargesellschaftlichen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts in den Herzogtümern und in Hamburg zu und stellt die maßgeblichen Autoren vor. Die Ausführungen folgen konsequent den methodischen Vorgaben, die für den ersten Band bereits als problematisch angesprochen worden sind, eine nach philologischen Ansprüchen der Literaturgeschichtsschreibung wenig überzeugende enge Verknüpfung von teilweise zu anekdotisch eingerichteten autobiographischen Skizzen, Werkbenennungen, inhaltlichen Paraphrasen, langen Zitaten und Erläuterungen, die streckenweise sich allzu eng an bereits Publiziertes anlehnen. Das Inhaltsverzeichnis mit den seitenlangen, wenig geschickt eingerichteten Stichwortreihen spiegelt diese kumulierende Strategie, mit der den sozialgeschichtlichen Umständen von literarischer Produktion und Rezeption nur in Ansätzen gefolgt werden kann. Unabhängig davon muß auch diesem Band bescheinigt werden, daß der Verfasser mit seinem erheblichen Recherchieraufwand – die Literaturverzeichnisse belegen das – eine materialreiche Darstellung der literargeschichtlichen Entwicklung eines Jahrhunderts geleistet hat, in dem auch die Literatur in Schleswig und Holstein im

„Windschatten“ der deutschen und europäischen Literaturentwicklung einer an der Aufklärung orientierten differenzierten Entwicklung gefolgt ist. Der Autor übernimmt in der Autorenauswahl nicht nur den festgelegten Kanon der Schriftsteller von Klopstock, den Stolbergs, Claudius, Voß u. a. Er spricht auch über die literargesellschaftlichen Vereinigungen, die Entwicklung der Lesegesellschaften, das literarkulturelle Leben in den Städten. Das alles wird informativ-unterhaltend angeboten, so daß auch der wissenschaftlich nicht geschulte Leser sich mit Gewinn orientieren kann. Eine Zeittafel zur literarischen Entwicklung und ein umfangreiches Personenregister sind nützliche Ergänzungen. Ein Kompliment ist wiederum dem Verlag auszusprechen, der mit großzügigem Layout, vorbildlicher Druck- und Bindequalität auch im verlegerischen Sinne ein gutes Buch geschaffen hat. rt

Die deutsche Revolution von 1848/49 und Norddeutschland. Hrsg. von Wolfgang Beutin, Wilfried Hoppe und Franklin Kopitzsch. Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte. Bd. 27. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 1999. 300 Seiten. Br. 89,- DM.

Das Jahr 1998 war in vielerlei Hinsicht ein Jubiläumsjahr. Kommunen, Hochschulen und Verlage erinnerten sich der politischen Unruhe in der deutschen Gesellschaft vor 150 Jahren, der handgreiflichen Auseinandersetzungen sowie der institutionellen Versuche, dem Liberalismus, der Demokratie und der staatlichen Einheit Deutschlands voranzuhelfen. In diesem Kontext veranstalteten die Hamburger Universität, der Hamburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte und die Friedrich-Ebert-Stiftung eine Tagung, die sich mit den revolutionären Geschehen unter besonderer Beachtung der Vorgänge in Norddeutschland auseinandersetzte. Der vorliegende Band dokumentiert die Referate. Die erste Hälfte der Beiträge beschäftigt sich mit übergeordneten Fragestellungen, u. a. mit dem Verhältnis der Habsburger Monarchie zu den europäischen Revolutionen, deren Ursachen und wenig erfolgreichen Resultaten, dem Emigrantenkomplex und der besonderen Rolle Heinrich Heines, mit den Stellungnahmen von Marx, Engels und Franz Mehring. Der zweite Teil der Aufsätze berücksichtigt vorrangig regionale Zusammenhänge aus Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und dem deutsch-dänischen Verhältnis, aus Hamburg und Lüneburg. Das Gesamtkonzept erweist sich als aspektreich. Bedauerlicherweise fehlen ein Gesamtliteraturverzeichnis und ein Register, – eine Fehlentscheidung der redaktionellen Betreuung. rt

Hamburg Lexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Daniel Tilgner. Hamburg: Zeise, 1998. 671 Seiten. Geb. 98,- DM.

Großvolumig, im Lexikonformat, übersichtlicher Umbruch, reichlich bebildert, typographisch für die Lesbarkeit günstig eingerichtet und solide gebunden, – ein Handbuch, das einer bedeutenden Großstadt und ihrer reichen Geschichte von seiner Gewichtigkeit und der Präsentation wahrlich angemessen ist. Es ist eine Freude, in dem Band zu blättern, sich hier und da festzulesen und den reichlich angebrachten Querverweisen in den einzelnen Beiträgen zu folgen. Das gilt beispielsweise für die Erläuterungen zu Altona oder der Patriotischen Gesellschaft oder der Jüdischen Gemeinde. Wer allerdings zu einzelnen Stichworten Titel nach der einschlägigen Literatur sucht, der wird enttäuscht. Weder im Anschluß an die Einzeltexte noch im Anhang des Bandes finden sich Hinweise auf weiterführende Literatur, die man zusätzlich über das Register hätte erschließen können. Dies ist ein eklatanter Mangel. Wenn – wie in anderen Besprechungen gerügt – hier und da Eintragungen zu knapp ausfallen oder auch Stichworte gänzlich fehlen wie beispielsweise „Lesegesellschaft“, so sind das marginale Mängel, die dem Nutzen des Nachschlagewerks nicht abträglich sind. Die ab-

schließenden Personen- und Sachregister sind sorgfältig eingerichtet und erleichtern die Handhabung. Warum ein Stadtplan zu den gegenwärtigen Verhältnissen dieser großen Stadt fehlt, warum man gerade die überaus interessante topographische Entwicklung zur Metropole durch eine Serie von Plänen nicht dokumentiert, warum – wie schon erwähnt – die Literaturangaben fehlen, bleibt unerfindlich. Eine Neubearbeitung sollte diese Einwände berücksichtigen. Und bei einer späteren Auflage sollte man daran denken, ob nicht eine zweibändige und dann preiswerte Taschenbuchausgabe sinnvoll erscheint, um den Aufklärungsanspruch jedermann zugänglich zu machen. rt

Malte Rühmann: Todesmüde. CD 1998. Forsthaus-Studio Heiligenstedten. Spieldauer 62 Minuten. Vertonung von Texten der Autoren Klaus Staeck, Joachim Tettenborn, Heinrich Heine, Günter Kunert, Harald Meyenburg, Eileen Arkhurst, Uve Niehuus. Erhältlich im Forsthaus-Studio, Heiligenstedten (Tel. 04821/74241) und in der Kirchengemeinde St. Michaelis, Itzehoe (Tel. 04821/82284; st.michaelis@iz-web.de).

Komponist: Malte Rühmann (bis auf „Baba Yaga“, komponiert von Uve Niehuus und Lydia Kavina). Texte: Klaus Staeck (Frankfurt), Joachim Tettenborn (Mainz), Günter Kunert (Kaisborstel), Eileen Arkhurst (Itzehoe), Uve Niehuus (Itzehoe), Heinrich Heine (1797–1856) und Harald Meyenburg (Itzehoe). Solisten: Elizabeth Parcells (Boston), Sopran; Kathrin Michael (Springhoe), Sopran; Christian Bergh (Berlin), Tenor; Lydia Kavina (Moskau), Theremin Vox; Gerhild Bielfeldt (Tönning), Violine und Bratsche; Christian Alexander (Itzehoe), Horn und Posaune; Brigitte Gier (Kellinghusen), Querflöte; Tatjana Kunkelmoor (Ecklak), Akkordeon; Thomas Meinert (Heiligenstedten), Mundharmonika und Malte Rühmann (Itzehoe), Keyboard. Titelbildgestaltung: Karl-Friedrich Hacker, Itzehoe.

Der Titel „Todesmüde“ mag auf den ersten Blick pessimistisch klingen, gemeint ist aber das Gegenteil von „lebensmüde“. Der Komponist versucht seiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen, dass er aus einer Welt, in der alles Leben dem Tod geweiht ist, aufwachen wird zum eigentlichen, zum ewigen Leben. Daher finden sich auf der CD Stücke wie „Moses befreit Laokoon und seine Söhne“ oder „Der Lobgesang des Lazarus“ oder ein Trio über den Choral „Christ ist erstanden“.

Anlässlich einer Ausstellungseröffnung 1997 in Störkathen mit Plakaten von Klaus Staeck wurde Malte Rühmann beauftragt, die Eröffnungsrede von Prof. Staeck musikalisch zu umrahmen. Zu diesem Anlass komponierte er „Warnung vor dem Rückstoss“, nach Worten aus einem Vortrag von Klaus Staeck.

„Baba Yaga“ wurde komponiert von Uve Niehuus (Synthesizer) und Lydia Kavina (Theremin Vox) und stellt die russische Hexe in Gestalt einer Hütte auf Hühnerbeinen dar.

„Giorgio de Chirico oder die plötzliche Heilung vom Wahnsinn“ stellt die Wandlung des italienischen Malers de Chirico dar, der in den zwanziger Jahren surrealistisch malte und nach eigenem Bericht eines Morgens aufwachte und plötzlich feststellte, dass seine surrealistischen Bilder der reine Wahnsinn waren und daraufhin wieder traditionell malte. Die anderen Surrealisten warfen ihm daraufhin Verrat vor.

Dr. Joachim Tettenborn (u. a. Chef-Dramaturg im Schauspielhaus zu Jena und 20 Jahre leitender Kulturredakteur beim ZDF) schrieb einen Gedichtzyklus anlässlich des Todes seiner Frau im Jahre 1991, von denen Malte Rühmann vier vertont hat.

In der „Sonate für Horn und Klavier“ will der Komponist darstellen, wie das Böse versucht, das Gute zu stören und die Oberhand zu bekommen, aber das Böse schafft es nicht, und das Gute siegt.

Von den 5 Liedern nach Texten von Günter Kunert dürfte für die Heimatbetrachtung besonders das Lied „Bei Itzehoe“ interessant sein, in dem Günter Kunert seine Empfindungen gegenüber der Landschaft um Itzehoe darstellt. In dem Lied „Am Morgen“ beschreibt Eileen Arkhurst hypnotische Mächte, die in die Welt des Todes hineinziehen, und wie sie sich dieser Hypnose entzieht. In „Morgennebelschleier“ erzählt Uve Niehuus von der Endlichkeit des Seins in der Natur. „Vergib mir meine Lieder“ ist die Vertonung eines der letzten Gedichte von Heinrich Heine.

Malte Rühmann: Der Hase im Zug (Kinderlieder). CD 1999. Forsthaus-Studio Heiligenstedten. Spieldauer 70 Minuten. Erhältlich im Buchhandel und im Forsthaus-Studio, Heiligenstedten (04821/74241).

Komponist: Malte Rühmann (bis auf „Der traurige Mond“ von Chandra Zabel, „Das Pony“ von Svea Norkus, „Vogellied“ von Franziska Neumann und „Für Dich“ von Ludwig van Beethoven, Text: Malte Rühmann). Texte von Malte Rühmann, Uve Niehuus, Monique Schneider/Sandra Bachmann, Chandra Zabel, Svea Norkus, Franziska Neumann und Günter Kunert. Sprech-Einlage von Günter Kunert. Arrangements: Uve Niehuus (Itzehoe), Helge Looft (Heiligenstedten) und Malte Rühmann.

Gesang: Christian Bergh (Berlin), Sandra Bachmann (Itzehoe), Monique Schneider (Wacken), Svea Norkus (Itzehoe), Jan-Ulrik Heydorn (Bekmünde), Sabrina Modrak (Heiligenstedten), Gloria Grau (Itzehoe), Johanna Krum (Berlin), Franziska Neumann (Schlotfeld), Annegret Wegerich (Warder), Peter Wischmann (Itzehoe), Chandra Zabel (Itzehoe), Daniela Pereira (Heiligenstedten) und Malte Rühmann (Itzehoe). Chorgesang: Kinder der Kinderkirche St. Margarethen und des Kindergottesdienstes Heiligenstedten.

Instrumental-Solisten: Lydia Kavina (Moskau), Theremin Vox; Thomas Meinert (Heiligenstedten), Mundharmonika; Tatjana Kunkelmoor (Ecklak), Akkordeon; Ramon de Paoli (Schlotfeld), Violine; Kim Ferley (Lägerdorf), Militärflöte; Gerhild Bielfeldt (Tönning), Bratsche; Christa Wauer (Wittenberge bei Kellinghusen), Trompete; und Uve Niehuus (Itzehoe), E-Gitarre.

Titelbild: Renie Cassidy (Sydney). Graphische Gestaltung des Booklets: Karl-Friedrich Hacker (Itzehoe).

Hans Henning Lohse: Die Orgel in Breitenberg. Hrsg. mit der Kirchengemeinde Breitenberg. CD 1999. Kirche zu Breitenberg in Kellinghusen. Spieldauer 35 Minuten. Erhältlich bei der Kirchengemeinde Breitenberg (04822/7227).

Interpret: Hans-Henning Lohse (Itzehoe). Werke: Cesar Franck (1822–1890), Choral Nr. 3, a-moll: W. A. Mozart (1756–1791), Adagio h-moll KV 540; Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–1847) Präludium und Fuge G-Dur op. 37,2; und Malte Rühmann (*1960) „Värmlandsvisan“ – Fantasie über ein schwedisches Volkslied (Ersteinspielung).

Die einmalige pneumatische Orgel in Breitenberg wurde von dem weltberühmten Orgelbaumeister Wilhelm Sauer aus Frankfurt an der Oder im Jahre 1900 mit der Opuszahl 832 erbaut. Sie hat 14 Register. Pneumatische Traktur bedeutet, dass die Übertragung vom Drücken der Tasten zum Öffnen der Pfeife mit Luftdruck geschieht. Das bewirkt eine Tongebung, die sich besonders zur Interpretation von romantischer Orgelmusik eignet. Wegen des Barockprospektes der Vorgänger-Orgel wurden die Prospektpfeifen 1917 nicht für Kriegszwecke abgeliefert. Im Jahre 1998 wurde die Orgel von der ebenfalls aus Frankfurt an der Oder stammenden Orgelbaufirma Christian Scheffler restauriert. Da das pneumatische Instrument als einziges noch original erhalten ist, stellt diese romantische Orgel ein absolutes Kleinod dar.

Frauengeschichte – Frauengeschichte im Kreis Steinburg. Dokumentation III und IV. [Itzehoe: Kreis Steinburg], 1998/99. 2 Bde. 152 und 157 Seiten. Photo-mechanisch vervielfältigt. Br.

Mit diesen beiden Bänden setzen die Gleichstellungsbeauftragten Elke Dammann (Amt Kellinghusen-Land), Helga Thode (Amt Itzehoe-Land) und Jutta Ohl (Kreis Steinburg) ihre Informationen über Frauen in der Geschichte der Region fort. Während es in Band III um Geschichten zu Aberglauben und Hexen, Frauenarbeit und die Kunst des Nähens geht, bemühen sich die Herausgeberinnen im vierten Band, Frauen vorzustellen, die in Geschichte und Öffentlichkeit des Kreises eine besondere Rolle gespielt haben. Darunter finden sich so bemerkenswerte Persönlichkeiten wie Elise Augustat, Amoenne zu Rantzau, die Etatsrätin Doos und die erste Kreispräsidentin des Kreises Steinburg Annemarie Degkwitz. So löblich die Absichten dieses Dokumentationsunternehmens sind, so wenig überzeugt immer noch die organisatorische und publizistische Handhabung des Materials.

rt

Wynfrid Kriegleder: Vorwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855. Edition Orpheus. Bd. 13. Tübingen: Stauffenburg, 1999. 494 Seiten. Br. 136,- DM.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind Millionen von Europäern aus der Alten in die Neue Welt ausgewandert. Häufige Ursachen für diese existentielle Entscheidung waren für die Emigranten die unerfreulichen ökonomischen Perspektiven sowie die repressiven gesellschaftspolitischen Verhältnisse, die eine liberale politische und religiöse Einrichtung des öffentlichen und privaten Lebens kaum zuließen. In Amerika glaubte man die besseren Lebensbedingungen finden zu können, und in der Tat waren die Nachrichten von „drüben“ vielversprechend. Man hörte von der unbegrenzten Freiheit für den Tüchtigen durch die Briefe der bereits ausgewanderten Verwandten und Freunde, holte sich wichtige Informationen aus den sog. Auswanderungsbüchern, aber auch aus der zeitgenössischen Belletristik, die in zunehmendem Maße die Motive der Neuen Welt und des Amerikauswanderers aufgriff. Der Wiener Germanist hat mit der Vorlage seiner überarbeiteten Habilitationsschrift einen wesentlichen Beitrag zu diesem Kontext geleistet. In drei großen Abschnitten beschreibt und analysiert er erstens die Voraussetzungen der gesellschaftspolitischen und literargeschichtlichen Umstände, die die erzählerische Aufnahme der Amerikamotivik steuern, um dann in zwei sich anschließenden Teilen an zahlreichen Romanen des deutschsprachigen Raumes die Amerikarezeption für die Zeit von 1805 bis 1830 und von 1830 bis 1850 vorzustellen. Die materialreiche Abhandlung erweist sich auch für die Beschäftigung mit der schleswig-holsteinischen Auswanderung nach Amerika als überaus nützlich, weil sie aus dem literarischen Bereich Material bereitstellt, das in dieser umfassenden Weise der Forschung bislang noch nicht angeboten wurde.

rt

Unsere Autoren

Jörg Benz, Alte Landstraße 56B, 25524 Itzehoe
 Helga Butschalowsky, Grillchaussee 88, 25348 Glückstadt
 Elke Dammann, Feldhuser Straße 5, 25548 Kellinghusen
 Prof. Dr. Uwe Danker, Gottorfstraße 6b, 24837 Schleswig
 Kay Dohnke, Glashüttenstraße 22, 20357 Hamburg
 Sina Esselborn-Große, Normannenweg 15, 25524 Itzehoe
 Esther Fröbe, Am Lehmwohld 10, 25524 Itzehoe
 Gabriele Knoop, Hilgenkamp 12, 25588 Oldendorf
 Dr. Manfred Koch, Louis-Pasteur-Straße 17, 25524 Itzehoe
 Dr. Detlev Kraack, Seehofstraße 42, 14167 Berlin
 Dr. Gerhard Kraack, Husumer Straße 87, 24941 Flensburg
 Dr. Bernd Langmaack, Süderstraße 10, 25980 Westerland
 Karin Lewandowski, Hans-Prox-Straße 5, 25554 Wilster
 Dr. Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Im Pling 2c, 25348 Glückstadt
 Reimer Möller, Burghofstraße 22, 59494 Soest
 Kirsten Puymann, Ochsenmarktskamp 49, 25524 Itzehoe
 Prof. Dr. Klaus Ramm, Hengstenbergerstraße 11, 32139 Spenge
 Wolfgang Reschke, Oelixdorfer Straße 58, 25524 Itzehoe
 Dr. Alexander Ritter, Ferdinand-Sauerbruch-Str. 2, 25524 Itzehoe
 Karl-Heinz Roll, Preußerstraße 8, 25548 Kellinghusen
 Dipl.-Ing. Hans-Walter Scheel, Rudolf-Virchow-Str. 14, 25524 Itzehoe
 Ernst Schlee, Schleswig, verstorben
 Werner Schlüter, Horstheider Weg 49, 25358 Horst
 Dr. Kai-Uwe Scholz, Fischers Allee 75, 22763 Hamburg

STEINBURGER HEFTE – Heimatverband für den Kreis Steinburg e.V.

Die Beihefte des STEINBURGER JAHRBUCHS dienen der Veröffentlichung von Erträgen der Regionalforschung und umfassen Sonderdrucke von Aufsätzen des STEINBURGER JAHRBUCHS sowie Beiträge bisher unveröffentlichter Manuskripte. Bestellungen können an die Geschäftsstelle des Heimatverbandes für den Kreis Steinburg (Viktoriastraße 16–18, 25524 Itzehoe, Telefon 048 21/69456) oder an die Redaktion der STEINBURGER HEFTE (s. Impressum) gerichtet werden.

- | | | |
|---------|--|---|
| 1/1981 | JOHANN GOTTWERTH MÜLLER – Itzehoe (1743–1828)
Alexander Ritter: Zwischenbericht zur Forschungssituation
Dieter Lohmeier/Kay Dohnke:
Bibliographie Johann Gottwerth Müller (Stand 1981) | (vergriffen) |
| 2/1981 | WENZEL AUGUST HABLIK (1881–1934)
Rita Kauder: Zu den Landschaftsbildern Wenzel Habliks
Uwe Jansen: Wenzel Hablik im Prinzeßhof-Museum (Itzehoe) | (vergriffen) |
| 3/1982 | ZUR GESCHICHTE DER STADT KREMPE
Herbert Karting: Ein Beitrag zur Schiffahrtsgeschichte der Stadt Krempe | (vergriffen) |
| 4/1982 | JOHANN HINRICH FEHRS (1838–1916)
Kay Dohnke: Zwischenbericht zur Forschung
Kay Dohnke: Bibliographie Johann Hinrich Fehrs (Stand 1982) | (vergriffen) |
| 5/1982 | FLUGPLATZ HUNGRIGER WOLF (Hohenlockstedt)
Gero Hoppe: Luftfahrzeuge über Steinburg | (vergriffen) |
| 6/1983 | ITZEHoes STADTBILD – HAUS- UND GRUNDSTÜCKSBESITZER
(17. Jh. – 1982) – Folge 1
Hermann Bollhardt: Gänsemarkt und Holzkamp | Mitgliederpreis 7,90 DM
Ladenpreis 9,90 DM |
| 7/1983 | VERBÄNDE, VEREINE, VEREINIGUNGEN IM KREIS STEINBURG
Eine vorläufige Zusammenstellung (Stand 1983) | (vergriffen) |
| 8/1984 | STADTGESCHICHTE GLÜCKSTADT
Gerhard Köhn: Das königliche Schloß Glücksburg und die
Adelspalais in der Residenzstadt Glückstadt | (vergriffen) |
| 9/1985 | JOHANN GOTTWERTH MÜLLER: BIBLIOTHAESKATALOG (i. Vorb.)
Verzeichniß der von dem Herrn Dr. Ph. Joh. Gottw. Müller, Itzehoe, hinter-
lassenen Bibliothek (12000 Bände). Reprint der Ausgabe 1829. Hrsg. und mit
einem Register versehen von Alexander Ritter
Alexander Ritter: Privatbibliotheken im 18. Jahrhundert und ihre Kataloge,
ca. 320 Seiten | Voraussichtlich 10,- bis 15,- DM |
| 10/1985 | PERSONENREGISTER FÜR DAS STEINBURGER JAHRBUCH
1957–1976. Zusammengest. v. Otto Neumann | Mitgliederpreis 5,- DM
Ladenpreis 7,- DM |
| 11/1985 | ITZEHoes STADTBILD – HAUS- UND GRUNDSTÜCKSBESITZER
(17. Jh. – 1982) – Folge 2
Hermann Bollhardt: Untere Feldschmiede/Fußgängerzone | Mitgliederpreis 7,90 DM
Ladenpreis 9,90 DM |